Seltsame liebesleute

Arthur Schurig

Seltsame Liebesleute

Seltsame Liebesleute

Ein Roman des Lebens



von Arthur Schurig

1913

München und Leipzig bei Georg Müller

Erstes Buch



I.

Georg Freiherr von Rockau an Frau Agathe von Uechtritz.

Dresden, 12. November 19**.

Gnädige Frau,

ich bitte, Ihnen übermorgen gegen fünf Uhr meinen Besuch machen und Ihnen das gewünschte Buch persönlich bringen zu dürfen. Eben, ehe mir mein treuer Niklas, den ich noch aus dem Vaterhause übernommen, die Lampe auf dem Schreibtische anschaltete und anknipste und zurechtrückte, mit behutsamer, ganz leiser, langsamer Sorglichkeit, die mich an dem alten Mann immer von neuem rührt, — ahnt er, wie köstlich mir meine Träumereien sind? — eben hatte mir die heure tendre der Dämmerung den ganzen gestrigen Abend zurückgezaubert. Diesen lieben unvergeßlichen Abend! Ach, wie viele Abende bin ich gezwungen, mich an die große Gesellschaft zu verlieren, an die mich am Tage darauf nicht der leiseste Widerhall erinnert! Ich habe eben gesagt: gezwungen. Nein, nein, das wäre unaufrichtig. Denn ich bin der Freiesten einer. Vielleicht ein

Viel-zu-Freier! Ich verachte jedwede Knechtschaft, auch die der Gesellschaft. Ich lege wenig Wert darauf, den mir zukommenden Platz in ihr einzunehmen. Gleichviel brauche ich soignierte Menschen um mich herum, genau so wie der Fisch das Wasser. Ich vermag dann bis zum Enthusiasmus lebhaft zu reden. Aber nur ein paar Minuten später, da begnüge ich mich damit, still und bescheiden zu beobachten. Und es ergreift mich etwas wie tiefe Sehnsucht nach Weltflucht. Das ist keine Komödie vor mir selber. Wie soll ich's Ihnen erklären? Ich gehe immer von neuem in die Welt, aber nie verschenke ich mich mehr denn halb. Diese Hälfte jedoch muß ich der Sirene Welt als Tribut zollen. Sonst ginge ich an Melancholie zugrunde. Die lachende Lebenslust der Andern, ihre heimlichen oder offenbaren Leidenschaften, ihre Schwächen und Heucheleien bringen mein einsames Herz in Schwingungen, in eine Art Musik. Ich muß es greifbar vor mir haben, dieses tolle volle Leben der Andern. Selber aber zugreifen, o nein! Es ist viel süßer, sich die Augen, das Gehör, die schlummernden Nerven vom Leben nur leise streicheln zu lassen, leise wie ein Violinbogen die gespannte Saite berührt, aber immer ohne dem Leben wirklich nahe zu kommen.

Verzeihen Sie mir, verehrte gnädige Frau, daß ich Ihnen so ungeniert mein Herz ausschütte. Ich bin ins Plaudern geraten, und ich mag den Brief nicht durch einen andern — konventionellen ersetzen. Ich wage zu hoffen, daß Sie ihn nicht als aufdringlich empfinden. Indem ich alles das schreibe, stehe ich durchaus im Banne unsrer Seelenverwandtschaft. Bereits gestern,

während unsrer Unterhaltung bei dem Diner, habe ich mich der reizenden Illusion nicht erwehren können, daß wir schon seit langer, langer Zeit gute Freunde seien. Ich weiß es wohl: man soll das Echo solcher feiner, vager, sehnsüchtiger, den gewöhnlichen Worten entgleitender Regungen nicht in der Seele des Andern wiederfinden zu müssen glauben. Vielleicht treibt meine Phantasie ihr loses Spiel mit mir, während Sie den gestrigen Abend und das Buch — und seinen Eigentümer bereits vergessen haben. Wenn dem so ist, gnädige Frau, dann lassen Sie mich's nicht allzu herb erfahren. Ich würde darunter leiden.



2.

Agathe von Uechtritz an Georg von Rockau.

Loschwitz, Rosenhof, Mittwoch, den 13. November.

Sehr geehrter Herr von Rockau!

Es wird mir eine Freude sein, Sie morgen bei mir zu sehen. Ich habe den gestrigen Abend, der so langweilig begonnen hatte und dank Ihrer liebenswürdigen Plauderkunst so angenehm verronnen ist, in viel zu lebhafter Erinnerung, als daß ich lange fragen möchte, ob ich recht oder nicht recht handle, wenn ich Ihnen sage: Kommen Sie! Zudem finde ich es so wunder-

hübsch, einmal etwas tun zu können bloß zu meinem Vergnügen. Am Kamin in meinem Heime wollen wir recht gemütlich weiter plaudern.



3.

Georg an Agathe.

15. November.

Verehrteste gnädige Frau,

ich bin namenlos froh darüber, daß der geheimnisvolle Drang, der mich unwiderstehlich zu Ihnen gezogen, keine Täuschung war. Glauben Sie mir, wir sind dazu geschaffen, einander liebe gute Freunde zu sein. Offen gestanden: als ich gestern die Diele Ihres mich bezaubernden Landhauses betrat, war ich ein wenig, ich muß sogar bekennen: stark unruhig und unsicher. Die heitere Harmonie, auf die ich mich unter geselligen Menschen ziemlich selbstbewußt zu verlassen gewohnt bin, die war gänzlich weg. In alle vier Winde verflogen. Ich hatte Herzklopfen. Lachen Sie mich nur ruhig aus, mich, der ich ein Dutzend Jahre Soldat war, sogar ein sogenannter kecker Reitersmann! Ich verdiene das.

Ich hatte in jenem Augenblicke das Gefühl, vor dem jähen, unabwendbaren Verlust eines lange im Herzen getragenen und längst liebgewonnenen Glückes zu stehen. Kennen Sie dieses seltsame Gefühl? Es ist mit

der Feigheit verwandt. Am liebsten möchte man wieder umkehren, aus Herzensnot und banger Angst, etwas Geliebtes verlieren zu können. Wäre es so gekommen und hätte ich Sie, kaum noch gefunden, wieder verloren, — ich gestehe Ihnen: ich wäre mit dem tiefsten und bitterlichsten Schmerz, den ich seit Jahren erlebt, von Ihnen gegangen. Sicherlich hätten Sie Ihrem Gaste sein Herzeleid angemerkt, und er, der sich mit so weltmännischer Leichtlebigkeit bei Ihnen angesagt hatte, wäre in lächerlicher Weise, seiner schönen Selbstbeherrschung bar, vor Ihnen gestanden.

Nach dieser ehrlichen Beichte können Sie sich vorstellen, wie froh ich darüber bin, daß Sie mich so gütig aufgenommen haben. Ach, Sie waren entzückend, fröhlich gelaunt und doch ernst, zwanglos und dabei in gewissen Ihrer Bewegungen wundervoll feierlich, zum Beispiel, als Sie den Tee bereiteten! Welche dolcessa feminile! Und alles das im Rahmen der reizendsten Häuslichkeit, die ich in meinem Leben je kennen gelernt habe. Ich begreife, daß Sie sich nur ungern, sei es auch nur für kurze Stunden, von ihr trennen.

Ich brauche bloß die Augen ein paar Augenblicke zu schließen, und es steht wieder vor mir: Ihr Landhaus, so wie man's von weitem, vom Strom und vom andern Elbufer aus, sieht, ein Abbild eines der alten träumenden Bozener Herrensitze, in die ich seit Jahren verliebt bin. Und wenn ich einmal wer weiß wo sein sollte, in Afrika oder wo, und schon jahrelang: Ihr Haus stünde im Geiste vor mir, frisch und lebendig, mit seinen Farben, seinen Umrissen, den Linien der Berge und der Bäume darüber und darum. Sie

leuchten und leben vor mir: die ockergelben Mauern, das stumpfwinkelige, weitüberragende breite Dach mit den lachend-roten Ziegeln, der Turm, dem seine Bedachung wie eine Schlafmütze steht, — dann (näher gekommen) das Gartentor aus weißem Holz, die lange schmale Treppe hinauf unter dem halbbelaubten Rosengange, — und schließlich oben der kleine gelbe Salon, in dem wir zwei unvergeßliche Stunden verlebt!

Nehmen Sie meinen innigsten Dank für alles!

Ganz der Ihre,

Georg Rockau.

N a c h s c h r i f t: Eben bekomme ich von Frau Eveline, Ihrer liebenswürdigen Freundin, die Mitteilung, daß sie während des Winters alle Montage ihre Freunde bei sich sieht. Sie hatte mich bereits neulich, als ich mich von ihr und ihrem Manne verabschiedete, dazu aufgefordert und zwar — darf ich so plauderhaft sein? — mit der geheimnisvollen Bemerkung: „Verpassen Sie den nächsten Montag nicht! Frau von Uechtritz wird ein paar Gedichte vorlesen. Das kann sie wundervoll!"

Sollte die schöne Frau Eveline mit echt weiblichem Instinkt bereits ahnen, w i e u n s a g b a r g e r n ich Sie habe? Wer weiß? Somit werde ich fortan die Freude haben, Sie an den Freitagen bei Ihrer Frau Schwägerin, an den Montagen im Hause Schöning und einen Abend in der Woche vielleicht in der Oper zu sehen. Und wenn Sie mir noch dazu gnädigst erlauben, in den Tagen dazwischen hin und wieder den

Rosenhof betreten zu dürfen, dann werde ich das glücklichste Leben der Welt führen. Gewähren Sie mir dieses Götterdasein!



4.

Agathe an Georg.

Rosenhof, am 15. November.

Lieber Herr von Rockau!

Ich freue mich über unsre gegenseitige Freundschaft. Unsre beiden Seelen fühlen sich stark zueinander hingezogen. Gewiß! Indessen, indessen! Meine Aengstlichkeit wird Ihnen spießbürgerlich vorkommen. Drei Worte in Ihrem letzten Briefe haben mich arg erschreckt. Sie wissen welche!

Lassen Sie mich offen und ehrlich zu Ihnen reden, wie das einer höheren Freundschaft würdig ist. Denn eine oberflächliche, nichtssagende, die wollen wir doch alle beide nicht zwischen uns, nicht wahr?

Sie sind impulsiv und dabei ein ernster Grübler und Träumer. Also eine Kontrastnatur. Das ist kein Vorwurf. Ich weiß sehr wohl, gerade die wertvollsten Menschen sind komplizierte Geschöpfe. Sie machen eine langwierige, oft stürmische und wechselvolle Entwickelung durch. Je glühender der Entwicklungsprozeß, um so reiner und geläuterter das spätere Produkt.

Wenn ich Ihnen nun sage: ich fühle, daß ich mich vor Ihrem siegreichen Elan hüten muß, so nehmen Sie das ja nicht für Koketterie oder Lust zu banalem Flirt. Davon ist nichts in mir. Ich empfinde für Sie reine herzliche Freundschaft. Meine Ungezwungenheit müssen Sie aber nicht als Emanzipation deuten. Ich bin im Kerne meines Wesens durchaus altmodisch, was für mich allerdings kein Grund ist, edle Freundschaft zwischen Mann und Frau für etwas Extravagantes zu halten. Im Gegenteil, ich möchte ihr die allerzärtlichste Pflege widmen. Helfen Sie mir dazu, ich bitte Sie herzlich darum, indem Sie das gemeinsame Heiligtum unserer Freundschaft, an dessen stille Pforte Sie klopfen, immer wieder nur mit dem festen Willen betreten, Ihrer ernsten zweiten Natur mehr Rechte einzuräumen denn der nur halb überwundenen ersten.

Ich werde am Montag nicht zu meiner Freundin gehen. Wähnen Sie nicht, daß mich zu diesem Entschlusse das übliche mondäne Spiel veranlasse. Dann würde ich Sie nicht vorher davon unterrichten. Sie sehen: ich will keinen Flirt mit Ihnen. Warum ich dann nicht zu Eveline gehe? Warum? Ach, wie soll ich das nun wieder ausdrücken, ohne zu viel oder zu wenig zu sagen? Weil? Ach, es geschieht ganz einfach aus Vorsicht oder aus Schamgefühl, oder wie Sie das nennen mögen. Sie verscheuchen mich mit Ihrer schrecklichen Bemerkung über die „Ahnung echt weiblichen Instinkts".

Ihre Agathe Uechtritz.



5.

Georg an Agathe.

Dienstag, 3. Dezember.

Liebe gnädige Frau.

Ich sei so sorglos und saumselig!

Diesen Vorwurf muß ich oft von Ihnen hören. Gestern zum Beispiel — etwas arglistig von Ihnen! — in einem Augenblick, da ich mich unmöglich verteidigen konnte. Und doch hatte ich eine Entgegnung. Ich will sie wenigstens nachträglich vorbringen. Sie werden sich meiner Philosophie nicht verschließen können.

Hat es wirklich viel Zweck, meine ich, daß sich der Mensch mit seiner (im Vergleich zu den gigantischen Mächten über uns) so armselig geringen Tatkraft den Ereignissen von draußen oder den dunklen geheimnisvollen Trieben in sich immer und immer wieder vermessen entgegenstellt? Haben Sie nicht auch schon tausendmal in Ihrem Leben wahrgenommen, daß sich im menschlichen Dasein die Dinge auf das wunderbarste von selber fügen? Oft entwirrt sich das Verworrenste am leichtesten, gerade wenn sich niemand ins Spiel mengt. Mit fatalistischer Sicherheit vollzieht sich das, was man zuerst für ganz unmöglich hielt. Und dann: sind die Saumseligen nicht immer der Götter Lieblinge? Sie sind die wahren Weisen. Alles, was Menschen können, ist bestenfalls, fein stillzuhalten. Mir wenigstens kommt es immer stilwidrig und un-

sinnig vor, wenn irgendein Tölpel in das wunderbare Schauspiel einzugreifen wagt, dessen Dichter der Namenlose ist, den wir in ergriffener Einfalt als den erhabenen Dirigenten des Sternenhimmels da droben anstaunen. Ich habe mich in meinem Leben immer treulich an den Wortlaut der mir zugeteilten Rolle gehalten und mich sorglich vor der Zuchtlosigkeit eitler Schauspieler bewahrt, selbst erfundene Witze und Mätzchen einzuflechten, und mich dünkt, damit wohlgetan zu haben. Wir sind Marionetten des Schicksals, das in uns im Blute, im Temperament, in Herz und Hirn waltet und die ganze Tragikomödie inszeniert, die wir das Leben nennen.

Es ist möglich, daß einmal Dinge gebieterisch in meine Existenz eindringen, die mich dieser Weltanschauung mehr oder weniger entreißen. Ich weiß nicht, wie ich zu ihr gekommen bin. Vielleicht bezeichnet sie nur ein Stadium meiner Entwickelung. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich die letzte schwache Blüte eines verfallenden Stammes. Meine Vorfahren waren zweifellos von robusterem Schrot und Korn.

Ich will Ihnen eine ehrliche Beichte ablegen. Ich bin nicht einmal — wie Sie wohl vermuten? — in dem einen ein Draufgänger, in der Galanterie. Ich bin es kaum als ganz junger Mann wirklich gewesen. Im Innersten meines Ichs war ich allezeit auch den Frauen gegenüber ein schüchterner Fatalist und ich habe mein scheues Herz keiner g a n z geschenkt bis auf den heutigen Tag. Mein Herz harrt derer, die sich's nehmen möchte. Ach, käme doch diese eine und nähme es sich!

Darf ich Ihnen ein Beispiel erzählen, wie kläglich unsoldatisch es in dem Herzen Ihres siegreichen Freundes aussieht?

Erinnern Sie sich eines gewissen Briefes, in dem Sie schrieben, Sie kämen am folgenden Montag nicht zu Frau Eveline. Ich glaubte es und glaubte es wieder nicht. Der Montag kam. Ich nahm mir eine Droschke und fuhr nach der Emser Allee hinaus. Beim Aussteigen wandelte sich meine Meinung. Mit einem Male war ich mir klar, daß Sie nicht kämen. Ich betrat die Villa Ihrer Freundin nicht, sondern ging zu Fuß weiter, versonnen und in Träumereien verloren. Als ich mich umsah, fand ich mich vor Ihrem Gartentor. Es war halb sechs Uhr geworden. Einen Augenblick später stand ich in Ihrem gelben Salon. Wer von uns beiden war mehr verwundert, Sie oder ich? Wir haben alle beide herzlich gelacht, und anstatt, daß ich Sie inmitten einer langweiligen Gesellschaft flüchtig sah und vor zehn andern oberflächlich mit Ihnen sprach, ward mir ein friedsamer, traulicher, unvergeßlicher Abend im köstlichsten Ganzallein geschenkt. Und da wollen Sie, ich soll kein Fatalist sein?



6.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 4. Dezember.

Recht nett! Sie freuen sich über das allerunpassendste, was wir — in den Augen der andern — nur tun konnten! Was glauben Sie wohl? Es gibt eine Menge Leute, die mir's arg verübeln würden, wenn sie's erführen. Man ist engherzig hierzulande. Wirkliche Kultur geht von altersher im Schneckengang. Seien Sie froh, daß ich mich *über* das Gerede stelle mit meinem Grundsatz, vor allem natürlich zu denken und zu handeln.

Uebrigens kam mir Ihr Besuch neulich so unerwartet, daß ich tatsächlich gar keine Zeit gehabt hätte, über Knigge und seine Adepten nachzudenken. Ich nahm Sie einfach an. Das Gegenteil wäre mir unnatürlich erschienen. Im Augenblicke hatte ich sogar vergessen, welche Bedenken mir gewisse Briefstellen und gewisse Blicke meines lieben Freundes öfters verursachen. Auch daß er bei meinen Bekannten für gern galant gilt.

Sie sehen daraus, wie groß mein Vertrauen in Ihre Freundschaft ist. Sie nennen sich selbst einen Fatalisten. Ich glaubte Ihnen das. Gut! So wollen Sie also einer von den Beschaulichen sein, die sich nur *die* Tauben zu Gemüte führen, die ihnen gebraten zufliegen. Mithin braucht's mir vor Ihnen nicht bange zu sein, trotzdem ich eine Taube bin, wenn auch eine,

die nicht daran denkt, sich an dem schönen Feuer Ihres Herzens auch nur die Flügelspitzen zu versengen. Sagen Sie, durch welche Zeichen und Wunder ist Ihre Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden?

Scherz beiseite! Weil Sie keinen Willen zur Macht in sich spüren, leugnen Sie die Macht des Willens überhaupt. Das freut mich in diesem Falle, denn im übrigen sehe ich Sie gar nicht gern passiv. Also ausnahmsweise habe ich Freude an Ihrer Passivität. Wohin könnte es führen, wenn Sie mir Tag für Tag mit dem starken Willen des Eroberers gegenüberträten? Zumal ich eine Natur bin, die Halbheiten verabscheut. Etwas Ganzes oder nichts! Wenn ich dann eines Tages Ihre g a n z e Seele begehrte? Erschrekken Sie da nicht? Werden Sie die wohl jemals ganz verschenken? Wer weiß das? Ich grüble viel über Sie nach. Sie sind stürmisch und ungeduldig. Solcher Leute Freundschaft verflackert allzubald.

Vielleicht wäre es am besten für uns, wir sähen uns nicht mehr so häufig wie in der letzten Zeit. Wenn Sie mir daraufhin aber Herz und Gemüt absprechen, tun Sie mir unrecht. Der Kluge baut vor, mein lieber Freund!



7.

Georg an Agathe.

16. Dezember.

Gestern haben Sie mich im Foyer der Oper recht ungnädig behandelt. Warum? Habe ich Ihnen denn nicht brav gehorcht, als ich meine Besuche im Rosenhof gänzlich einstellte. Gebieten Sie, daß ich auch auf die Oper verzichte? Denn wenn ich dorthin gehe, sehe ich Sie. Und daß ich Ihnen Guten Tag sage, das erfordert die Artigkeit.

Als Sie mich am Sonntag inmitten des Kinderfestes bei Ihrer Frau Mutter entdeckten, haben Sie ein köstlich verlegenes Gesicht gemacht. Wenn wir noch die alten guten Freunde wären, hätte ich bei diesem Ihnen so unerwarteten Wiedersehen hell und laut aufgelacht, als ob ich selber einer der lustigen kleinen Jungen gewesen wäre. Jetzt, in der Erinnerung, ist's mir allerdings gar nicht mehr lächerlich zumute. Uebrigens war ich wirklich nicht gekommen, um Ihnen Verlegenheit zu bereiten, sondern Ihrer allerliebsten kleinen Sophie wegen. Da Sie nun einmal ein so herziges Töchterchen haben, müssen Sie sich auch beizeiten daran gewöhnen, daß sie bewundert, umschwärmt, umlagert wird. Die größten Jungen fangen an, wie Sie sehen. Weiterhin war ich gekommen, um ein bißchen mit Ihrer Nichte Susanne zu plaudern. Haben Sie nicht gemerkt, daß ich mich ihr fast ausschließlich widmete? Fräulein Susanne von Schönberg ist wirklich ein schickes, hübsches junges Mädchen. Sie

verfügt über alle die Reize, deretwegen Balzac weibliche Wesen begehrenswert preist, damit man sie — nicht heiratet. Aber Balzacs Physiologie der Ehe ist das Buch eines Spötters. Ueberdies offenbar nicht für Junggesellen geschrieben, sondern für Ehemänner, die selber nicht genug Geist haben, um sich über ihre Gattinnen lustig zu machen, nachdem sie in der oder jener Hinsicht vom Throne gestürzt worden sind. Genug!

Susanne ist so recht geschaffen zum Flirt. Ich habe ihr ordentlich den Hof gemacht und sie hat es durchaus nicht ungnädig aufgenommen. Ich glaube auch sonst keinen schlechten Eindruck hervorgerufen zu haben. Ihrer hochmütigen — pardon! — Frau Schwägerin war ziemlich deutlich die geheime Freude darüber anzumerken, daß ich alter Hagestolz Feuer zu fangen schien. A propos und unter uns: Lieben Sie eigentlich Ihre Frau Schwägerin? Sie ist in unaufzählbar vielen Dingen so ganz anders geartet als Sie.

Kurz und gut: Sie sehen, daß Sie in der Tat keinen Anlaß haben, an meiner Harmlosigkeit zu zweifeln! Warum strafen Sie mich also? Was hab' ich Ihnen angetan? Seien Sie gütig und heben Sie das grausame Verbot wieder auf! Rufen Sie mich aus meiner unverdienten Verbannung zurück! Ein einziges Wort genügt. Sonst halte ich mich wirklich für gefährlich. Ich bitte, ersparen Sie mir diesen dummen Dünkel!



8.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 17. Dezember.

Sie sind wirklich ein großes Kind! Kommen Sie nur wieder! Ich vermag sowieso nicht einen einzigen Schritt zu tun, ohne Sie auf allen meinen Wegen urplötzlich auftauchen zu sehen.

Ich erwarte morgen eine kleine Gesellschaft bei mir: Gelehrte, Künstler, Künstlerinnen. Professor Schöning, den wir beide als genialen Vortragskünstler lieben, will uns Gedichte aus der Biedermeierzeit vorlesen. Urdrolliges Zeug, wie er mir verraten hat. Das wird der Glanzpunkt des Abends. Dazu stellen sich von den Malern meiner Nachbarschaft ein paar ein. Berühmtheiten sind darunter! Sie lieben die Maler. Ich erinnere mich, daß Sie mir einmal im Tone schmerzlichsten Bedauerns gestanden haben, am liebsten wären Sie auch einer geworden. Bedeutet das übrigens nicht, daß Sie in dieser Richtung Talente haben? Sollten keine Dokumente davon existieren? Wollen Sie sie mir gelegentlich zeigen? Dergleichen vertieft die Freundschaft.

Von den weiteren Genüssen des Abends verrate ich Ihnen nichts. Ich möchte Ihnen nicht alle Neugier nehmen. Sie lieben die Ueberraschungen, das divin imprévu.

Wir essen halb acht. Sie dürfen sich aber ein Stündchen früher einstellen, um Sophie bei ihrem

Abendbrot etwas vorzuplaudern. Sie hält Riesenstücke auf ihren „lieben Onkel Georg, der so gar nicht mehr herauskommt". Ich fürchte, Sie sind ihre erste Liebe.



9.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 21. Dezember.

Gestern haben Sie zu mir gesagt: „Ich kenne Sie bis tief in Ihr Herz!" Ich muß Ihnen wenigstens hinterher sagen, daß Sie sich mit einer so scharfen Behauptung weit überschätzen. Und dann: Wissen Sie denn, ob *ich Sie* nicht vielleicht viel gründlicher kenne als *Sie mich*?

Sie sind der großen Allgemeinheit der Männer unsrer hastigen und auf das Oberflächliche gerichteten Zeit sichtlich überlegen. Sie sind einer der raren Menschen, die sich nicht mit einer einseitigen Bildung begnügen. Aber so sehr Sie sich selbst zu einer universelleren Kultur erzogen haben als die der meisten Ihrer Zeitgenossen, die in der beschränkten Arena irgendeines engherzigen Berufs ihre Jugendideale vergessen, — an einer großen Schwäche unsrer Zeit leiden Sie doch und sogar bei Ihrer hohen Gefühlsverfeinerung ungleich folgenschwerer: an der Lust, ihre eigenen Empfindungen und Gefühle zergliedern und ergründen zu wollen. Dabei sind Sie durchaus keine einfache Natur,

sondern ein recht kompliziertes Wesen, das noch lange nicht zu kristallklarer Harmonie gelangt ist. Sie leiden an der Krankheit aller Romantiker: Sie grübeln allzuviel über Ihre und andere Seelen nach. Sie wollen gern ein Lebenskünstler großen Stils sein, aber Ihre Sucht nach erlesenen Gefühlserlebnissen hindert Sie an der wirklich heiteren und schlichten Freude am Leben. Sie berauschen sich an Ihren feinen Empfindungen und wollen sie am liebsten ins Uebernatürliche steigern. Darin sind Sie unersättlich. Hierauf richten sich, Ihnen bewußt und unbewußt, alle Ihre Gaben. Sie wollen zu einer Genußfähigkeit von wunderbarster Feinheit gelangen.

Gestehen Sie: habe ich Sie nicht gut studiert? Ich bin noch nicht fertig. Die meisten Männer, mit denen Sie durch Ihren einstigen Beruf und Ihren gesellschaftlichen Stand in Berührung gebracht worden sind und werden, Männer, die sich das geistige und leibliche Epikureertum Ihres Ideals nicht leisten können, alle diese erscheinen Ihnen mehr oder weniger inferior. Infolgedessen haben Sie sich immer mehr von ihnen gesondert und entfernt. Das hat Sie zu einem seelischen Hochmut sondergleichen geführt. Da Sie aber trotz eines gewissen Hanges zur Einsamkeit nicht zum ungeselligen Eremiten taugen, so haben Sie Ersatz für die Ihnen unsympathischen Männer in der Freundschaft unter den Frauen gesucht. So sind Sie, wie der Franzose das nennt, ein homme à femmes geworden. Sie sind nach und nach tief in die Gefühlswelt der Frauen eingedrungen, wobei Sie von gewissen, unzweifelhaft femininen Elementen in Ihrem Ich

unterstützt werden. Es ist übrigens, wie Sie selbst wissen, kein Vorwurf für einen Mann, wenn man ihm beweist, daß er Feminines an sich hat. Goethe, Lord Byron, Müsset, alle Genies waren so geartet. Selbst Napoleon der Erste. Man behauptet ja, alle Künstler seien feminin. Jedenfalls glaube ich, daß wir die großen Kenner der Frauenseele nur diesem Feminismus verdanken, also einer „Schwäche", wie diejenigen zu schelten pflegen, die Künstlern verständnislos gegenüberstehen.

Mit Ihrem Einzelgängertume hängt auch Ihr Hang zur tatenlosen Träumerei zusammen, Ihre vornehme Indolenz, Ihr Mangel an sozialem Sinn. Sie haben sich in mancher Hinsicht der Wirklichkeit abgewandt. Dem großen Haufen der Durchschnittsmenschen feindlich, sind Sie nach den glückseligen Inseln der Künste und Wissenschaften geflüchtet. Sind einer der exquisiten Dilettanten im Sinne Arthur Schopenhauers geworden, ein amoralischer Aesthet aus der Schule Stendhals. Sie sind hinter die Mysterien der Assoziationskünste gekommen, wie Sie mir einmal erzählt haben, hinter geheimnisvolle Genüsse, von denen ich reguläres Menschenkind nichts verstehe.

Und das führt mich von Ihnen zu mir!

Was bin ich Ihnen? Seien Sie gegen sich selber klaräugig! Ein einfaches Geschöpf, um das sich Ihre ästhetischen Sehnsüchte zufällig kristallisiert haben. Sie beten in mir ein himmlisches Ideal an, das Sie sich aus tausend Schönheiten der erlesenen Welt Ihrer Sinne und Erfahrungen zusammengeträumt haben. Sie

beten es an des Genusses wegen, den Sie im Grunde lediglich vor dem imaginären Bild Ihrer zügellosen Phantasie finden.

Ist nun aber ein Fischer am Meere des Lebens, der seine Netze so ungeheuerlich weit auswirft, der rechte Partner für eine Frau, die bisher eine moralische Befriedigung darin fand, mit sich selber wie mit jedem andern Menschen einfach und natürlich zu sein? Muß einer Natur wie der meinen nicht vielmehr ein seelisch schlichter Mann, der einen liebt, wie man in der Realität ist, der einen nicht mit Unmöglichkeiten umkleidet, der einem nichts darbringt als sein gutes, braves, treues Herz, zuverlässiger erscheinen als ein hochgespanntes Phantastenherz, dessen Schicksal es ist, nach verlodertem Rausche früher oder später, aber unausbleiblich, desillusioniert zu sein. Ich habe die Biographien vieler Phantasiemenschen gelesen. Ich möchte aus ihnen schließen, daß dem homme supérieur in der Liebe immer nur die Leidenschaft an sich das Wesentliche ist, nicht aber die Persönlichkeit der Frau, und mag sie selber noch so hoch stehen. Das Weib ist ihm immer nur das Spalier, an dem sich die Blütenträger seiner Passion zum Himmel emporranken möchten. Im höchsten Sinne bleibt er immer frei. Weil ich das zu erkennen vermeine, will ich um alles in der Welt nicht d i e sein, an der Sie eine jener Enttäuschungen erleben, deren Sie zweifellos schon viele erfahren haben. Ich würde namenlos darunter leiden und unbedingt daran zugrunde gehen. Phantasten solcher Art kann selbst die innigste Zärtlichkeit einer liebenden Frau, ja das volle Sich-ihnen-Hingeben sehr

bald nicht mehr genügen. Ihre Verfeinerung hat sie zu gräßlichen Egoisten gemacht.

Auch wir Frauen hegen tausend Illusionen, aber doch ganz andrer Art, keine so dämonischen. Die besten unter uns sind auch Phantasten. Aber wenn wir einmal aus dem Himmel gestürzt sind, dann fehlen uns die starken Fittiche, die euch immer wieder wachsen. Ich freue mich unsagbar Ihrer Zuneigung, aber ich bekenne Ihnen ehrlich: ich empfinde Furcht vor einer Leidenschaft, die mir zu phantastisch erscheint. Es gibt nichts Unheilvolleres für uns Frauen, als wenn ihr uns zu himmlischen Wesen träumt, weil ihr Göttinnen ersehnt, nachdem euch die Erde degoutiert hat und ihr euch selbst wieder heilig fühlen möchtet.

Gute Nacht und guten Morgen! Es schlägt ein Uhr. Draußen über dem friedlich hellschimmernden Elbtale wölbt sich eine leicht verschleierte Mondnacht. Nur ein paar Sterne blinzeln. Frischer Wind weht. Ich habe ein Fenster geöffnet und lange hinüber geschaut, wo ein wundervoll stilles Meer von Lichtpunkten schimmert: die schlafende Stadt. Jedesmal, wenn ich diese märchenhaften Lichterlinien erblicke, fühle ich den ewigen Frieden, der über uns allen waltet und wacht, selbst wenn wir uns ihm noch so fern glauben.



10.

Georg an Agathe.

22. Dezember.

Gnädige Frau!

Ich bin tief betroffen. Ich dachte nicht im geringsten, daß ich Sie beleidigen oder kränken könnte, indem ich glaubte, Sie zu kennen, und Ihnen dies in meiner Einfalt gestand. Einfalt bei aller Kompliziertheit! Es bereitet mir nunmehr aufrichtigen Kummer, daß ich es Ihnen gesagt habe, dazu in so ungeschickter Weise. Aber wenn Sie wüßten, wie sehr es mir leid tut, so würden Sie mir großmütig verzeihen.

Ihr „Gute Nacht!“ und „Guten Morgen!“ hätte mich, wenn es mich im Augenblick erreicht hätte, gerade beim Nachhausekommen begrüßt. Ich war in „Carmen“, einer der mir liebsten Opern, und hatte hinterher mit Herrn von Wolfframsdorff im Englischen Garten soupiert. Es war recht leer da. Die lieben Dresdner sind allzu kreuzbrave Leutchen. Sie begnügen sich mit dem Genusse der wundervollen Musik und legen sich dann so schnell wie möglich mit spartanischer Enthaltsamkeit auf die Ohren. Außer ein paar leichtlebigen Kavallerieleutnants soupiert tout-Dresde nur selten. Was für ein reizendes Leben könnte das deutsche Florenz bieten, wenn man dort nicht so zeitig schlafen ginge! Vor hundert Jahren hat einmal ein Kenner gesagt, Dresden sei eine verführerische Vorstadt

Italiens, mit seiner Landschaft, seiner Musik, seiner Leichtlebigkeit. Gewiß, aber das mit der Leichtlebigkeit unterschreibe ich nicht.

Ich habe im Theater Ihrer auf das Lebhafteste gedacht. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich still neben Ihnen gesessen hätte, wie das eine liebe, unvergeßliche Mal in der mir ungenießbaren Straußschen Elektra.

Ihre Frau Mutter hat die scharmante Liebenswürdigkeit gehabt, mich in sehr gütiger Weise für übermorgen, zum Weihnachtsabend, einzuladen. Ich werde dabei Gelegenheit haben, durch einen stummen, treuen Blick zu versuchen, in Ihren lieben perlengrauen Augen meine Absolution zu lesen. Auch freue ich mich, Ihren Bruder, den Bezirksamtmann von Togo, kennen zu lernen. Sophie schwärmt dermaßen von ihm, daß ich auf den „Onkel aus Afrika" bereits eifersüchtig bin.

Ich küsse Ihnen die Hände.



II.

Agathe an Georg.

27. Dezember.

Eigentlich verdienen Sie schon wieder eine Strafpredigt. Sophie hat bei unsrer Rückkehr am Weihnachtsabend eine Puppe vorgefunden: so groß wie sie

selbst kaum ist. Sie war entzückt. Wie sie aber aus den beigelegten reizenden und fröhlichen Versen erfuhr: der Weihnachtsmann, der sie gebracht, sei Onkel Georg, da hat sie vor leidenschaftlicher Freude gezittert. Oh, warum waren Sie nicht da! Es liegt etwas unsagbar Rührendes im Glück eines Kindes.

Ich habe dann lange nachgesonnen. Warum hat sich Sophiens Kindergemüt doppelt gefreut, nachdem sie wußte, daß die Puppe Ihr Geschenk war. Zuerst war ihre Freude unpersönlich.

Ich finde in dieser Erscheinung eine menschliche Schwäche. Man sollte sein Herz dazu erziehen, nur unpersönliche Freuden zu empfinden. Nur dann ist man gegen alle Anfechtungen gefeit. Aber hätte man dann oft Freuden?

Die Puppe soll „Georgine" heißen. Uebrigens habe ich Sophie eine festliche Taufe versprechen müssen. Sie und Susanne sollen Paten sein. Susanne nimmt ja trotz ihrer zwanzig Jahre noch ungeniert eine Puppe in die Arme, wenn auch der Gedanke, daß Sie der „Herr Gevatter" sind, bei ihrer sofortigen Zusage mitgespielt haben mag. Und Sie? Fühlen Sie sich auch nicht zu alt und würdevoll, Herr Rittmeister und ehrenwerter Jünger Epikurs? Ich hoffe, Sie schlagen es meinem Töchterchen nicht ab, mit uns dreien Knackmandeln und Schlagsahne zu essen. Schwerere Pflichten halsen Sie sich ja damit auch für die Zukunft nicht auf.

Nun kommt die Reihe an mich. Ich habe Ihnen für den prächtigen Kopenhagener Jungen zu danken. Ich tue es von Herzen. Er hat ein hübsches Plätzchen gefunden. Er ist köstlich in seiner lieben dreisten, nach-

lässigen Haltung. Meisterlicher Naturalismus! Die beiden Bände, die Sie mir dazu so verschwenderisch auf den Weihnachtstisch gelegt haben, mit dem wunderlichen Titel „Briefe eines Unbekannten", die werde ich heute abend andächtig zu lesen beginnen.

Ich bedaure, daß Sie nach Rockau reisen. Ich hätte Sie gern zu Silvester bei mir gesehen.

Nicht wahr, ich irre nicht, wenn ich annehme, daß Rockau in Thüringen liegt? Sie haben es mir gegenüber nur einmal flüchtig erwähnt. Demnächst erzählen Sie mir recht anschaulich von Ihrem Familiengute! Ja?



12.

Georg an Agathe.

29. Dezember.

Meine geliebte Freundin.

Das neueste: ich verzichte auf den geplanten Aufenthalt in Rockau. Mein Bruder Eberhard war heute hier in Dresden. Ganz unerwartet. Wegen einer für ihn höchst dringlichen Angelegenheit. Wir sind — was leider nicht zu vermeiden war — arg aneinander geraten. Etwas verträgt er nämlich absolut nicht: wenn man ihm buchmäßig nachweist, daß er das uns gemeinschaftlich gehörige Gut ohne Sinn und Verstand bewirtschaftet. Wenn das so weiter geht, muß er sich zugrunde richten. An seinen einzigen Sohn und Erben

Michael — jetzt ein reizender, kluger Bengel von sechzehn Jahren — denkt er dabei gar nicht. Nur auf eins ist er bedacht: soviel Geld aus dem Gute zu schlagen, wie nur menschenmöglich ist, um sein luxuriöses Leben und seine extravaganten Abenteuer damit bezahlen zu können. Zum Glück haben wir einen ganz ausgezeichneten Inspektor, der wenigstens die tollsten wirtschaftlichen Torheiten hintertreibt, indem er mich jedesmal noch rechtzeitig in Kenntnis setzt. Trotzdem habe ich meinem Bruder nunmehr die Generalvollmacht entziehen müssen. Eberhard ist ein Hitzkopf, dabei an schrankenlose Unabhängigkeit gewöhnt. Sie können sich somit denken, daß ich eine heiße Fehde zu bestehen hatte. Er hat mich vor unserm Notar einen „gemeinen Geizkragen" genannt.

Ich wäre der alten Gewohnheit, Neujahr auf dem Gute zu verleben, besonders deshalb gern gefolgt, weil ich meinen Neffen sehr lange nicht gesehen habe. Er ist mir, dem Einsamen, ans Herz gewachsen. Ich liebe ihn väterlich und habe Ihnen auch schon einmal von ihm erzählt. Wir verstehen uns beide prächtig. Michael ist zurzeit Primaner der Schule zu Pforta. Seine viel zu früh dahingegangene Mutter war als junge Frau eine der schönsten Erscheinungen der Dresdner Gesellschaft. In unserm Gute hängt ein wundervolles Porträt von ihr als etwa Dreißigjährigen. Es ist von Ferdinand von Raisky, dem liebenswürdigsten Vorläufer der modernen Bildniskunst.

Sie begreifen, daß ich unter den angedeuteten Umständen meinen Bruder und damit das Gut doch lieber meiden möchte. Acht Tage mit jemandem zusammen

zu leben, der sich nur aus Höflichkeit mit mir verträgt, das wäre mir ganz unmöglich. Somit wäre ich mit Freuden bereit, den letzten Abend dieses Jahres, dem ich so viel neuen inneren Besitz zu danken habe, im Rosenhofe zu verbringen. Darf ich mich einstellen?

Ich bin glücklich, daß Ihnen der Kopenhagener Frechdachs gefällt. Als ich das erstemal zu Ihnen kam, war ich da nicht auch ein tüchtiger Frechdachs, obgleich ich Herzklopfen hatte, was Sie, wie schon einmal gesagt, gewiß nicht ahnten?



13.

Agathe an Georg.

Den 29. Dezember, 2 Uhr.

Mein lieber Freund!

Es bereitet mir großen Kummer, Sie in Sorgen und Mißstimmung zu wissen. Warum sind Sie noch nicht nach dem Rosenhof herausgekommen? Es ist nicht recht von Ihnen. Sie nennen mich Ihre Freundin. Soll das nichts als Phrase sein? Bei mir ist's das jedenfalls nicht. Für mich bedeutet die Freundschaft etwas Heiliges. Und ich halte es für mein gutes Recht, den Freund aufheitern und trösten zu dürfen. Ich erwarte Sie heute gegen Abend. Vielleicht gelingt

es mir, Sie vergnügter gestimmt gehen als kommen zu sehen.

Selbstverständlich rechne ich auf Sie nunmehr bestimmt am Silvesterabend. Da ist unser Tisch für alle Familienlosen gedeckt: für die Einsamen und Verlassenen. Es ist dies ein alter Brauch. Zuweilen stellt sich eine zahlreiche Gästeschar ein. Mitunter sind es nur wenige. Wir, Mutter und ich, rechnen diesmal nur auf eine kleine Tafelrunde. Ich hoffe aber, es soll so fröhlich werden wie bisher noch immer. Nichts macht mir innigere Freude, als meinen Freunden in meinem Hause die Illusion zu schenken, sie seien in ihrem eigensten Heim.



14.

Georg an Agathe.

30. Dezember.

Meine liebe Freundin,

ich habe Ihre gütigen Worte gestern abend vorgefunden, als ich aus dem Klub nach Hause kam. Wie mich Ihre edle Anteilnahme gerührt hat! Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie mir einen Platz in der Tafelrunde der Einsamen gewähren wollen.



Agathe an Georg.

Am 16. Januar.

Ich wüßte nicht, welchem meiner Freunde ich soviel Anteil schenkte wie Ihnen. Sie brauchen eine gute Fee, eine sorgliche Schwester! Und das beides will ich Ihnen mit allen meinen Kräften sein, solange es Ihnen nicht lästig ist.

Soeben kehre ich vom Tee bei Eveline zurück. Ein großer Kreis. Es war einmal ein paar Minuten lang die Rede von Ihnen. (Bekommen Sie ein böses Gewissen?) Warum haben Sie mir noch nicht erzählt, daß Evelinens Mutter, Frau von Rattonitz, Sie schon kannte, als Sie noch ein kleiner Junge waren? Sie sollen still, fast schwermütig gewesen sein, mädchenhaft graziös und schüchtern: so gar kein böser Bube. Die Unterhaltung sprang leider sehr bald von Ihnen zu irgendeinem kleinen Ereignis des Sports oder der Gesellschaft über. Ich aber habe von da an stumm geträumt von Ihnen. Ich stellte Sie mir im Geiste so vor, wie Sie als kleiner Junge ausgesehen haben müssen. Und da sagte ich mir, daß sich jene Grazie, jene Melancholie, jene Schüchternheit nicht verloren haben. Das ist, im sozialen Sinne, Ihr Unglück geworden. Verstehen Sie mich? Nie in Ihrem bisherigen Leben haben Sie männliche Willenskraft bewiesen. Soldat mögen Sie aus Tradition geworden sein. Oder aus jugendlicher Romantik. Sie sind vielmehr ein fein-

fühliges, halbweibliches Menschenkind geblieben, ein Liebhaber zarter und schöner Dinge, ein zärtlicher Träumer, ein beschaulicher Müßiggänger. Ihre weltmännliche Maske täuscht mich nun nicht mehr! Verleitet durch Ihre immer lebhafte und so oft spöttische Art zu plaudern, habe ich im Anfang einen ganz andersartigen Mann in Ihnen vermutet. Sie lieben es offenbar, — zum Schutze Ihres weichen Herzens und um den heimlichen Phantasten zu verbergen, — mit Ihrer kritischen, scharfen, gründlichen, kühlen und recht hochmütigen Intelligenz zu spielen. Früher habe ich mitunter vor Ihrem überlegenen Verstand Furcht empfunden. Aber wenn ich daran denke, welch liebenswürdiger Romantiker hinter dem homme d'esprit steckt, wenn ich den empfindsamen Gefühlsmenschen in seiner heiteren Natürlichkeit vor mir sehe, dann habe ich kein bißchen Angst mehr vor der Kriegsflagge Ihres Ichs. Mögen sich andre über die Paradoxe Ihrer Weltanschauung den Kopf zerbrechen! Ich kenne Sie in der gemütlichen Häuslichkeit Ihres Herzens und freue mich über meine Kenntnis.

Sie haben mir einmal gesagt: der moderne Mensch neige dazu, den Wert der geistigen Errungenschaften zu überschätzen zum Nachteile seines Gefühllebens, der Intensität seines Lebens überhaupt. Ich glaube, nichts ist wahrer. Und mir dünkt, Sie sollten sich selber energisch davor hüten. Das Nachgrübeln über sich und alle Welt gehört auch zu der Ueberwertung der geistigen Bestätigung. Es macht uns herzensarm und einsam vor uns selber.

Ich habe heute nacht in Thomas a Kempis gelesen:

„Lasset alle Eitelkeiten und ihr habt den inneren Frieden gefunden.“ Ist das nicht ein schöner Text, auf den ich Sie bringen möchte? Denken Sie über ihn nach und seien Sie mir für meine schlichte Weisheit dankbar!

Wollen Sie sich denn nicht wieder zu irgendeiner bestimmten Tätigkeit entschließen?



16.

Georg an Agathe.

17. Januar.

Meine beste Freundin!

Wie wundervoll Sie mich verstehen, selbst in allen meinen Bizarrerien! Ihren so verständigen und dabei so beseligend herzlichen Brief habe ich in innigster Verehrung geküßt. Sie sagen sehr wahr, das Grübeln über sich selbst mache herzensarm und einsam. Ach, es führt weit ab von den erträumten Inseln des Glücks! Ich sehe das selber ein. Und doch ist es gerade Ihr gütiger Brief, der mich von neuem zur grausamsten Selbstzergliederung veranlaßt hat. Diesmal verfolgt sie allerdings einen guten Zweck. Sie sollen mir einmal so recht frei in mein viel zu verschlossenes Herz schauen.

Seit meinen Kinderjahren führe ich ein Doppelleben: ein einsames, philosophisches, verstocktes Dasein

mit mir selber und ein zweites, geselliges, leichtherziges vor allen andern außer mir. Sie sind die erste, die das Eis bricht, das mein Herz von der Welt trennt. Die schmeichelnde Flamme, die Sie auf dem Altar unsrer Freundschaft entzündet haben, dringt leise und tief in mich ein. In meine heimliche Herzensnot ist das Samenkorn Ihrer sonnigen Güte gefallen. Ich fühle es, ich stehe unmittelbar vor dem Weiterschreiten meiner langsamen späten Entwicklung. Ich betrete die letzte Strecke vor der Höhe. Ich komme in die herbstliche Reife. Merkwürdig, viel mehr als den sanften Frühling habe ich von jeher in der Landschaft den Herbst geliebt, den goldenen, fruchtbeladenen Herbst. Vielleicht in einer Art Vorahnung, daß es mir selber vorbestimmt ist, erst im Gipfelgange meines Lebens ein würdiger, harmonischer Mensch zu werden, ein heiterer, früchtespendender Herbstmensch.

Ach, ich weiß nicht, wer ich bin!
Nie noch sah mein Aug' ein Ziel.
Nur mein dämmerdunkler Sinn
Treibt mit Tag und Stunden Spiel,
Ahnt im Bann der alten Erde
Noch ein wunderbar Geschick,
Lallt ein übermütig „Werde",
Perlt und glänzt der Augenblick.

Diese nachdenklichen Verse sind nicht von mir. Sie kamen mir grad' in den Sinn. Sie sind von Wilhelm Weigand, den man mehr als unsern besten Essayisten denn als feinen Lyriker kennt. Trotzdem ist er es.

Sie ermuntern mich, von neuem einen bestimmten

Beruf aufzunehmen! Es will mir scheinen, als seien Sie nicht allzuweit davon entfernt, Berufslosigkeit mit Müßiggang zu identifizieren. Ich weiß, in unsrer demokratischen Zeit mißbilligt die Allgemeinheit das Nichtstun. Durch jahrhundertelange Gewohnheit ist der Glaube, der Mensch sei zur Arbeit geboren, so tief eingewurzelt, daß selbst Menschen und ganze Gesellschaftsklassen, die es nicht nötig hätten, sich zu plagen, eine regelmäßige, unfreie Tätigkeit pflegen. Arbeit, ebenso der Sport, sobald er über das Vergnügen hinausgeht, hat die Quelle in dieser, übrigens durchaus nordischen und modernen Anschauung. Die Grandseigneurs der Antike taten nichts als zu ihrem Vergnügen. Auch wir sollten niemals ganz vergessen, daß der Mensch, der die erste Arbeit geleistet hat, ein armseliger Sklave war, den die Peitsche seines Herrn dazu trieb. Die Verherrlichung der Arbeit, wie sie heute in Europa gang und gäbe ist, gehört zu den heuchlerischsten Macchiavellismen, die man sich je erkühnt hat in die Welt zu setzen.

Bei alledem will ich Ihnen gar nicht abstreiten, daß eine regelmäßige geistige oder körperliche Tätigkeit für mich wünschenswert wäre. Aber welche? Das ist die große Frage.

Ich bin nicht immer Herr meiner Sensibilität, meiner Reizsamkeit oder wie wir das nennen wollen. Ich fühle mich am glücklichsten, auf dem Ozean meiner Phantasie steuerlos herumzutreiben. Ich habe noch nicht die Kraft gefunden, die Fluten einzudämmen oder meinem Gedankenschifflein Steuer und Segel aufzuzwingen. Nichts hat mich bis jetzt veranlassen kön-

nen, mich dem seligen oder unseligen Hange zu entziehen, einen süßen Genuß an meinem mir nutzlosen inneren Reichtume zu haben. Ich will nicht gerade sagen, daß ich eine regelmäßige auf materiellen Erwerb gerichtete Tätigkeit verachtete. Nein. In einer nicht zu leugnenden Indolenz denke ich aber darüber gar nicht nach. Wenn ich aus ökonomischen Gründen plötzlich dazu gezwungen wäre, würde ich mich von neuem der Arbeit mit Leib und Seele hingeben. Wahrscheinlich aber vermißte ich so manches von meiner jetzigen Lebensweise, deren Reiz das Ziellose ist.

Ich war bei alledem zu keiner Zeit meines Lebens ein wirklicher Müßiggänger. Die zwölf Jahre, die ich meinem ehemaligen Berufe angehört habe, waren angefüllt mit tausend Pflichten. Die Zeiten, da der Reiteroffizier nichts weiter zu tun hatte als seine Gäule zu dressieren, die gehören längst der Vergangenheit an. Sie vermuten sehr richtig, ich sei aus Romantik Soldat geworden. Die Erinnerung an meinen Urgroßvater mütterlicherseits hat mich dazu verführt. Er hat als Rittmeister der altsächsischen Kürassiere die berühmten Attacken bei Friedland und Borodino mitgeritten und war eine Zeitlang Ordonnanzoffizier des großen Kaisers. Die glorreiche napoleanische Tradition ist uns Sachsen heute noch heilig.

Ich kann beinahe wörtlich mit Alfred de Vigny sagen: „Mich hatte eine fanatische Liebe zu dem Ruhme der Waffen ergriffen, eine Leidenschaft, die um so unglücklicher war, als gerade ein Zeitalter heraufkam, in der man vom Kriege nichts mehr wissen wollte. Aber das Gewitter grollte häufig in der Ferne.

Weder meine ernsthaften heimlichen Studien noch die große Sehnsucht, mehr von der Welt als bloß meine Heimat zu sehen und genau kennen zu lernen, vermochten mich zunächst den Waffen zu entfremden. Erst sehr spät nahm ich wahr, daß die Jahre, die ich im Dienst zugebracht, gänzlich verfehlt waren, daß ich in das tägliche Leben der Soldaten die müßige Seele eines Träumers mitgebracht hatte. Um so mehr erschien mir und manchem andern der Krieg als der natürliche Zustand unsres Berufes. Wir vermochten nicht daran zu glauben, daß die Entwickelung Europas den Friedenszustand zur Norm des Kriegerlebens gemacht hat. Mit jedem Jahre hofften wir auf den Ausbruch eines neuen großen Krieges und wir wagten es nicht, den Waffenrock auszuziehen, aus Furcht, der Tag unsrer Verabschiedung könnte der letzte vor einem Feldzuge sein. So verloren wir köstliche Jahre, auf den Truppenübungsplätzen mit Kriegsutopien verträumt, und verschwendeten bei spielerischen Paraden und kameradschaftlichen Gelagen nutzlos die besten Kräfte unsrer Jugend. Unbefriedigt und niedergedrückt von der Langenweile, die ich niemals in dem einst so heißersehnten Soldatenleben erwartet hätte, ward es mir ein Bedürfnis, mich wenigstens in den einsamen Nächten nach all dem ermüdenden und nichtigen Tumult des militärischen Tagewerks frei zu machen. Jenen stillen Nächten verdanke ich die Erweiterung meiner Ideenwelt. In ihnen entstanden meine Gedichte und meine Werke."

Ich wünschte, auch die letzten Worte träfen auf mich zu. Wohl habe ich mich von jeher allerlei ernsten Stu-

dien verschiedenster Art gewidmet, um bewunderte Erscheinungen und Werke im Reiche der Künste nicht durch blinde Laienliebe zu profanieren. Aber ich möchte mehr sein als bloß ein noch so gelehrter Dilettant. Ach, ein Künstler, ein Genie möchte ich sein! Aber ich gehöre nicht zu den Begnadeten.

Bliebe die Politik vielleicht? Reden wir lieber gar nicht erst von ihr. Ich glaube, selbst der genialste deutsche Staatsmann seit Bismarck, Bernhard Fürst Bülow, hat nur einen wirklich angenehmen Tag in seiner Laufbahn erlebt: den Tag nämlich, als sich dieser Meister der Urbanität in die Villa Malta zurückzog, um das dolce far niente eines kosmopolitischen Lebenskünstlers zu beginnen.

In puncto „Beruf" wäre also bei mir Hopfen und Malz verloren, wie man vulgär sagt. Aber ich glaube, etwas Gutes hat die vielgescholtene Berufslosigkeit doch. Sie verfeinert das Gefühlsleben und die Genußfähigkeit am Schönen in unvergleichlicher Weise. Und es ist auch keineswegs wahr, daß sie gräßliche Egoisten erzeugt. Im Gegenteil, jener wundervolle Ausspruch von Henry Beyle ist doch der eines großen Einzelgängers: „Alles Schöne auf Erden ist ein Teil der geliebten Frau geworden, und so ist man bereit, alles Schöne auf Erden zu tun. Meine Eigenliebe, meine Interessen, mein Ich, alles das schmilzt vor der Geliebten dahin. Ich bin in sie verwandelt." Auch ich lüge nicht, wenn ich sage, daß ich mich in andre Wesen und Dinge bis zur Selbstaufgabe zu verlieren vermag, seien es Menschen, seien es ihre Werke, sei es — die geliebte Freundin!

Damit wäre ich wieder bei Ihnen, die meine Seele ganz erfüllt. Erschrecken Sie nur nicht über das Geständnis meiner großen Sehnsucht nach Ihnen, das ich so unvermittelt meiner Betrachtung anknüpfe. Nehmen Sie Ihre unnahbare Miene nicht an, so sehr ich sonderbarerweise gerade diese Miene an Ihnen vergöttre! Kennen Sie schönere, ergreifendere Worte, die grenzenloseste Vereinigung auszudrücken, als jene göttlichen Worte Dantes von den „beiden, die zusammengehen?"

Diese drei Worte lassen alles ahnen, was es in der Geschichte der menschlichen Zuneigung Geheimnisvolles, Hehres, und Erhebendes je gegeben hat.

Ich frage Sie, wollen Sie, daß auch wir zwei solche seien, die zusammengehen?

Ich habe eben eine Weile am offenen Fenster gestanden, in der frischen Winterabendluft. Ueber dem Park, der sich nicht weit von meinem Fenster hinzieht, lagern die Nebel und machen ihn zu einer großen grauen Masse. Aber über der Wipfellinie, in der Ferne, grüßen weiße Höhen, über denen die Abendsonne ruht. In dieser Richtung, etwas mehr in der Tiefe, weiß ich Ihr Haus liegen. Am liebsten machte ich mich in dieser Minute auf, um hinauszuwandern ...

Es ist mir, als strahle etwas von dem milden Abendlicht dort auf Ihren stillen schneeigen Bergen in mein Herz und vermähle sich mit den Träumen und der Sehnsucht darin zu einer leisen Musik.

Wenn ich genau wüßte, daß sich diese Musik, dieses unnennbare Gefühl nicht noch steigerte, weitete, verklärte, dann möchte ich in meinem Dämmerglücke

am liebsten sterben, nachdem ich Ihnen nur noch ein einziges Mal in die Augen geschaut hätte. Man sagt, die Sehnsucht gäbe dem Menschen die höchste Kraft zum Leben. Ich weiß nicht, bin ich auch darin ein Sonderling? Mir gewährt sie nichts als die Fähigkeit zum Träumen. Zum vagen Träumen! Nicht etwa zum klaren Ausdenken eines bestimmten ersehnten Glückes in einer möglichen Zukunft, geschweige denn zum Weiterbewältigen des gewöhnlichen Daseins. Nie ist mir dies gröber, schwerer und unnützer erschienen. Oft bin ich wie gelähmt, mein Außenleben zu führen. Meine materiellen Interessen kommen mir wie die fremder Leute vor. Dann ist mir zumute, als hätte ich weder Verwandte noch Freunde noch Bekannte. Wenn ich mir eine bestimmte Person vor das geistige Auge rücke, so erscheint sie mir unverständlicher denn ein Geschöpf vom Mars. Wollte ich in diesem Zustande mit einem Bekannten sprechen, so würde er mich für verrückt halten. Die um mich lebenden Menschen haben mir nichts zu sagen. Aber die toten Dinge reden zu mir, die schönen Dinge, vor allem die Natur.... Nur nicht selber sprechen müssen!

Alles das klingt, als sei ich lebensmüde. Wunderlicher Widerspruch: ich fühle mich kerngesund und möchte hundert Jahre alt werden.

Ich denke immer an Sie. Sie sind meine Sonne.



17.

Agathe an Georg.

18. Januar.

Mein lieber Freund!

Ich will herzlich gern eines von den beiden sein, die zusammengehen. Nur müssen Sie mir sagen, wohin der Weg führen soll. Sie werden mir zurufen, ich solle die Führerin sein! Beurteilen Sie mich denn aber richtig? Schon einmal habe ich Sie warnen müssen, mich mit Ihrem Ideal zu identifizieren. Ich bitte Sie noch einmal, verfallen Sie nicht in diesen romantischen Fehler. Die Enttäuschung, die eines Tages kommen müßte, wäre zu bitter für Sie und ebenso für mich. Wenn Sie mich dann sähen, wie ich wirklich bin: alles in allem doch nichts als ein schwaches Weib, — wer weiß, ob Sie dann die stolze Männlichkeit in sich hätten, mich Ihren Sturz aus dem Himmel nicht entgelten zu lassen?

Als ich noch ein kleines Mädchen war, hatten wir im Hause eine alte Dienerin, die schon jahrzehntelang bei uns war. Ich hing sehr an ihr. Ich war ihr Augapfel. Eines Tages — erinnre ich mich — fiel ich ihr allzu wild und ungestüm um den Hals. „Wenn du jemanden lieb hast," wehrte sie mich ab, „dann mach' es so wie mit deinem Coquerro! (Das war der alte Papagei, den ich heute noch besitze.) Gib ihm nicht alles Futter auf einmal! Vergiß aber dafür nie, ihn immer wieder zu füttern!"

Nehmen auch Sie sich diese triviale Lehre zu Herzen!

Nicht alles auf einmal! Lebenslange Freundschaften sind heutzutage selten. Auch entwickeln sie sich nur sehr langsam.

Bedenken Sie, daß Sie mich vor kaum neun Wochen erst „entdeckt" haben! Wir kannten uns zwar schon seit Jahren, wie man sich in der großen Gesellschaft so kennt. Wir waren gleichgültig aneinander vorübergegangen .... Mein Gott, wie oft im Leben mögen sich gerade die teilnahmslos streifen, die gleichsam füreinander geschaffen sind?

Ihr einstige weltmännische Neutralität mir gegenüber ist jetzt in übertriebene Verehrung umgeschlagen. Und welches Mirakel hat diese wunderbare Wandlung vollbracht? Ich muß lächeln. Weil Sie sich an jenem Abend fürchterlich langweilten, geruhten Sie, es huldvoll einmal mit mir zu versuchen! Mir ist unsre Bekanntschaft ein über alles wertvolles Ereignis. Aber vergessen wir die Wirklichkeit nicht! Bleiben wir terre à terre, mein lieber Freund!

Ich bin keine Göttin. Ich gestehe Ihnen frank und frei: ohne Ihre Anregung bin ich gar nicht geistreich. Es strömt ein unbeschreiblicher geistiger Reiz von Ihnen aus, auf den mein kleiner Verstand gern ein schwaches Echo hören läßt. Im Grunde ist das alles nur das Widerspiel Ihrer starken Intelligenz. Aber seien Sie nicht eitel! Ihr geliebter Stendhal sagt: „Die Frauen schätzen die Gefühlswelt weit über die des Verstandes." Er hat auch hierin recht.

N a c h s c h r i f t. Ich habe gestern abend lange in den unvergleichlichen Briefen eines Unbekannten gelesen. Wissen Sie: dieser Alexander von Villers äh-

nelt Ihnen sehr. Er ist schließlich Einsiedler geworden. Wie entzückend er seine Einsiedelei schildert! Ich sehe Sie auch bereits in so einem „Wiesenhaus", fern der lauten Welt, hausen.



18.

Georg an Agathe.

20. Januar.

Da wir also nun einmal dabei sind, das zu analysieren, was uns so wunderbar zusammengeführt hat, so müssen wir schon etwas gründlicher sein. Aus dem Spiel unsrer Gedanken hat bereits an jenem ersten Abend bei jedem von uns beiden die tiefste Gefühlswelt herausgeschaut. Das mußte uns einen. Auf die äußeren Umstände kam es gar nicht mehr an. Gewiß war es nur ein Zufall, der es fügte, daß wir uns fanden. Aber schon nach den ersten Worten fühlte ich unsre Verwandtschaft.

Sie werden einwenden, daß ich diese Entdeckung bereits vor Jahr und Tag hätte machen können. Gewiß. Wir sind uns lange vor dem 11. November in der Gesellschaft begegnet. Ich habe Sie immer mit einer seltsamen Empfindung gesehen. Aber die stolze Unnahbarkeit, die Sie umgibt, mußte einen empfindsamen, scheuen Mann wie mich fernhalten. Meine stille Bewunderung hat Ihnen schon lange gegolten, ohne

daß ich die geringste Annäherung wagte. Sie wissen, ich lasse so gern den schönen Zufall walten.

Ich will Ihnen bekennen, daß ich mich noch des Tages, ja der Stunde entsinne, da ich Sie zum allerersten Male gesehen habe. Es war das etwa zwei Jahre vor unsrer Begegnung im Hause Schönings, gelegentlich einer wohltätigen Veranstaltung, die in der Form und im Kostüm eines japanischen Festes im Garten des Japanischen Palais stattfand, an einem warmen Herbstnachmittage. Ich sehe Sie im Geiste noch ganz deutlich vor mir, in einem lila Gewand, eine rote Chrysantheme in Ihrem dunkelbraunen Haar, das Sie an jenem Tage anders trugen denn sonst. Groß, schlank, vornehm, graziös, kamen Sie mir auf einem der Wege des Parkes entgegen, feierlich und blaß und schön. Ich wollte Blumen von Ihnen kaufen, grüßte Sie ... zögerte im Moment ... und Sie gingen beinahe hochmütig an mir vorüber ...

Erinnern Sie sich des kleinen Vorfalls?

Nein. Sie würdigten mich keiner Beachtung. Um so mehr segne ich jetzt den Abend, der uns für ewig geeint hat.

Ich möchte mit einer Stelle aus Michel Montaigne schließen, in dessen Essays ich gern lese:

„Wenn man in mich dränge, ich solle sagen, warum ich meinen Freund liebte, so fühle ich, daß sich das nicht anders ausdrücken läßt, als wenn ich antworte: Parce que c'était luy, parce que c'était moi. Es ist etwas dabei, was über meinen Verstand hinausgeht, eine unbegreifliche, unwiderstehliche Macht."

19.

Agathe an Georg.

Rosenhof, am 20. Januar.

Unnahbar, hochmütig, stolz?

Susanne nennt Sie den „Spötter" unter ihren Verehrern. Ich glaube, sie hat nicht so ganz unrecht. Uebrigens ist sie eifersüchtig ob Ihrer häufigen Besuche im Rosenhof. Eben war sie flüchtig bei mir. Gleich mit dem Eintrittsgruß die mokante Bemerkung: „Ich dachte, Herr von Rockau sei da!"

Entzückend! Das Kätzchen schärft sich an der lieben Tante die kleinen feinen Krallen! Ihre neueste Schwärmerei gilt dem Skisport. Sie sollten auch Ski lernen, meint sie. Und was meinen Sie dazu? Sie hat nicht unrecht. Die Skileute machen märchenhafte Fahrten durch die weißen schweigenden Wälder. Sie genießen wie kaum jemand die unnennbare Schönheit der tiefeinsamen Gebirgslandschaft. Mir ist das Schneeschuhlaufen der sympathischste Sport, natürlich nach dem Reiten. Das bleibt immer ein Glück der Erde, wie Mirza Schaffy singt. Und ich bedaure es immer, so selten in den Sattel zu kommen. In Steinbach entschädige ich mich. Sie werden uns bald auf unserm Familiengute besuchen. Dann reiten wir miteinander durch die Heide, ganz frühmorgens. Das wird herrlich werden!

In die Gegenwart zurück! Ich bin beauftragt, Sie für Sonntag zu meiner Mutter zu Tisch zu bitten.

Sie kommen! Und heute abend finden Sie sich ja wohl bei meiner Schwägerin ein? Susanne rechnet auf Sie. Ich auch.



20.

Georg an Agathe.

21. Januar.

Ich habe Ihnen gestern abend bereits mündlich gesagt, daß ich die gütige Einladung Ihrer verehrten Frau Mutter mit großer Freude annehme. Ich will es Ihnen aber heute noch schriftlich wiederholen, um Gelegenheit zu finden, Ihnen zu erzählen, welche große Freude ich heute vormittag empfunden habe, als ich Ihnen so unerwartet in der Stadt begegnete. Erst erkannten Sie mich nicht, und ich konnte mich so recht an Ihnen satt sehen. Sie ahnen nicht, wie verführerisch Sie aussahen, in jeder Linie Ihrer lieben Gestalt.

Als Sie mich wahrnahmen, haben Sie mich erstrecht entzückt. Wie fröhlich und munter Sie auf mich zuschritten. Schüchtern und selbstbewußt! Sie wissen, wie ich das an Ihnen liebe!

Schelten Sie mich nicht aus, weil ich Sie so offen in mein Herz blicken lasse, das seit unsrer Begegnung zittert.



21.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 22.

Mein lieber Freund!

Sie sind überschwenglich, und das sollen Sie doch nicht sein, wenn Sie mir nicht mißfallen wollen. Aber ich will Sie nicht weiter schelten.

Meine Schwägerin hat mir ihre beiden Plätze in der Oper gegeben. Zu Donnerstag. Zum Don Juan, Ihrer Lieblingsoper! Wollen Sie mein Ritter sein? Eveline und ihr Mann werden in der Nachbarloge sitzen. Und hinterher wollen wir soupieren und zwar, wo Sie wollen! Kommen Sie also!



22.

Georg an Agathe.

Rockau in Thüringen, 24. Januar 19**

Sie ersehen aus dem Briefstempel, daß ich fern von Dresden bin. Wenn ich auch nur drei Tage hier zu tun habe, so kann ich zu meinem Bedauern doch am Donnerstag abend nicht Ihnen Seite an Seite sitzen. Ich bin tiefbetrübt darüber. Aber ich kann nicht sogleich wieder weg von hier.

Mein Bruder ist seit ein paar Tagen in Paris, und der Verwalter hat mich telephonisch hergerufen. Allerlei Wirrwarr und eine Menge Sorgen. Ich werde Ihnen davon noch erzählen.

Die Winterlandschaft ringsum ist wunderschön. Und das Herrenhaus so gemütlich. Nur an den Abenden todeinsam.

Don Juan! Wie gern!

Ich schließe mit der Arie des Octavio „Dalla sua pace“:

Was Dich entzücket,
Ist meine Wonne.
Was Dich beglücket,
Bringt mir die Sonne.
Streift Dich ein Schatten,
Leide ich Pein.

Wenn Du erblassest,
Mein' ich zu sterben.
Wen du auch hassest,
Der soll verderben!
Mich friert auf Erden,
Bin ich allein.



23.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 9. Februar.

Gestern abend habe ich oft an Sie gedacht. Ich hätte Sie gern um mich gehabt. Unverhofft hatten sich nach und nach ein halbes Dutzend Gäste eingestellt, lauter lustige, übermütige Menschen. Wenn Sie auch so zufällig erschienen wären! Unsre heitre Stimmung hätte Sie gewiß mit fortgerissen. Mit einem Worte, Sie hätten dasein müssen! Ich finde überhaupt, Sie sind in der letzten Zeit nicht oft genug gekommen. Wann darf ich Sie erwarten?



24.

Georg an Agathe.

10. Februar.

Liebe Freundin.

So geht es mir immer! Ein geringer Trost, daß ich hätte „dasein müssen!" Ich war auf dem Hofball, dem letzten der Saison. Alljährlich geh' ich einmal hin, seit ich den einst so geliebten kornblumenblauen Waffenrock (der mir heute gräßlich unbequem ist! Die wahre Zwangsjacke!) an den Nagel gehängt habe. Die

Festlichkeiten am Hofe weiland Augusts des Starken, einst so weltberühmt, tragen in unsern Tagen das Gepräge ruhiger Vornehmheit. Man trifft sich. Voilà tout. Der Ruhm ungemessenen Prunkes, der die Residenz des Hauses Wettin einstmals zu einem höfischen Gala-Orte Europas machte, ist längst nur noch historisch. Aber ehedem hat man in diesem Schlosse und seiner Umgebung zu leben verstanden. Die traumverlorenen Nachklänge jener heitern Lebenskunst wehen für den Wissenden noch heute mit entzückender Frische um die malerischen Bauwerke und die zerfallenen Skulpturen aus den Tagen des göttlichen Augustus. Es gibt nördlich der Alpen keine zweite Stadt, wo eine so eigentümliche Architektur im Kranze einer unbeschreiblich lieblichen Landschaft so verführerisch zum künstlerischen Genusse des Daseins riefe wie hier. Ich vermag mit meinen Augen den hochfliegenden Konturen der Kirche des Gaëtano Chiaveri nicht zu folgen, ohne die Empfindung zu haben, auf Engelsfittichen über den Alltag emporgetragen zu werden, in leichtere lichte Höhen. Der glückselige Schwung dieser jubelnden Barockkunst hebt mich körperlich fühlbar aus dem Gewöhnlichen heraus.

In welche Phantasterei bin ich geraten? Hofball und Künste: zwei Extreme.

Ich habe gestern abend eine Menge Beobachtungen gemacht. „Natürlich," werden Sie lächelnd meinen, „das ist doch immer Ihr Vergnügen!" — Thema: die menschliche Eitelkeit. Das psychologische Ergebnis werde ich Ihnen morgen am gemütlichen Kamin des Rosenhofs vorplaudern.

Der Dünkel ob der Geburt gehört unbedingt zu den lächerlichsten geistigen Schwächen der Menschen. Ich bin selber Edelmann und ich liebe das Aristokratische über alles. Aber ich bin mir bewußt, daß sich der Begriff aristokratisch nicht mehr mit dem des Adligen an sich deckt. Es gibt heutzutage Männer, die ohne das bewußte Prädikat Aristokraten sind und für solche gelten. Und andererseits gibt es Adlige, die sich trotz ihres ererbten „von und zu" durch ihre Gesinnung, ihre Manieren und ihre Bildung als gewöhnlichste Plebejer dokumentieren. „Der aristokratische Sinn", sagt ein italienischer Philosoph, „verhält sich zur Verstandes- und Gefühlswelt des Adligen schlechthin wie ein lebendiger Leib zu einer Mumie, wie die persönliche geniale Schöpfung zu einer Schultradition in Kunst, Literatur oder Wissenschaft." Es steckt viel Wahres in dieser These. Doch genug davon. Ich langweile Sie mit diesem Exkurs.

Aristokrat sein, heißt Herr über sich selbst und seine Beziehungen zu dem großen Haufen sein, in geistiger oder gesellschaftlicher Beziehung. Das ist der Kernpunkt! Das höchste Glück des Mannes ist seine Unabhängigkeit von dem, was er nicht anerkennt. Herr sein, und sei es auf der allerbescheidensten Domäne, das dünkt mich eine verständliche Quelle des Selbstbewußtseins.



25.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 11. Februar.

Das klingt ja beinahe wie Tatenlust! Wo ist Ihre berüchtigte Passivität hin? Das Leitmotiv Ihrer gepriesenen vita contemplativa? Ja, wissen Sie: trotz Ihres alten Namens, trotz Ihrer aristokratischen Passionen, trotz Ihrer erlesenen Erziehung sind Sie doch auch Demokrat! Gewiß soll man nicht einseitig sein! Ich bin aber der Meinung: entweder begibt man sich auf das höfische Parkett und stimmt sich fein altmodisch-junkerlich, oder aber man bleibt in seiner Einsiedelei und zählt sich ehrlich zu den modernen Rebellen. Zwischennüancen sind Halbheiten, und Halbheiten verderben zum mindesten den reinen Genuß am Augenblick.

Und so weiter! Sagen Sie, bin ich nicht schon prächtig in Ihrer hochverehrten Philosophie zu Hause?

Offenbar haben Sie sich unter Ihren Kameraden und Standesgenossen ganz gehörig gelangweilt! Ich werde ja Ihren Bericht bald hören.

Scherz beiseite! Ein bißchen Sozialistin bin ich übrigens auch bei aller meiner ernsthaften Altmodischkeit. Es gibt viele Dinge im Leben, in unsern Sitten und Anschauungen, die mir wie Vergewaltigungen vorkommen und mich bis zu Schmerzen empören: alles das, was mit der zweizüngigen heuchlerischen Moral der Gesellschaft zusammenhängt. Hier bin ich ganz

und gar nicht konservativ gesinnt. Ich habe z. B. einen großen Abscheu vor den Dirnen der Gesellschaft und ein teilnehmendes, immer hilfsbereites Herz für die von der Gesellschaft Verfemten, die sich verschenkt haben, weil sie sich für frei halten durften. In der großen Welt wimmelt es heute mehr denn je von Frauen, die den ersten besten geheiratet haben, nur um dann nach Sinnenlust sündigen zu können. Und wie tolerant ist die Gesellschaft, wie wenig stößt sie sich an den sogenannten öffentlichen Geheimnissen, an den stadtbekannten Liebschaften! Wo die Leute Macht, Reichtum oder Luxus, besonders solchen, der zum Amüsement der anderen da ist, bewundern, da verzeihn sie alles.



26.

Georg an Agathe.

13. April.

Wie ich Ihre Briefe liebe! Ihre Art, Ihre Lebensanschauung, Ihre Seele, Ihr ganzes Ich! Das meine gerät immer mehr in Ihren Bann.

Ich habe Sie schon drei Tage lang nicht gesehen. Widerfährt mir dies Glück heute abend bei Schönings? Ich freue mich darauf wie ein kleines Kind. Um Ihnen dies zu sagen, sende ich Ihnen meinen Niklas mit diesem Kärtchen.

Beim Wandern durchs Städtchen habe ich Rosen entdeckt, die eben aus dem Süden gekommen waren. Meine Lieblingsrosen, gelbe. Ich habe den Strauß genau in zwei Teile geteilt. Die eine Hälfte bringt Ihnen Niklas. Im Rosenhof blühen noch keine. Somit darf man ausnahmsweise Eulen nach Athen tragen.

Die andre Hälfte prangt in einer blauen Vase — Sie kennen Sie! — unter der Marmorkopie der Büste der knidischen Aphrodite, die ich so liebe, in der Fensterecke meines Arbeitszimmers.

Ich hoffe, daß mich Ihre liebenswürdige Freundin heute abend zu Tisch an Ihre Seite setzt. Wenn nicht, werde ich der wortkargste und ledernste Nachbar sein, den die betreffende Andere je erlebt hat. Dann bekomme ich Bulldoggenlaune. Hab' ich aber Glück, dann hätte ich nur noch einen Wunsch. Ich Nimmersatt! Seien Sie nicht so hochmütig und hart wie neulich, wenn ich Ihnen zuflüstere, daß ich Sie liebe. Es gilt Ihrer Seele, der hehrsten und gütigsten, die ich auf der ganzen Welt kenne.



27.

Agathe an Georg.

Montags drei Uhr.

Mein lieber unverbesserlicher Freund!

Damit Sie sehen, daß ich in der Tat „eine gütige Seele" bin, sende ich Ihnen durch Ihren Leporello

noch vor Tisch dieses Briefchen für den Fall, daß ich beim Diner fern von Ihnen sitzen sollte. Räumlich fern. In Gedanken Ihnen doch Seite an Seite. Sie sind übrigens widerspruchsvoll wie so oft. Sie lieben nur meine Seele. Ja, dann müßten Sie sich eigentlich über das räumliche Mißgeschick hinwegsetzen.

So, nun machen Sie bei Tisch auf keinen Fall ein betrübtes Gesicht! Und wenn ich Ihnen zu fröhlich erscheine, dann denken Sie daran, daß wir armen Frauen der Gesellschaft vor der Welt nun einmal zum mindesten Diplomatinnen sein müssen. Ich könnte im Herzen noch so traurig sein: anmerken lasse ich mir's nicht! Erziehung ist Verstellung. Nur Ihnen gegenüber will ich ganz so sein, wie ich wirklich bin.

Sind Sie nun ein wenig zufrieden?

Die Marschall-Niels sind prächtig. Eine davon sollen Sie heute abend an mir als Zeichen des Dankes wieder zu sehen bekommen.



28.

Georg an Agathe.

16. April.

Hat Ihnen Mademoiselle Sophie (die ganz entzückend aussah in ihrem blauen Samtkleidchen mit dem hübschen Chinchillapelzkragen) erzählt, daß wir uns heute in der Schloßstraße getroffen haben? Und daß wir

dann unter der Obhut der ebenso hochehrbaren wie überschlanken Miß May im Großen Garten bei Schokolade und Kuchen unsern kleinen Flirt weitergesponnen haben? Die schönste Frühlingssonne goß ihren herzlichen Segen über uns aus.

Sophie hat mir die köstlichsten kleinen Szenen und Erlebnisse aus dem Rosenhof ausgeplaudert: von Ihnen, von sich, von Herrn Jakob, dem bravsten aller Dackel, von Signore Coquerro, dem Aeltesten des Hauses, und von wer weiß was noch. Ich war ein sehr andächtiger Zuhörer und wie im Halbtraum hat das Landhaus am Berge dabei immer vor meiner Phantasie gestanden und das ganze geliebte Milieu, das so verführerisch um Sie waltet.

Zu guter Letzt muß ich Ihnen gehorsamst vermelden, daß mich Fräulein Sophie von Uechtritz für Sonnabend, den 18. April zu Tisch gebeten hat. Wenn Sie mich nicht schnell noch wieder ausladen (die Götter mögen's verhüten!), so werde ich prompt erscheinen. Ich habe Ihrem Töchterchen versprochen, nach Tische den Puppen eine Galavorstellung: „Harlekins Leiden und Freuden" geben zu wollen. Sein Wort muß der Mensch halten. Also hindern Sie mich nicht daran!



29.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 17. April.

Kommen Sie! Sie sind immer willkommen!

Ihr Theater steht bereit. Die Puppen hängen sehnsüchtig über den Armen eines Lehnstuhls in der Diele und harren auf Sie, ihren Erwecker. Ganz so hängen Frauenherzen, ehe sie unter den liebkosenden Händen des geliebten Mannes erwachen.

Sophie hat mir erzählt, daß Sie mit ihr spazieren gegangen sind. Sie haben sie erobert. Das ist nicht so leicht. Sie ist wie eine seltsame zarte Blume, die sich nicht jedem erschließt. Ein sanftes stilles Kind, blaß und empfindlich. Mir ist sie mein Alles. Ich zittere, wenn ich daran denke, daß ich diesen köstlichen Schatz eines Tages an einen Mann ausliefern muß, der sie möglicherweise nur aus äußerlichen Gründen begehrt und ihr seelisch vielleicht niemals verwandt werden wird. An einen von den vielen, die im Grunde ihres Herzens bei aller Galanterie nicht einen Funken Hochachtung vor dem Weibe mehr haben. Weil ihre seelische Liebesfähigkeit abgestorben ist. Meist ist auch ihre Sinnlichkeit auf Abwege geraten. Sie treten an uns heran, ohne uns das geringste geben zu können. Und die Frauen? Die Besten von uns kommen in die Liebe, in die Ehe, wie in ein Traumland, voll von Sehnsucht und mit tausend Illusionen. Aber wie bald müssen wir einsehen, daß der Besitz nichts ist und die Sehnsucht alles!

Es gibt einen Roman „Asche" von Fernand Vandérem, eine ausgezeichnete realistische, grausame Studie vom inneren Zustande eines Mannes, der mit ausgebranntem Herzen in die Ehe tritt. Das Buch hat mich erschüttert. Ich habe alles das selbst erleben müssen und noch Schlimmeres. Ach, es ist noch lange nicht das tiefste Unglück, wenn der Frau die Dirne vorgezogen wird.

Genug! Genug! Ich bete zu Gott alle Tage, daß meine Sophie, die wohl niemals so entschlossen und energisch zu handeln imstande sein wird, wie ich's, allerdings nach schweren innerlichen Kämpfen, getan habe, — daß mein geliebtes Töchterchen einem ähnlichen unglücklichen Geschick entrinne. Ueberzart und empfindsam, wie sie ist, müßte sie daran zugrunde gehen. Wenn ich an dergleichen denke, hasse ich im voraus bereits alle Männer, die sich ihr dermaleinst nahen.

Ich habe das Bedürfnis, Ihnen einmal bei mir, wenn es die Stunde fügt, die schmerzensreiche Leidensgeschichte meines bisherigen Lebens zu erzählen. Sie sollen in meine Ehe blicken und den Charakter meines Mannes kennen lernen. Und die lange Kette von Enttäuschungen und Demütigungen, die ich erfahren und überwinden mußte. Ich habe mit neunzehn Jahren geheiratet. Erst zweiundzwanzig Jahre alt, ward es mir klar, daß mein Leben für immerdar ruiniert war. Ich setzte die äußerliche Trennung von meinem Manne durch. Mehr hätte ich mit der Preisgabe meines Töchterchens bezahlen müssen, das damals zweijährig war. Sieben Jahre lang lebe ich seitdem hier in meinem

geliebten stillen Hause. Uechtritz ist jetzt bei der deutschen Botschaft in Petersburg. Ein vollendeter Weltmann nach außen, aber innen brutal bis zur Grausamkeit. Er wird mich niemals freigeben. Seine einzige Schwester, meine Schwägerin, belächelt meine Empfindsamkeit und begreift unsre Trennung nicht. Das große Leben in Petersburg! Ach, was gehen mich die Freuden der Eitelkeit noch an!



30.

Georg an Agathe.

19. April.

Frau Agathe!

Noch tief bewegt von unserm gestrigen Gespräch, versichert Ihnen, meine liebe, liebe Freundin, seine reinste Verehrung und treueste Zuneigung für alle Zeiten

Ihr ergebener Georg.



31.

Agathe an Georg.

Montag abend.

Bester Herr von Rockau!

Sie sind der gütigste, verständigste, zärtlichste Freund, den es auf Erden gibt!

Als Sie gestern abend gegangen waren, überfiel mich bitterste Scham, weil ich Ihnen so viel, ja alles gebeichtet hatte. Am liebsten hätte ich für ewig verstummen mögen. Grenzenlose Vereinsamung umzog meine Seele. Die wiedererwachten Erinnerungen drückten mich nieder, und die Zukunft lag grau und lichtlos vor mir. Dann erreichten mich Ihre lieben Worte. Die mußten mich trösten. Sie hatten geahnt, welcher Wirrwarr in mir herrschte, daß mich meine Geständnisse in eine Stimmung der Selbstverachtung gestürzt hatten.

Erinnern Sie sich jener Stelle in Peter Jacobsens Niels Lyhne, wo Fennimore in wildbrennender Scham und in qualvollem Ekel vor sich selber, unglücklich und hoffnungslos, nach dem unendlich fernen blassen, stillen Lande ihrer Mädchentage zurückblickt! Aehnlich steht's um mich in dieser Stunde, obgleich die sanfte Hand der Zeit schon vieles gemildert hat. Ich habe schwer gelitten, und Sie sind gerecht, wenn Sie gegen Ihre verwundete Freundin immerdar Ihre so wohltuende Nachsicht üben.

Alle Lebenskraft verläßt mich, wenn ich an mein verlornes, verfehltes Dasein zurückdenke. Ich bin voll des Glaubens, daß ich der zärtlichsten, selbstlosesten Liebe fähig gewesen wäre. Aber ich gehöre zu den Menschen, die niemals werden, was sie sein könnten. Jetzt ist es zu spät. Der Sturm, der durch die Frühlingsnacht gebraust, hat die Blüte vom Baum gerissen, und die wärmste Sommersonne wird die beraubten Zweige umsonst küssen.

Der Klatsch hat mir zwar verschiedene Verehrer zugeschrieben. Sie waren alles andre denn das. Ich habe die Leute reden lassen. Was versteht die oberflächliche Gesellschaft von einem Frauenherzen, das sich in glühender Sehnsucht ein Ideal erträumt und in der Wirklichkeit, durch ein unseliges Geschick, im tiefsten unbefriedigt und enttäuscht bleiben muß!

Halten Sie mich nicht für sentimental! Der gestrige Abend hat mich ein wenig aus meinem Gleichgewicht gebracht! Morgen schon bin ich wieder die alte. Meine Jugend und meine vom Vater ererbte Lebenslust lassen mich nicht verzagen. Ich liebe die Geselligkeit. Eine Geselligkeit — es ist wahr — nach meiner Fasson. Beinahe zärtlich pflege ich den Umgang mit feinsinnigen Künstlern. Vor allem aber unsre wunderliche Freundschaft, die mir so unsagbar lieb und wert ist. Meine unbekümmerte Art zu leben hat mir manche Nachrede eingetragen. Was kümmert's mich? Wenn mich nur meine Freunde kennen! Sagen Sie selbst: wo in der Welt könnte ich trautere Abende verleben als in meinem gemütlichen Heim, plaudernd mit Ih-

nen, in dem so süßen Bewußtsein, eine verwandte Seele um mich zu haben?



32.

Georg an Agathe.

11. Juni.

Meine geliebte Freundin,

ich danke Ihnen von ganzem Herzen für das große Vertrauen, das Sie mir bezeugt haben, indem Sie mich gestern zum Tee besuchten. Ich bin so namenlos glücklich darüber, daß ich allen andern Freuden der Welt entsagen möchte. Ich würde die weltfernste Einsamkeit mit dem höchsten Glücksgefühl ertragen, wenn Sie bisweilen kämen wie gestern.

Ich weiß, Sie lieben es, wenn ich schöne Verse sende, die mir gerade begegnet sind.

Hier sind wieder welche.

Der Gast.

Ein stilles Haus, die schlichte Tür verriegelt,
Ein Tisch von Ebenholz, der widerspiegelt
Die frischen Früchte und den Wasserkrug.
Landwege draußen, die zum Höhenzug
Ansteigen, wo der lichte Wald sich reckt.
Die Weisen, die den Frohsinn mich gelehrt,

Ihr Beispiel, das kein ander Glück begehrt
Als eine Quelle rosenüberdeckt,
Ein Rebenhüglein, einen Lebensabend
Mit sanften Freuden, Leidenschaft begrabend,
Und gleiche Friedsamkeit tagein, tagaus . . .
All' dies verstand ich erst, als in mein Haus
Du, Liebe, tratest, ach, bisher entbehrt,
Mit dem Madonnenmund die Früchte aßest
Und aus dem Kruge trankst und niedersaßest
Und deine Schwingen faltetest am Herd.

Ein Gedicht von Henri de Régnier. Wer es übersetzt hat, weiß ich im Augenblick nicht.



33.

Agathe an Georg.

Nachts.

Liebster, bester Freund!

Es war mir, als seien Sie kaum fort, da schlägt die Uhr zwölf! Also ist es doch bereits weit über eine Stunde her, daß ich Ihre Tritte, diese gemächlichen Tritte, die Ihr bedächtiges Epikureertum verraten, über dem Kiese des Gartenwegs verhallen hörte. Ich habe ehedem niemals beachtet, mit welch eigentümlichem Geräusch unten im Garten die Pforte zuschlägt.

Jetzt will es mir nicht aus den Ohren, aus den Nerven, aus der Welt meiner Sinne.

Sie sind vielleicht für einen großen Kreis von oberflächlichen Zuhörern ein schlechter Vorleser. Aber für mich der allerbeste, den es nur geben kann. Ich hasse das Pathetische und liebe das Natürliche. Und Sie lesen so nachlässig, fast monoton, daß man schon gut aufpassen muß, um die Noten der Leidenschaft, der Begeisterung, des Entzücktseins zu vernehmen, die ganz leise nur ihren Ausdruck finden. Sie unterstreichen nichts. Als ich Sie loben wollte, sind Sie verlegen geworden, wie ein kleiner Junge, und schnell verschanzten Sie sich, wie so oft, hinter die Ironie, die Waffe der verschämten Seelen.

Erst durch Ihre gütige, bescheidene Art, auf die feinsten Reize eines Kunstwerks hinzudeuten, habe ich sehen können und fühlen gelernt und wage nun, mich eine Kunstfreundin zu nennen. Ich beneide Sie um Ihr Nachempfindungsvermögen. Man muß Künstler sein, zum mindesten passiv, um Künstlerwerk ganz zu verstehen. Unter tausend Menschen kann das kaum einer. Das hat mich enorm mißtrauisch gemacht. Gegen andre und auch gegen mich selbst. Ich prüfe mich seitdem oft, und wenn ich in einem Salon über Kunst schwatzen höre, sage ich nichts mehr. Sie sagen, man dresche im allgemeinen immer nur leeres Stroh. Und Sie haben recht. Man hört zu viel Blinde von der Farbe reden. Und mit welcher Heuchelei! Sie ahnen nicht, wie aufmerksam und dankbar ich bin, wenn Sie Ihr Vorlesen bisweilen unterbrechen und ein paar Worte über das sprechen, was Sie am Gelesenen

besonders entzückt. Wie dumm war ich noch vor kurzem, wie unwürdig der feineren Reize künstlerischer Literatur. Da war ich noch stoffhungrig, wie Sie das einmal gescholten haben. Wie langsam ich seitdem lese! Ich schlürfe den Wein der Dichtung bedächtig, wie Sie mich das gelehrt haben, und ich bleibe oft vor einer psychologischen Feinheit oder am Kristall einer Formenschönheit stehen wie vor einer schönen Rose meines Gartens ...

Die Rosen!

Die wundervollen Marschall-Niels, die Sie mir heute wieder mitgebracht haben und die nun auf dem Schreibtische träumen, beginnen mit einem Male von Ihnen zu reden ... Sie sind der heimliche Herrscher in meinem Hause geworden.

Ach, wo war ich?

Denken Sie nur ja nicht, daß ich Ihnen Schmeicheleien sagen will. Dazu müssen Sie mich bereits viel zu gut kennen. In Ihrer Gegenwart darf ich ja alles das niemals aussprechen. So schreib ich's Ihnen wenigstens. Sie sind so rührend langmütig und geduldig zu mir. Sie ignorieren alles, was uns geistig trennen könnte. In vielen Dingen stehen Sie doch auf einer höheren Warte als ich, durch Ihre enthusiastischen Studien, wie sie nur einem Berufslosen wie Ihnen vergönnt sind. Häufig fühle ich mich von tiefer Dankbarkeit durchglüht. Ich will Ihnen bis ans Ende meiner Tage die treueste Freundin sein, die es je auf Erden gegeben hat. In der klugen Einleitung zu den Briefen der Julie de Lepinasse, die Sie mir geschenkt haben, heißt es, die Frauen seien unvergleich-

liche Freundinnen. Sie sollen dasselbe sagen und verkünden dürfen! Ich will Ihnen eine unvergleichliche Freundin sein und bleiben.



34.

Georg an Agathe.

19. Juni mitternachts.

Mein geliebte Freundin,

mir fehlen die Worte, um Ihnen die verehrungsvolle Zuneigung auszumalen, die mich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde enger an Sie kettet. Ich stehe ganz im Nachklange dieser feierlichen Abende unter den wundervollen rot- und weißblühenden Kastanien Ihres Gartens. Ihre halblaute, feine, sanfte Stimme, all die lieben klaren, ruhigen Worte umklingen mich noch immer mit ihrem geheimnisvollen, tiefen Leben. Still wie ich Ihnen zugehört habe, sitze ich an meinem Schreibtische und gedenke Ihrer. Die wirklichen Worte sind nichts, ihr geheimer Sinn wertet sie. In unsern lieben scheuen Gesprächen über Dinge der Schönheit in Kunst und Leben webt und lebt tausendmal mehr Zärtlichkeit und Einandergehören als zwischen zwei alltäglichen Leuten, die sich alles sagen und alles geben, was sie geben können. Alltagsleute sind wir wahrlich nicht!

Ich schließe die Augen und schaue wieder die goldene Abendlandschaft von der Warte Ihres Gartens aus: den silbergrauen Strom, die grünen Konturen der Hänge und Berge und Baummassen, vom Dämmerlicht umflossen, und drüben die endlose Stadt im Purpur der scheidenden Sonne. Selbst Einzelheiten schaue ich noch, zum Beispiel eine schwarze Krähe auf dem lichten Himmel. Ich fühle die Seele dieser geliebten Landschaft: Agathe! Meine Heilige!

Ich bin einsam und nicht mehr einsam. Demütig danke ich Ihnen für all Ihre leise, schwesterliche Liebe. Ergriffen stehe ich vor etwas noch nie Erlebtem, vor der zartesten Schönheit in der Welt der Gefühle. Wenn ich dieses seltsame Seelenglück in Worten festhalten könnte, wäre ich ein erlesener Künstler. Aber selbst wenn ich der wäre, vielleicht hätte ich nicht den Mut, mein Glück mit Worten zu fangen. Die Dankbarkeit des Bewußtseins, höchstes Glück zu erleben, widerstreitet dem Glück des Schaffens.

Ich komme mir älter und reifer geworden vor. Mein Ideal vom Genusse des Lebens hat sich gewandelt. Ich sehe die ganze Welt mit neuen Augen an. Sie liegt nicht mehr weit ausgebreitet vor mir im flammenden Morgenrot der Begehrlichkeit. Im Blau himmlischer Sehnsucht verrinnendes Abendgold verklärt meine Welt. Zum erstenmal empfinde ich die Resignation als etwas Beglückendes.

Meine Sehnsucht nach Ihnen ist so mächtig, daß ich unter der Empfindung beinahe leide, Sie müßten jeden Augenblick in mein Zimmer treten.

Ach, ich verstand mich erst, als in mein Haus
Du, Liebe, tratest, ach, bisher entbehrt,
Mit dem Madonnenmund die Früchte aßest
Und aus dem Kruge trankst und niedersaßest
Und Deine Schwingen faltetest am Herd!



35.

Agathe an Georg.

Den 1. Juli, abends.

Was soll das bedeuten, mein lieber Hell-Dunkel-Maler? Erst schreiben Sie mir so etwas wie einen Liebesbrief, für den Sie noch nicht einmal gescholten worden sind, und dann lassen Sie vierzehn Tage lang nichts von sich hören! Kein Besuch, kein Brief, nichts!

Für jenen Brief sollen Sie nunmehr keinen Vorwurf bekommen. Er sei vergessen. Damit aber mein etwas bizarrer geliebter Freund da drüben in der dämmerdunklen Stadt, mit den hundert Kuppeln und Türmen, hinter deren entzückender Silhouette soeben die Sonne schlafen geht, bei seinem endlichen Besuche auf der Loschwitzer Höhe nicht etwa vergeblich an die Gartenpforte klopft und erst dadurch erfährt, daß Frau Agathe weit über die Berge ist, — so vermelde ich ihm ergebenst, daß ich am kommenden Mittwoch nach unsrem Gute reise.

Ich wäre eigentlich schon heute gereist, aber Tante Beate hat mich noch einmal zu sich gebeten und —

Sie kennen ihre Art — ich konnte es ihr nicht abschlagen. Somit sind Sie ihr zu Dank verpflichtet, falls es Ihnen am Herzen liegt, mich nicht ohne Lebewohl ziehen zu lassen.

Ein Vorschlag! Kommen Sie mit nach Steinbach! Mein Bruder verbringt die letzten Tage seines Europa-Urlaubs bei uns. Er muß in zehn Tagen wieder nach seinem geliebten schrecklichen Togo. Es ist sonderbar, wie sehr diese Tropenmenschen an ihrer neuen Heimat hängen! Wie sehr er Mutter und Schwester auch liebt, man hört doch oft aus seinen Reden heraus, daß er sich körperlich in der Ferne viel wohler fühlt. Die alte Heimat ist ihm zur Fremde geworden.

Kommen Sie! Meine Mutter wird durch Ihre Anwesenheit von ihrem Trennungskummer abgelenkt. Sie tun also sogar ein gutes Werk, wenn Sie sich uns ein paar Wochen schenken.

Es wäre ganz reizend, wenn ich die vier Stunden Eisenbahnfahrt mit dem Freunde verplaudern könnte. Läßt sich das nicht einrichten? Die Zeit der Abfahrt besprechen wir noch.

Was machen Sie eigentlich?

Ich wünsche Ihnen den Frieden Gottes und drücke Ihnen die Hand.



36.

Georg an Agathe.

2. Juli.

Meine verehrte Freundin!

Ich möchte so gern ein paar glückliche Tage mit Ihnen verleben. Vielleicht würde mich das von meiner Melancholie heilen. Sie haben mir schon soviel von dem Gute, Ihrer Heimat, erzählt, daß ich es sehnsüchtig gern einmal mit eignen Augen sehen möchte. Von allem, was man mir mit Liebe schildert, macht sich meine lebhafte, immer arbeitende Phantasie sofort ein imaginäres Porträt. Und es ist ein eigentümlicher Genuß für mich, gelegentlich solche Traumbilder mit der Wirklichkeit zu vergleichen.

Sie haben mir einmal erzählt, das Herrenhaus des Gutes sei im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts von Longuelune erbaut worden, dem ersten Meister des Dresdener Barocks, dieses wundervoll heiter-aristokratischen Stils, in den wir alle beide verliebt sind.

Sie ahnen gewiß nicht, wie schwer es mir fällt, Ihre gütige Einladung nicht annehmen zu können. Ich beneide Sie um das Glück, aufs Land zu gehen. Wohl liebe ich diese Stadt, aber in der Juliglut ist sie mir oft unerträglich. Mit freudigem Herzen würde ich unter die kühlen Bäume des Parks von Steinbach fliehen.

Ich habe mit Mißlichkeiten aller Art zu kämpfen, äußerlichen wie innerlichen, großen wie kleinen, wichtigen wie nebensächlichen. Ich bin es meinem Neffen Michael schuldig, die Verhältnisse in Rockau mit aller Kraft zu reformieren. Wir müssen das Gut schließlich in Pacht geben, sonst wirtschaften wir es zu Tode. Mein Bruder lebt als Grandseigneur und ist bereits bis über die Ohren verschuldet. Dabei ist er weit davon entfernt, Vernunft anzunehmen. Es ist somit für mich höchst schwierig, mit ihm zu verhandeln, ohne tödliche Feindseligkeit heraufzuschwören. Sie haben mir einmal im Scherz vorgeworfen, ich sei ein kleiner Machiavell. Wissen Sie, es war an einem Abend, da ich Ihnen die köstliche Szene zwichen Serenissimus und der Duchezza Sanseverina aus der „Chartreuse de Parme" vorlas. Sie verglichen sich mit der Duchezza, diesem Götterweib, und mich mit dem Grafen Mosca. Du mein Gott, ein bißchen der Mosca bin ich wohl. Meinem Bruder gegenüber möcht' ich's nur noch viel mehr sein.

Bei den Widerwärtigkeiten, mit denen ich dort zu kämpfen habe, fehlt mir eine gute, kluge und tapfre Kameradin, meine Sanseverina. Ich bin in den letzten Tagen mehrere Male nahe daran gewesen, mich zu Ihnen zu flüchten. Aber alle diese Dinge trage ich doch lieber allein.

Schreiben Sie mir wenigstens recht häufig! Ich wage gar nicht zu Ihnen hinzukommen, so sehr ich es möchte. Ich wäre so ganz und gar nicht der heitere und sorglose Freund, den Sie gewiß an mir allein lieben. Die Sorgen machen die Menschen unliebenswür-

dig. Schreiben Sie mir! Wenn Sie wüßten, welche Freude Sie mir damit bereiten, würden Sie mir alle Tage schreiben.

Ich bitte Sie, empfehlen Sie mich Ihrer hochverehrten Frau Mutter und übermitteln Sie Ihrem Bruder meine herzlichsten Grüße. Ich bedaure sehr, daß ich ihm nicht persönlich Lebewohl sagen kann. Ich beneide ihn um die herrliche Tatenlust, mit der er von neuem in das gefahrvolle dunkle Land seiner Sehnsucht geht. Ich beneide ihn um das Glück, einen Wirkungskreis zu haben, wo er alles in allem ein absoluter Herrscher ist. Hier in unserm überzahmen Europa kommt der Wille zur Macht ja kaum noch auf den Thronen zu wirklicher Entwickelung.

Vielleicht wird es mir nach dem 15. möglich, ein paar Tage nach Steinbach zu kommen. Es sieht zwar vorläufig nicht so aus, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Seien Sie überzeugt: wenn ich mich irgendwie freimachen kann, so eile ich, Ihnen die Hände zu küssen.

Also — ich hoffe — auf baldiges Wiedersehn! Vergeben Sie die Zerfahrenheit und Unrast dieses Briefes. Nehmen Sie mir auch meine Vertraulichkeit nicht übel. Ich spreche zu Ihnen wie zu einer Schwester. Ich habe sonst niemanden, dem ich mein ganzes Herz erschließen darf. Erblicken Sie in meinem grenzenlosen Vertrauen zu Ihnen meine individuelle Art, Ihnen von ganzem Herzen ergeben zu sein.



37.

Agathe an Georg.

Am 3. Juli.

Sie leiden! Ihr Brief hat mich ergriffen. Ihr Kummer macht mich tieftraurig. Ich empfinde mit Ihnen alle Ihre Qualen und alle Ihre Sorgen. Dank für Ihr gutes Vertrauen! Seien Sie stets offenherzig zu mir. Ich stehe Ihnen schwesterlich zur Seite. Lassen Sie mich immer ein wenig Ihre warme Sonne sein, wenn das Leben kalte Schatten auf Ihren Weg wirft.

Ich habe in meinem kurzen Dasein viel gelitten. Darum vermag ich das Leid andrer bis in den letzten Sinn zu verstehen. Ich finde einen schönen Trost darin, meiner Freunde Kummer und Sorgen mittragen zu dürfen.

Sie mühen sich, Ihr Familiengut zu erhalten. Damit rufen Sie in mir meine leid- und glückvollsten Tage zurück.

Ich war achtzehn. Mein Vater in Wuchererhänden. Da legte er eines Tages die Möglichkeit, Steinbach zu retten, in meine Hände. Ich sagte unbedenklich Ja. Was verstand ich damals von Geld und Geldeswert? Ahnte ich auch nur im geringsten, was es für mich bedeutete, mich mit einem ungeliebten Manne zu verbinden? Ich wußte nur eines: daß ich an unserm Gut hing, daß ich es mehr liebte als mich selbst. Zufällig hörte ich die Worte „Opfer“ und „großmütig“

fallen. Da war ich stolz. Noch seh' ich meinen Vater vor mir, wie er mir an meinem Hochzeitstage in stummer Dankbarkeit die Hände drückte. Um den Blick, den er mir dabei schenkte, hab' ich all das Leid, das meiner Tat folgte, tapfer getragen. Ein Jahr darauf ist er dahingegangen.

Sie wundern sich, daß ich mich nicht wieder frei mache oder für frei halte? Sehen Sie: Scheidungsmaterial gegen meinen Mann hinterlistig aufzutreiben, das verträgt sich nicht mit meiner Moral. Und aus freien Stücken läßt er mich nicht los. Und dann: mich deucht, wenn eine Frau einem ungeliebten Mann folgt — gleichgültig warum —, so verzichtet sie damit auf „die Liebe um der Liebe willen". Sie hat sich verkauft. Sie wäre niedrig, brächte sie es fertig, den Käufer hinterher zu betrügen. So empfinde ich.

Bin ich Ihnen durch mein Bekenntnis wieder um ein wenig näher gekommen? Sicher haben Sie vermutet, daß mich irgendein ähnliches Motiv in meine unglückliche Ehe geführt hat. Wie hätten Sie sich sonst mit der Tatsache abfinden können, daß ich eine Ehe ohne Liebe eingegangen bin?

An mein Töchterchen wird das nämliche Unglück nicht herantreten. Nach meines Vaters Tod ist uns eine unerwartete beträchtliche Erbschaft zugefallen. Und dann ist sie durch ihren Vater gesichert. Das gibt mir Ruhe. Sie scheint — soweit ich das an einem Kinde beurteilen kann — einen Fehler meines Vaters geerbt zu haben: den Hang, zu verschwenden aus Herzensgüte.

Sie sagen mir, Sie lieben mich zärtlich. Ich bin über Ihre Freimütigkeit glücklich. Nun sind Sie aber

mir gegenüber verpflichtet, mir auch alles andre anzuvertrauen, was Sie bedrückt oder beglückt. Denken Sie an die zwei, die zusammengehen wollen! Als erstes wollen wir mutig die Feindseligkeiten, die Sie bedrohen, gemeinsam in der Front angreifen!

Ihre Agathe.

Nachschrift: Ich muß zum Zahnarzt. Darum bleibe ich weitere zwei Tage in Dresden. Machen Sie sich bereit, mit nach Steinbach zu kommen! Entscheiden Sie sich, bitte, auf der Stelle!



38.

Georg an Agathe.

4. Juli.

Ihr gütiger Brief hat mir über alles wohl getan. Sie sind mir immer wie ein himmlisches Wesen erschienen.

Ich wüßte kein größeres Glück, als mit Ihnen auf das Land zu gehen, aber in diesem Augenblick wage ich es nicht. Ich erkläre Ihnen mein Verhalten gelegentlich.

Tragen Sie mir mein Fernbleiben nicht nach!



39.

Agathe an Georg.

Den 5. Juli.

Mein liebster Freund!

Sie sind wirklich der schrecklichste Zauderer, den ich kenne. Kommen Sie wenigstens in ein paar Tagen nach. Der Landaufenthalt wird Sie in jedem Fall aufheitern. Die friedsame Natur wird Sie wieder gesund und lebensfroh machen. Malen Sie sich einmal aus, was für tausend kleine Freuden das Leben in der freien Natur für uns beide bedeutet. Denken Sie an die Morgenritte, an das frische Grün des Waldes, an den Duft der Lupinenfelder, an die Fernsicht bis ins unendliche Blau des Horizonts, an die wunderbar kühlen langen Abende! Alles das und das ganze Haus wartet auf Sie. Kommen Sie!

Wir reisen morgen, Mutter, Sophie und ich. Meine Landsehnsucht ist ungeheuer. Vollenden Sie mein Glück, indem Sie recht bald nachkommen! Ich verbürge mich, Sie werden sich grenzenlos wohlfühlen, wenn Sie einmal diese gründliche Abwechslung in Ihr Leben bringen.



40.

Georg an Agathe.

20. Juli.

Ich stehe noch gänzlich im Banne der Schönheit Ihres Landsitzes. Das ist das prächtigste kleine Schloß, das ich kenne. Und jetzt verstehe ich alles an Ihnen: die feierliche Grandezza, die Sie an sich haben, Ihre Treue und Liebe zum Alten und Hergebrachten. Und vor allem verstehe ich das Opfer, das Sie Ihrer Familie gebracht haben! Verzeihen Sie, daß ich daran auch nur leise zu rühren wage. Es geschieht in Verehrung Ihres Wesens und Ihrer Willenskraft. Ehe ich Sie kennen lernte, war ich — trotz meines Offizierrockes — ein Verächter der Tradition, im tiefsten Herzen ein Neuerer und Rebell. Wenn ich mich auch niemals bekehren lasse, gewisse liberale Ideale wieder aufzugeben, so erkenne ich doch eins bedingungslos an: die Frau muß das konservative Element in jedem Volke, in jeder Familie sein. Gerade das ist das untrügbare Zeichen der Gesundheit einer Nation. Wir Männer mögen Throne stürzen. Aber die Frauen, selbst die des vierten Standes, müssen am Alten festhalten. Wehe dem Volke, das so wenig wahre Männer hat, daß es einer Charlotte Corday oder einer Jeanne d'Arc bedarf! Ich bin gewiß einer der größten Frauenverherrlicher, aber für die Suffragetten fehlt mir jegliches Verständnis.

Meine anbetungswürdige altmodische Freundin, ich

danke Ihnen für die glückseligen, unvergeßlichen Tage, die ich im Verein mit Ihnen, Ihrer lieben Frau Mutter und Sophie verlebt habe! Wie tröstlich ist es für mich, daß Ihnen nun in Gedanken in alle Winkel Ihr Gutes folgen kann. Für romantische Naturen ist es ein Bedürfnis, den Umkreis genau zu kennen, in dem ein geliebtes Wesen lebt und wandelt. Nun sehe ich Sie in einem richtigen Bilde vor mir: Sie schreiten nachdenklich und langsam die Freitreppe des Hauses nach dem Garten hinab. Sie gehen den senkrecht wegführenden Hauptweg hin, zwischen den alten verschnittenen Hecken, und dann bleiben Sie am Ende dieses langen, wohlgepflegten Weges stehen, wo er sich zu dem halbkreisrunden Platz mit den schönen Steinbänken erweitert. Tief zu Füßen der Gartenmauer zieht langsam der dunkle Fluß dahin, und Ihr sinnender Blick verliert sich jeweils in den weiten grünen Fluren, die in der blaßblauen Ferne vor dunklen Waldstücken und Laubgehölzen Halt machen.

Wie oft haben wir da zusammen gesessen, während die muntere Sophie den Schmetterlingen nachjagte!

Und unsere Morgenritte! Sie auf Súrprise, dem schönsten aller Schimmel, und ich auf dem festen alten Braunen des Inspektors! Darf ich es sagen? Im Reitkleid sind Sie die schickste aller Frauen! Und der runde Hut gibt Ihnen eine leise Nuance reizendster Schelmerei.

Schelten Sie mich ja nicht aus!



41.

Georg an Agathe.

4. August.

Meine liebe Freundin!

Sie lassen mich ohne jede Nachricht. Seit meiner Abreise von Steinbach keinen einzigen Brief! Warum? Es gibt für mich nichts Betrübsameres, nichts Qualvolleres als Ihr Schweigen. Sind Sie für mich gestorben? Zürnen Sie mir?

Seit ich Ihrem Lebenskreise wieder fern bin, fühle ich mich unglücklich und elend. Um mich zu zerstreuen, versuche ich allerlei Arbeiten im Reiche der Gedanken. Aber immer wieder entfliehen mir meine seelischen Kräfte. Ich weile im Geiste in allen Augenblicken meines Lebens bei Ihnen.



42.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 6. August.

Lieber Freund!

Warum ich schweige?

Weil Sie mir das Herz schwer gemacht haben! Erinnern Sie sich, bitte, nur an zwei Szenen! Wir sa-

ßen auf einer der alten Steinbänke, die Sie in Ihrem vorletzten Briefe erwähnen. Sie, Sophie, ich. Wo die weite Ebene im Horizont verfließt, da ging die Sonne unter. Der Himmel war seltsam bunt. Purpurn berührte sein Saum das Blau der Erde. Violett darüber, dann blau, graublau, grau, in der Höhe immer matter. Ein Vogel schwebte in das ätherische Farbenmeer hinein. Fast schien er sich im Himmel zu verlieren. Meine liebe kleine Sophie folgte mit verwunderten Augen dem leichten Fluge, und plötzlich rief sie jubelnd aus: „Onkel Georg, ich glaube, der Vogel will den Himmel küssen!"

Entsinnen Sie sich, wie Sie die Kleine faßten und so leidenschaftlich küßten, daß sie sich Ihnen entwand und erschreckt zu mir flüchtete? Und Sie? Sie lieber törichter Freund, Sie flüsterten fassungslos: „Ich hab' dich so lieb!"

Ein paar Abende darauf sang ich Ihnen Lieder vor, und nach jedem baten Sie leise: „Mehr!" Als ich aufhörte, da weinten Sie. Niemals sind Sie mir so traurig und einsam erschienen wie an jenem Abend. Ich war aufgestanden, lehnte am Flügel und wollte Ihnen ein Trostwort sagen. Ich fand keins. Und zu Ihnen hinzugehen, das wagte ich auch nicht. So tat ich gar nichts. Währenddem gingen Sie durch die Glastür auf die Terrasse hinaus und in den Garten, der im vollen Mondenscheine geisterhaft still und seltsam schlummerte. Es war nicht recht von mir, Ihnen nicht wenigstens stumm die Hand zu drücken, als Freundin und Schwester, die ich Ihnen bin und immer bleiben möchte. Seitdem lastet eine Schuld auf mir. Ich habe

Ihnen so unsagbar viel zu danken. Ich fühle mich dem Leben voll wiedergegeben, seitdem Sie meine Seele hegen und pflegen. Und ich war undankbar und fremd zu einer Stunde, da Sie Schmerz empfanden! Wie sagt Elisabeth Browning in ihrem neununddreißigsten Sonett?

> Lehre mich die Kraft
> zur Dankbarkeit, die Deiner Güte gleicht!

Nachschrift. 7. August morgens.

Ich habe Ihnen gestern abend nicht alles gesagt, was ich Ihnen sagen wollte, um mein langes Schweigen zu erklären. Warum bin ich Ihnen an jenem Abend fern geblieben? Warum? Ich fühlte mich nicht frei. Sie haben mir einen Teil meiner Sicherheit genommen. Eine namenlose Schuld streift mich in meiner Treue zu Ihnen. Ich sehe nicht mehr klar und bin mir selbst fremd. Ich bitte Sie von Herzen, mein verstehender lieber Freund: harren Sie geduldig, bis ich mich wieder gefunden habe!



43.

Georg an Agathe.

8. August.

Geliebteste!

So ist die Stunde gekommen!

Ich habe sie mit meiner ganzen Willenskraft bis zu diesem Tage immer wieder in die dunkle Zukunft gedrängt. Ich habe in einem törichten Wunsche gelebt und an diesem Wunsche gelitten wie an einer leiblichen Krankheit. Ich wartete, ich weiß nicht, auf welche schöne Gelegenheit, Ihnen beteuern zu dürfen, daß ich Ihnen bis zur Selbstvergessenheit zugetan bin, daß Ihnen mein Ich, mein Denken und Fühlen, mein ganzes Leben unwiderruflich gehört. Ich fürchtete und bangte davor, das Kommen dieses Augenblicks auch nur durch die leiseste Unzartheit zu beschleunigen. Die Einsamkeit mit Ihnen zu teilen, in den köstlichen Tagen auf Ihrem Gute, das ging beinahe über meine Kraft. Nur die Angst, daß ich Sie vielleicht verlieren könnte, wenn ich spräche, diese qualvolle Angst schloß mir den Mund. Ach unsre köstlichen purpurnen Morgen und die blauen Dämmerstunden! Von ihrer namenlosen Lust umschmeichelt, glühte in mir das wildeste Fieber des Harrens auf den Augenblick, daß sich meine Seele, von der Ihren leise gerufen, mit ihr vermählen sollte. Hand in Hand sind unsre Herzen solange gegangen. Sollten sie sich nie küssen?

Wartete ich auf einen Traum, der sich nicht erfüllen soll?

Ich liebe Sie, Agathe, Ihre klaren Augen, Ihr harmonisches Wesen, Ihre Stimme, Ihre Hände, alles an Ihnen. Wenn Sie zu mir sprechen, bin ich verzaubert. Wenn ich Sie gehen sehe, ergreift mich der Rhythmus Ihres Ganges bis in die feinsten Nerven. Wenn Sie mich anblicken, geht mein Ich in das Ihre über. Wenn Sie mir Ihre Hand reichen, muß ich mich mit aller Gewalt zurückhalten, Ihnen nicht an die Brust zu sinken. Ihr Herz, Ihre Gedanken, Ihre Gefühlswelt berührt mich magnetisch. Ihre Fürsorge um mich und Ihre keusche Zärtlichkeit ist meine reinste Freude.

Was soll ich noch sagen, ohne in die Ueberschwenglichkeit eines Dichters zu verfallen? Ich liebe Sie. Ich sehne mich nach Ihren süßen Lippen.

Stoßen Sie mich nicht zurück in das Nichts, aus dem Sie mich gerettet haben! Seien Sie barmherzig! Ich werde immerdar so sein, wie Sie mich haben mögen, aber lassen Sie mich nicht in der Qual des Schweigen-Müssens. Hören Sie mich gütig an! Schenken Sie mir Ihre Nähe! Ich kann nicht ohne Sie leben. Ich liebe Sie.



44.

Georg an Agathe.

8. August abends.

Geliebteste Agathe!

Der Brief ist fort, dieser andre Brief, der mir entweder mein Lebensglück begründet oder es auf immerdar zerstört. Fast bereue ich es, ihn abgesandt zu haben. Was habe ich vollbracht, was ist an mir besonderes Gutes, Schönes oder Großartiges, das mich Ihrer Liebe würdig macht? Nichts.

Ich muß mir alle Gewalt antun, um einigermaßen die Ruhe zu bewahren vor mir, vor meinem Diener, vor den Leuten, mit denen ich unvermeidlich in Berührung komme.

Sie sind mir die Herrlichste und Erhabenste aller Frauen. Keine ist so schön wie Sie, keine so anmutig, so herzlich, so anteilsvoll, so anbetungswürdig! Es ist eine seltsame Liebe, die ich zu Ihnen hege, eine sonderbare Mischung von Verehrung und Leidenschaftlichkeit. In meinem Herzen stürmt es vor Begehren, und wenn ich vor Sie hintreten sollte, wäre ich zaghaft und schüchtern wie ein kleiner Junge. Das Gehirn glüht mir. Meine Gedanken sind wirr und toll.

Seit ich Ihre Freundschaft habe, fühle ich mich um zehn und noch mehr Jahre jünger. Ich war voller Resignation und Gleichmut. Wo sind die hin? Ich schaue auf mein vergangenes Leben zurück: eine Menge Er-

lebnisse und Erfahrungen darin sind mit einem Male getilgt, verschwunden, vergessen. Ein neues warmes, sonniges Licht fällt auf die Dinge. Frischer Lebensmut durchströmt mich, und wenn ich in dieser Abendstunde in Zweifel und Melancholie vor mich hingrüble, so ist's doch nur ob der Ungewißheit. Wenn ich an Ihre Güte und Ihr Vertrauen zu mir denke, an Ihre Augen voll Zuneigung und Teilnahme, dann ist's mir, als hätte ich Ihr Ja und bin so namenlos glücklich.



45.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 9. August.

Was für Briefe! Sie haben mir das Herz erschüttert. Ich danke Ihnen für Ihre Freimütigkeit. Die Freundschaft gibt Ihnen das Recht dazu. Wir dürfen unverhüllt zueinander reden. Wir müssen es wohl sogar.

Mein lieber Freund, Sie sollen durch mich nicht länger leiden. Meine Gegenwart würde Ihnen täglich neue Qualen bereiten. So bleibe ich hier auf dem Gute. Den Rosenhof sehe ich erst wieder, wenn Sie mir schreiben, daß Sie genesen sind. Lassen Sie mich nicht zu lange in der Verbannung!

Ich liebe Sie nicht, mein Freund. Zum mindesten nicht so, wie Sie sich's ersehnen. Ich bereite Ihnen eine

Enttäuschung, und das tut mir weh. Wenn wir unser freundschaftliches Zusammengehen fortsetzten, das mir ans Herz gewachsen ist, würde ich alles versuchen, Ihnen darüber hinwegzuhelfen, aber Sie würden vielleicht wähnen, ich liebte Sie doch. Wer weiß auch, wohin mich Ihre Beteuerungen am Ende noch zu führen vermöchten? Aber, lieber Freund, es wäre nicht Liebe, wie ich sie verstehe. Es wäre Mitleid oder Schwäche. Und damit sollen und dürfen Sie sich nicht begnügen. Es wäre Ihrer unwürdig.

Glauben Sie mir, ich bin stolz darauf, daß Sie mich lieben. Ihre Liebe adelt mich. Seien Sie großherzig und vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen jetzt Leid zufüge. Nichts in der Welt fällt auch mir schwerer als unsere Trennung. Bei Ihnen liegt die Entscheidung, ob wir bald oder nie wieder die alten treuen Freunde werden.



46.

Georg an Agathe.

10. August.

Agathe, seien Sie nicht so grausam und herzlos! Verlassen Sie Steinbach und kommen Sie! Wir müssen uns sehen, uns aussprechen. Es ist mir unbegreiflich, daß Sie mich mit so kalter Entschlossenheit, aus so nüchternen Verstandsgründen von sich stoßen. Ich

verstehe das nicht und kann nicht glauben, daß Ihnen dies Ihr Herz so befiehlt. Wenn Sie so rasch auf unsre Beziehungen verzichten, ja, dann bin ich Ihnen nichts weiter gewesen als der Zeitvertreib leerer Stunden!

Ich klammre mich in meinem Lebensüberdruß an unsre gemeinsamen Erinnerungen, und Sie lassen diese gleichmütig hinsterben. Ich komme über meinen namenlosen Schmerz darüber nicht hinweg. Ich möchte Ihnen alles sagen, was mich bewegt, aber davon zu schreiben, habe ich keine Kraft. Ich bin in Schwermut versunken.



47.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 11. August.

Lieber Freund!

Ich mache mir ernste Vorwürfe. Ich hätte es merken müssen, daß meine zärtliche Fürsorge eine Gefahr für Sie war. Aber ich war blind. Ich sah in Ihrer wachsenden Zuneigung nichts als immer nur Kameradschaft und geschwisterliche Liebe. Ich blickte zu Ihnen auf wie zu einem älteren Bruder. Ich fühlte mich sicher. Sie waren der Lehrmeister, ich die Schülerin.

Jetzt sprechen Sie von Liebe und Leidenschaft! Ach, Sie ahnen nicht, wie schwer mir mein Herz nun geworden ist!

Sie wissen es ja: ich bin nicht frei. Was Sie verlangen, wäre Ehebruch. Das will ich nicht.

Und selbst wenn ich frei wäre! Ich hab' es Ihnen schon einmal schmerzensvoll gesagt: ich habe kein Recht auf Liebe um Liebe!

Dringen Sie nicht weiter in mich! Ich bitte Sie darum. Auch zu unsrer lieben alten Freundschaft fühle ich nicht mehr den Mut in mir. Jedes Weiterspinnen unsrer Beziehungen wäre wie ein stillschweigendes Eingehen auf Ihre Werbung. Das widerstrebt meinem Herzen.

Mußten Sie uns unsern Frieden nehmen? Hätten Sie doch lieber geschwiegen!



48.

Georg an Agathe.

12. August.

Ich soll Sie verlieren? Ein Trauerzug vergessener Stunden zieht an mir vorüber. Sie haben so viel vergessen!

Sie haben mein Herz und Hirn gefangen genommen und haben's selbst nicht gefühlt? Sie haben unbewußt alle Reize Ihres Wesens, Ihres Körpers, Ihrer Seele, Ihres Herzens entfaltet. Ahnten Sie nie, wie mich Ihr gütiges Lächeln bestricken mußte, Ihre zärtlichen Worte, Ihre Art, einen Satz mitten im

Flusse der Rede zu unterbrechen und fragmentarisch zu lassen, und hundert andre Eigentümlichkeiten? Oft habe ich die Unterströmungen Ihrer Gefühlswelt zu spüren vermeint. Und ich möchte meinen, sie waren, dunkel und geheimnisvoll, Ihnen selber unergründlich. In solchen Augenblicken hatte ich die Empfindung, Sie seien mir ganz nahe. Ach, in welch rätselhafte Ferne verbergen Sie sich jetzt!

Soll das alles vorüber sein? Agathe, es wäre nicht auszudenken! Ich sehne mich leidenschaftlich nach Ihnen. Ich ertrage Ihren Verlust nicht. Ich liebe Sie über alles in der Welt.

Kommen Sie zurück!



49.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 13. August.

Ihre Beharrlichkeit verwundet mein Herz. Ich fühle mich seelisch wie körperlich krank. In schlummerlosen Nächten grüble ich, wie ich mich Ihnen gegenüber verhalten soll.

Wenn ich sage: „Ich liebe Sie nicht!" so lassen Sie das einfach nicht gelten. Soll ich nun sagen: „Sie lieben mich nicht?"

Sie werden mit dem ganzen Rüstzeug Ihrer Intelligenz, Ihrer Logik, mit tausend Argumenten der

Selbstkenntnis und Selbstunkenntnis dagegen protestieren. Immer mit dem Schlußsatze: „Folglich liebe ich Sie!"

Und doch lieben Sie mich nicht! Nicht meine guten Eigenschaften, nicht meine Fehler, nicht mein Wesen, nicht mich, wie ich in der Wirklichkeit bin. Nein, Sie lieben mich, wie mich Ihre Phantasie, Ihre Vergötterung sieht, von Reizen und Vorzügen erhöht, die nicht mein eigen sind. Als wir uns zum ersten Male begegneten, war Ihr Herz gerade liebeleer. Sie brauchten ein Ideal. Vielleicht hatten Sie eben eine Desillusion erlebt. Ihre Sehnsucht fand mich, und die Kristallisation Ihrer Liebe begann. Sie hatten einen süßen Genuß an unserm Beieinander. Sie erlebten die Freude, einen Menschen entdeckt zu haben, der Sie verstand, zum mindesten Sie zu verstehen suchte. Sie sehnten sich in dieser Welt von Heute, die Ihnen zu hastig, zu friedlos, zu materiell gesinnt ist, nach einer Insel der Romantik. Die fanden Sie in mir und meiner stillen Umgebung. Aus Schwärmerei ward Leidenschaft. Die Mischung von Werthertum und Donjuanerie in Ihnen forderte in beiden Extremen Ihre Rechte.

Wie ging's nun mir mit Ihnen? Ich erkannte Ihre ungenützten Fähigkeiten, Ihre brachliegenden Lebenskräfte, Ihre inneren Schönheiten. Und ich fand eine vornehme Aufgabe darin, Sie Ihrer Tatenlosigkeit und Verträumtheit zu entziehen. Ihre leidende Seele sollte gesunden. Ich wollte Ihnen ein festes Lebensziel suchen helfen, Sie zu Arbeitslust und Tatendrang führen. Und was hab' ich erreicht?

Viele Männer sind aus Liebe zu Hohem fähig. Zu diesen Naturen gehören Sie aber nicht. Sie werden nicht aus Liebe schöpferisch. Wohl werden Ihre Fähigkeiten intensiver in der Liebe, aber sie steigern sich nicht. Sie sind eine anregende, keine schöpferische Natur. Sie sind ein Meister der Anpassungsfähigkeit. Ich kenne niemanden, der sich so schnell und so restlos in die Seelen und Werke andrer hineinfühlt wie Sie. Mit dieser Gabe sind Sie wahrhaftig prädestiniert zur Freundschaft im allerhöchsten Sinne. Das war es, warum ich Ihnen vom ersten Augenblicke an Gefolgschaft leistete. Ich war fast eitel auf Ihre Zuneigung. Aber von dem, was Sie sich ersehnen, davon ist nichts in mir: ich liebe Sie nicht.

Die Zeit wird Sie bald heilen. Sie sind ein Weltkind. Die Liebe scheint bisher keine hervorragende Rolle in Ihrem Leben gespielt zu haben. So wird auch Ihre jetzige Erregung und Leidenschaft wieder zusammensinken. Das Heitere in Ihrem Wesen wird die Melancholie besiegen. Im Grunde sind Sie eine beschauliche Natur, nicht für große Leidenschaften geschaffen. Eine solche hat Sie nur vorübergehend gepackt. Eines Tages werden Sie wieder zu mir kommen: gesund, heiter, weltmännisch. Und wir werden der Gesellschaft das seltene Beispiel einer leidenschaftslosen Freundschaft zwischen Mann und Frau geben. Der unsagbare Zauber einer solchen Freundschaft wird uns dann alle beide bis ans Ende unsrer Tage unverwandelbar beglücken.

Wollen wir dieses hehre Ideal nicht zusammen erringen?

50.

Georg an Agathe.

14. August.

Wie dürfen Sie an meiner Liebe zweifeln? An meiner Liebesfähigkeit? Zweifeln Sie an allem, was in mir webt und lebt, aber zweifeln Sie nicht daran!

Ich liebe Sie. Ich lege Ihnen meine zärtlichste Verehrung zu Füßen, mein ganzes Ich. Sie lieben dürfen ist für mich leben können. Wenn Sie mich auch nur in Freundschaft gern mögen: denken Sie doch daran, daß es für eine Frau nichts Köstlicheres gibt, als geliebt, über alles geliebt zu werden! Sind Sie darob nicht glücklich?

So jung Sie noch sind, die Enttäuschungen, die Ihnen beschieden, waren schwer. Sie erwarteten vom Leben nicht mehr allzuviel. Sie waren resigniert. Und nun kommt Ihnen auf Ihren Lebenspfad die treueste und innigste Liebe eines Mannes, der — ich bin unbescheiden — beträchtlich über oder wenigstens fern den Alltagsmenschen hinpilgert. Wir verstehen uns in seltsamer Harmonie. Ich bringe Ihnen meine Liebe dar, meine erste große Leidenschaft. Und da wenden Sie sich von mir! Soll es gerade die Liebe sein, die uns auseinanderzugehen befiehlt? Wollen wir das Glück so vieler Monate eigenwillig zerstören? Wollen wir uns hochmütig dem Schicksal entgegenstellen, das uns einen will.

Agathe, wir gehören zusammen. Entziehen Sie sich mir nicht länger! Kommen Sie zurück!

51.

Georg an Agathe.

15. August.

Einzige,

niemals, solange ich lebe, werde ich die glückseligste Minute meines Daseins, gestern abend, im Garten des geliebten Hauses am Berge, je vergessen. Es war nicht die Kühnheit des Mannes in mir, die mich Dich an mich ziehen ließ. Mit bewußtem Willen hätte ich niemals den Mut dazu gehabt. Mit Deinem zitternden Küssen hast Du mir verziehen. Ich bin namenlos glücklich.

Ich durchlebe diese Minute immer wieder. Ueber uns die rauschenden Kastanien. Vor uns die mondbeglänzte Balustrade. Drüben der Strom mit den tausend Lichtern. Wie Schildwachen unsres Glücks! Als ich von Dir gegangen war, im Halbtraume, habe ich noch lange auf der Bank auf der Aussichtswarte an der Straße gesessen und innigst Deiner gedacht. Du kennst ihre einsame Lage, auf der halben Höhe. Mir zur Linken, nicht allzu fern, schimmerte ein Licht über den dunklen Wipfeln der dazwischenliegenden stillen Gärten: das Licht Deines Zimmers. Als es zehn schlug, bin ich langsam hinabgeschritten. Und dann zu Hause, in meiner stillen Klause, hab' ich bis spät in die Nacht hinein geträumt, immer von Dir und Deinem geliebten Wesen. Tränenden Auges sage ich mir wieder und

wieder, daß ich glücklich bin, weil ich wieder weiß, warum und für wen ich lebe. Auf der ganzen weiten Welt habe ich niemanden, der mein Herz wirklich kennt, es wärmt, füllt, durchsonnt, — nur Dich, meine Geliebte. Ich weiß, ich fühl' es, daß ich Dir dankbar, treu, ergeben bleibe bis in das Ende meiner einsamen und nun nicht mehr einsamen Tage.

Ich danke Dir für Deine Liebe! Du sollst nichts an mir haben denn Freude Dein Leben lang!



52.

Agathe an Georg.

Den 16. August.

Liebster Freund!

Ich bin geflohen, ich weile fern von Ihnen und habe meine Zuflucht zur Einsamkeit genommen. Ich habe mich vor mir selber gerettet.

Lassen Sie mich, mein liebster Freund! Das Herz will mir brechen. Ich weiß nicht, ob ich es ertrage, Sie zu verlieren.



53.

Georg an Agathe.

Zürich, 20. August 19**, 12 Uhr nachts.

Gnädige Frau,

es wäre sehr inkorrekt von mir, wenn ich der Anlaß wäre, daß Sie die von Ihnen so geliebte Stadt meiden wollten. Beenden Sie Ihr Exil! Die Gesellschaft, die Sie doch ein wenig respektieren müssen, würde sich über Ihre plötzliche Abreise nach Ihrem Gute und über einen längeren Aufenthalt dort wundern.

Ich habe Dresden verlassen und gedenke, ein paar Wochen in der Schweiz zu bleiben und dann bis tief in den Winter hinein an den Lago di Garda zu gehen, den ich so sehr liebe. Was sollte ich länger an der Elbe?

Als ich heut in der Morgenfrühe von Lindau nach Romanshorn hinüberfuhr, über die wunderbar frisch und stahlblau blinkenden Fluten des Bodensees, und mein Blick den ersten Gruß der fernen Schneegipfel erhaschte, da habe ich Ihrer sehnsüchtig gedacht. Stendhal sagt, den Liebenden erinnere jede Linie einer schönen Landschaft an die Ersehnte. Bei all meinem Schmerze ist mir die Welt niemals schöner, heiliger, symbolischer erschienen als heute morgen. Nur in der Anbetung der Natur kann ein armseliger Mensch sein Leid ertragen. Freilich, ein paar Augenblicke nach diesem erhabenen Momente eines überirdischen Trostes war ich wieder tieftraurig und unsagbar unglücklich.

Um mich auf andere Gedanken zu bringen, habe ich den Nachmittag im Lesesaal der Stadtbibliothek verbracht. Ich habe mir Original-Handschriften von Schweizer Dichtern vorlegen lassen: von Gottfried Keller und von Heinrich Leuthold. Von Keller den Grünen Heinrich. Aus diesen Schriftzügen guckt der ganze Mensch, kratzbürstig und unzugänglich!

Aus den Leutholdschen Papieren hab' ich mir und Ihnen folgendes Ineditum herausgeschrieben. Es ist wirklich ein Ineditum, da es selbst in der nett gedruckten Inselausgabe fehlt.

Zum Angelus.

Was auch die Brust
In Leid und Lust
Dir, Mensch, durchbebt:
Gebet erhebt,
Verklärt, verschönt
Des Tages Schluß...
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Du, dem die Welt
Das Herz vergällt,
Komm Du hierher,
Der hoffnungsleer,
Verbannt, verhöhnt,
Voll Ueberdruß . . .
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Der leichte Wind,
Entschlummert lind;
Es küßt am Strand
Sich Meer und Land.
Die Brandung stöhnt
Dumpf leisen Gruß . . .
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Der Liebe Hauch
Ist Beten auch,
Den, wie ins All
Die Nachtigall,
Dein Herz versöhnt
Ausströmen muß . . .
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Die Stimmung dieser Verse ist nur ähnlich der meinen. Die Ungleichheit beruht auf meiner andersgearteten Natur. Leuthold war ein verfahrener und zerrissener Mann, ohne Selbstkenntnis und Selbstzucht. Sein Lebensgang ging dauernd abwärts. Ich aber stehe im Glauben, daß man gerade im Unglück, durch die Abstreifung aller weltlichen Eitelkeit und Hoffnung mit sich einiger werden und damit menschlich höher steigen muß.

Ich küsse Ihnen die geliebten Hände.
Agathe! Zum letzten Male:
Ich liebe Dich!



54.

Georg an Agathe.

Im Garten der Villa Brenzone,

San Vigilio, 15. November.

Sie haben mir auf meinen letzten Brief aus der Schweiz keine Antwort gegeben. Jetzt verträumte ich meine Tage am Gardasee. Etwas wie sanfter Friede hat in meine Seele Einzug gehalten, der Friede der letzten Resignation.

Im Limonenhain, da ich Ihrer in dieser stillen Dämmerstunde gedenke, hat im Cinquecento ein vornehmer Einsiedler gehaust, der Dottore Agostino Brenzone, ein Freund geistvoller Männer, eine der kontemplativen Naturen der sonst so tatenlustigen Renaissance. Seine heute verschollene Schrift über die Einsamkeit ist hier entstanden. Und in einem Winkel des Hains steht in einer halbverfallenen Nische eine antikem Vorbilde nachgeschaffene Venus. Ihr zu Füßen die Inschrift:

Mortuus obliviscar Flaviae.
Nur im Tode werde ich meine Flavia vergessen!

Es gibt keinen Ort der Erde, der sich durch seine romantische Schönheit, seine erhabene Einsamkeit und seine klassischen Erinnerungen mehr dazu eignete, um verlorene Liebe zu trauern, als der Träumerwinkel von San Vigilio: Saß nicht schon vor zwei Jahrtausenden drüben am felsigen Gestade von Sirmio, dem „Augen-

stern aller Inseln", Catull und sang seine besten Lieder im Schmerz um eine ferne schöne Römerin? Die weitläufigen Ruinen einer Therme tragen im Volksmunde noch heute den Namen: Villa Catulls. Wenn man die kleine Halbinsel betritt, bestürmen einen die kleinen lauten Dorfjungen, die Grotta di Catullo zeigen zu dürfen.

Umschmeichelt von den Wundern dieses himmlischen Sees, bin ich ihnen doch oft, zumal in allen Abendstunden, fern.

Weißt Du noch?

Weißt Du noch, wie wunderbar
Still uns leuchtete die Nacht?
Tausend Lichter hielten Wacht
  Lang den Fluß.

Lang den Fluß, wozu die Wacht?
Drüben lag des Alltags Strand
Und wir war'n im Traumesland.
  Weißt Du noch?



Zweites Buch



55.

Georg an Agathe.

Dresden, 9. Oktober 19**, 2 Uhr nachts.

Gnädige Frau,

der heutige Abend, an dem wir uns zu meiner Freude so ganz unvermutet wieder begegnet sind, ruft mir jenen unvergessenen andern Abend zurück, an dem unsre Lebenswege vor nunmehr fast zwei Jahren zusammengelaufen sind. Kaum auf Augenblicke bin ich heute des seltsamen Gefühls frei gewesen, es wäre, durch irgendein Wunder, der nämliche Abend.

Nach dem Diner haben wir beide zusammen geplaudert, ganz wie damals. Fremd waren Sie mir damals und doch so traut wie eine langjährige Freundin. Und heute waren Sie mir von neuem traut und doch auch fremd, wie eine nie vorhergesehene Vision. Erst beim Scheiden, unter dem leisen Drucke Ihrer kleinen Hand, habe ich den Mut gefunden, von neuem an unsre seltsame, erdenlose, köstliche Zusammengehörigkeit zu glauben.

Ich bin nicht mehr in allen Stücken der, den Sie

einstmals gefunden und verloren haben. Während mich Einsamkeit und Unrast über den ganzen Erdball trieben, bin ich wiedergeboren worden. Nun stehe ich beinahe auf der Höhe meiner — wohl bizarren — Entwicklung, bin reifer, älter, nachsichtiger geworden, dem Leben und den Dingen überlegener denn damals. Alles das und ähnliches verleiht mir das Selbstbewußtsein, Sie zu bitten, mich wieder gütig unter die Paladine des Rosenhofes aufzunehmen. Ohne Anmaßung, in reiner Natürlichkeit, möchte ich meinen, ich hätte mir in der langen Zwischenzeit das Recht erworben, zu Ihren erprobten Freunden zählen zu dürfen.



56.

Agathe an Georg.

Rosenhof, Sonntag, den 10.

Mein lieber Freund!

Beim Anblicke Ihrer Handschrift habe ich gezittert. Lange, lange hat Ihr Brief uneröffnet in meinen Händen gelegen, bis ich endlich den Mut fand, ihn zu lesen. Tun wir klug damit, habe ich mich hundertmal gefragt, einander zum zweitenmal etwas bedeuten zu wollen?

Sie kennen mich: Klarheit und Ordnung in al-

len Dingen! Deshalb kann ich Ihre Bitte nicht eher beantworten, als bis ich genau weiß: Haben Sie das Einst völlig überwunden? Sind Sie Ihres Herzens ganz sicher? Eins will ich unter keiner Bedingung: Ihnen nochmals Leid verursachen. In den zwei Jahren, die zwischen dem Einst und dem Heute liegen, haben Sie sich beobachten können. Sie müssen Ihren Zustand und seine Zuverlässigkeit genau kennen.

Ich stelle Ihnen mit Freuden das Zeugnis aus, daß Sie sich als ritterlich und vertrauenswürdig bewiesen haben. Ich glaube auch der Ehrlichkeit Ihrer neuen Freundschaftsworte. Wenn Sie mir versichern können, daß unsre Freundschaft nicht abermals in Stürme gerät, und wenn Sie sich aus dem Besitze meiner Freundschaft ein Glück erhoffen, das Sie nicht allerorts zu finden wissen: dann will ich von Herzen gern dieses Glück mit Ihnen teilen.



57.

Georg an Agathe.

11. Oktober.

Meine gütige Freundin,

Ich bitte Sie, seien Sie beruhigt: ich habe meine einstige Gefühlskrankheit überwunden. Was ich vor zwei Jahren gar nicht an mir für möglich ge-

halten hätte, das habe ich heute: seelisches Gleichgewicht. Zwar bin ich bei weitem noch nicht völlig zufrieden mit mir: aber im großen und ganzen weiß ich doch endlich, was ich vom Leben will und wohin es mich leitet. Ich habe mir ein Ideal erdacht und vor mir im Geiste aufgestellt und versuche mich darnach zu vervollkommnen, in beschaulicher Beharrlichkeit und mit dem heiteren Sinne eines antiken Epikureers, wenn ich so sagen darf. Von neuem liebe ich das Dasein, aber immer mit dem Bestreben, Herr meiner selbst zu bleiben. Sogar eine, wenn auch recht bescheidene Beschäftigung hab' ich gefunden, die ich neben den passiven literarischen Liebhabereien, die ich mit immer mehr Liebe pflege, systematisch ausübe: ich habe es übernommen, die Geschichte meines Regiments zu schreiben, die über zwei Jahrhunderte zurückgeht. Sie wissen vielleicht, daß die Geschichte der altsächsischen Armee im allgemeinen ein wenig erfreuliches Forschergebiet ist. Indessen hat sie gewisse lichte Perioden. Vor allem ist da die napoleonische Zeit. Von Friedland bis Boródino! Wenn Sie wüßten, mit welchem Enthusiasmus ich mich in diese vergangnen Tage des Ruhmes vertiefe. Ich bin in den großen Kaiser verliebt. Ich werde Ihnen noch oft Einzelheiten erzählen, die mich entzücken.

Das ist keine schöpferische Arbeit, keine himmelstürmende Tätigkeit. Von irgendwelchem Erfolge kann natürlich auch keine Rede sein. Aber den will ich ja gar nicht. Den brauche ich nicht. Glauben Sie mir, wenn ich so in den Bibliotheken und Archiven hinter Stößen von oft sehr langweiligen Büchern und

Manuskripten sitze und schreibe, inmitten von bebrillten Gelehrten und solchen, die es sein wollen, — dann fühle ich zu meiner eigenen Verwunderung oft etwas in mir, das wie Befriedigung schmeckt, ja wie stilles Glück.

Das ist also mein Zustand! Und nun haben Sie keine Furcht mehr vor dem Nachhall des „Es war einmal!“ Wie weit, weit liegt das nun schon zurück!

Reichen Sie mir die Hand! Schließen wir eine aller Banalitäten der Konvenienz und der oberflächlichen Galanterie bare Freundschaft! Etwas Herrlicheres als das können seelenverwandte Herzen niemals und nirgends finden.

Ich werde morgen den — hoffentlich ebenso wie heute — wunderschönen, kristallklaren Herbsttag benutzen und nach Oberloschwitz hinauspilgern. Just zur Teestunde werde ich die Calberla-Straße hinaufwandern und an dem weißen Gartentor des geliebten Bozener Schlößleins klopfen. Werden Sie zu Hause sein?

Ich freue mich — wie ein kleiner Junge auf den Weihnachtsbaum — auf den lang entbehrten Blick von Ihrer Terrasse und auf die Herbstlandschaft da draußen. Der Herbst ist mir ein Symbol. Ich liebe die schweren, golddurchtränkten Farben und die späten Früchte.



58.

Agathe an Georg.

Den 11. nachts.

Lieber Freund!

Kommen Sie! Meine neugierige kleine Sophie hat während Ihrer langen Abwesenheit sehr häufig nach dem „guten Onkel Georg“ gefragt. Heute hat sie Ihre Namensunterschrift erspäht. Das hat sie, zu meinem größten Erstaunen, über die Maßen aufgeregt. Kinder ihrer Art haben ein merkwürdig scharfes Gedächtnis.

„Mammi, wenn Onkel Georg von seiner großen, weiten Reise wieder zurück ist, warum bittest du ihn nicht, alle Tage zu uns zu kommen? Er war doch der allerbeste von allen unsern vielen Freunden!“

Kann ich mich zwei bittenden Menschenkindern verschließen? Kommen Sie! Sie sollen uns herzlichst willkommen sein!

✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦

59.

Georg an Agathe.

13. Oktober.

Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für den gestrigen traulichen Abend. Ich bin glücklich, Ihre Freund-

schaft wiedergewonnen zu haben. Ich bin kein Freund Rußlands, aber ich will den Geburtstag des russischen Kronprinzen, den wir kürzlich durch das Diner in der Russischen Gesandtschaft gefeiert haben, nie wieder vergessen, denn ohne dieses zweifellos hervorragende Menschenkind hätten wir uns wahrscheinlich nicht wiedergefunden.

Es muß mich etwas wie eine Vorahnung durchdrungen haben, sonst hätte ich mich kaum bewegen lassen, die Einladung anzunehmen. Die Bekanntschaft des Gesandten habe ich bei meinem Aufenthalt in Sankt Petersburg gemacht. Daraufhin hatte ich meine Karte hier bei ihm abgegeben. Obgleich ich sehr wohl weiß, daß Ihr Gatte an der Deutschen Botschaft in Petersburg ist, habe ich doch nicht im geringsten daran gedacht, daß Sie durch dieses lockere Band ein wenig zur hiesigen russischen Kolonie gehören. Obendrein vermutete ich Sie auf Ihrem Gute.

In der köstlichen Stimmung, in die mich die Wiedergeburt unsrer Freundschaft versetzt hat, habe ich etwas vergessen, Ihnen zu erzählen, was ich Ihnen als aufrichtiger Freund unbedingt gestehen muß.

Ich war kaum acht Tage am Gardasee — vor zwei Jahren, wie Sie wissen — als ein Brief von Ihrer Nichte Susanne eintraf. Sie erkundigte sich in harmloser Weise über den Grund meiner (wie sie von Ihnen gehört habe) sehr langen Reise. Sie war empört, aus Ihnen nicht herausbringen zu können, aus welchen dunklen Gründen ich Dresden so plötzlich und auf so auffällig lange Zeit verlassen hätte. Um sie zu beschwichtigen, schrieb ich ihr, daß Sie in der Tat

über eine besondere Veranlassung der Reise nichts wüßten. Ich hätte Lust zu einer Weltreise schon seit Jahren in mir gespürt; irgendwelche geheimnisvollen Motive seien hierbei gar nicht im Spiele. Weitere Briefe von ihr kamen, ohne rechten Inhalt, kaum mehr denn Aufzählungen belangloser gesellschaftlicher Ereignisse. Hin und wieder ward Ihrer Erwähnung getan. Und das war der Grund, — warum sollte ich Ihnen das nicht gestehen? — weshalb ich diese Briefe doch immer wieder gelegentlich erwiderte. Das geringste von Ihnen zu hören, schenkte mir jedesmal einen glücklichen Tag. So ist es gekommen, daß ich Ihrer Nichte auch nach meiner Rückkehr eine gewisse Freundschaftlichkeit bezeugen mußte. Sie schreibt mir jetzt noch, und wenn wir uns auf der Straße zufällig hin und wieder einmal treffen, halte ich mich für verpflichtet, den Begleiter zu machen. Mit einem Worte, meine verehrteste Freundin, ich bin in eine mir recht fatale Lage gekommen. Verstehen Sie mich? Helfen Sie mir in Ihrer rücksichtsvollen Weise, mir und Fräulein Susanne!

Oft, wenn ich abends oder in der Dämmerstunde über mich und Sie nachdenke, überkommt mich eine fast bittere Reue. Damals, ehe wir voneinander gingen, da ich Sie leidenschaftlich bestürmte, damals habe ich Sie unzart behandelt. In aller meiner Liebe war ich Ihrer nicht würdig. Ich hätte mehr Herr meiner selbst bleiben müssen. Dann wären wir schon längst das, was wir uns nun heute sind. Manch trübselige Stunde wäre mir erspart geblieben.

Frauen Ihrer Art sind eben so verführerisch wie

unantastbar. Ich hätte Sie nie verkennen dürfen. Man muß Sie anders lieben denn die andern. Wir Männer sind vor nichts in der Welt unsern Idealen ferner als vor den Frauen. Verdorben, desillusioniert, übersättigt, ungläubig, haben wir nur selten den Mut oder die Kraft zu einer höheren Liebe. Es ist zumeist amour-goût, — um Stendhals berühmtes Wort anzuwenden, — was wir hegen und erwarten.

Und wenn auch — was ich glaube — damals mehr als bloß das in mir war: leidenschaftliches Begehren, so sehe ich doch jetzt im Rückblicke klar, daß uns selbst in der innigsten Einigung eine grundlose Tiefe getrennt hätte. Sie stehen in der vollen Kraft Ihrer Seele und Ihrer Sinne. Sie hätten die gleiche Vollkraft von Ihrem Geliebten gefordert. Und ich hätte sie nicht mehr besessen. Wir hätten beide darunter gelitten, Sie wie ich.

Darum bin ich so glücklich und zufrieden, daß sich alles so wundersam gefügt hat.



60.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 15. Oktober.

Mein lieber alter Freund!

Ihr Brief hat mich unsagbar erfreut! Die leise Kälte, die ich in den ersten Tagen unsers Wieder-

findens in Ihrer Gegenwart bisweilen zu empfinden vermeinte, ist nunmehr dem warmen Gefühle des gegenseitigen Verstehens und Vertrauens gewichen. So fest und klar und bestimmt dieses Gefühl ist, es fließt doch etwas Zartes, Zitterndes, Vages, Unbestimmbares, Namenloses in seinem Strom. Das erfüllt mich von Tag zu Tag mehr. In dem vergangenen und — wollen wir? — vergessenen ersten Stadium unsrer Freundschaft habe ich diese zarten und zärtlichen Regungen nicht verspürt. Oder weiß ich es nicht mehr? Sollte ich hier undankbar sein?

Die Vorwitzigkeit meiner Nichte haben Sie korrekt behandelt. Im ersten Augenblicke meiner Kenntnis von diesem heimlichen Briefwechsel war ich sehr betroffen. Geben Sie mir die Briefe! Ich will sie ungelesen vernichten. Sodann werde ich, sobald sich Gelegenheit bietet, mit Susi reden. Ein weiterer Briefwechsel zwischen ihr und Ihnen hat für keinen Teil viel Sinn. Auch lese ich aus Ihren Zeilen heraus, daß Sie wenig Lust haben, der Beichtvater meiner Nichte zu bleiben. Ich werde es ihr zu verstehen geben. Seien Sie unbesorgt. Sie sollen zufrieden mit mir sein!

Ich begreife sehr wohl, daß Ihnen Susannens Briefe in der Ferne erwünscht waren. Warum soll ich dies nicht bekennen? Ach, auch ich hätte in den letzten zwei Jahren gern hin und wieder etwas Bestimmtes von Ihnen erfahren! Oft genug habe ich Ihrer gedacht.

Susanne ist ein sorgloses, vorläufig beinahe oberflächliches Geschöpf. Gesellschaft und Geselligkeit gehn ihr über alles. Schöne Kleider und immer etwas vor-

haben, ein paar harmlose Hofmacher, ein bißchen Sport, das füllt so ungefähr ihr Dasein. Von ernsten Beschäftigungen ist bei ihr keine Rede. Sie ist einundzwanzig Jahre alt. Vielleicht ändert sich das einmal mit einem Schlage, wenn d e r in ihr Leben tritt, dem sie ihr Herz schenken wird. Mit ein bißchen Energie ist sie gewiß zu leiten. Meiner Schwägerin ist sie allerdings vollkommen über den Kopf gewachsen. Eleonore ist ein gutmütiges Wesen, das niemandem etwas Schlechtes zutraut. Menschenkenntnis besitzt sie wenig. Und so ist sie sich über den noch haltlosen Charakter ihres eigenen Kindes völlig unklar. Susanne bedarf eines ernsten Einflusses. Ihr Vater, der Major, kümmert sich um nichts als um seinen Dienst. Höchstens um die Gäste, die er fast alle Tage in seinem Hause sieht. Er ist durch und durch Gentleman. Er überläßt seiner Tochter die Aufsicht über sich selbst, als sei sie zur freien Selbständigkeit geschaffen. Es gibt ja heute in der jüngsten weiblichen Generation zahllose junge Mädchen, die genau wissen, wie man mit der Welt fertig wird. Aber das ist immer die Frucht einer sehr gewissenhaften Erziehung, wie sie Susanne nicht zuteil geworden ist. Sie ist zum Nichtstun und zum oberflächlichen Genießen erzogen.

Um wieder auf uns beide zurückzukommen: ich muß Ihnen gestehen, daß ich sehr häufig über das merkwürdige Gefühl nachdenke, das uns eint. Ich möchte, ein feiner Seelenkenner, etwa Ihr Liebling unter den modernen deutschen Dichtern, Graf Eduard Keyserling, behandelte einmal dieses Problem. Da er mit Vorliebe Ausnahmenaturen in die Mitte seiner Schöp-

fungen zu stellen weiß, würde er es vielleicht nicht skeptisch ablehnen, einen derartigen Herzensbund zu schildern. Es fragte sich nur, ob dieser Roman viel Leser finden würde, das heißt allgemeines Verständnis. Man ist wohl zu sehr gewohnt, Kabalen und Kontraste und spannende Dinge des Lebens denn bloß zarte Träume vorgesetzt zu bekommen.

Und doch sind Gegensätze da. Mann und Frau sind immer welche, mehr oder minder. Und sei es nur in den Schwingungen ihrer Seelen und ihrer Sinne. Grobe Effekte fehlen allerdings. Im Mittelpunkte eines der üblichen Moderomane stehen wir beide nicht. Sie sind kein Held dieses Stils. Und ich, ich bin eine schlichte Frau, die ihre Pflicht erfüllt. Und der Ehemann fern in der Zarenstadt ist kein moderner Othello.

Scherz beiseite, wir leben aber doch in einem eigentümlichen Roman, in einem, dessen innere Handlung in ganz leisen Wellenlinien hinläuft.



61.

Georg an Agathe.

17. Oktober.

Alles Leben hat Wandlungen. Auch unsre Freundschaft hat ihre Entwicklung, und da sie in zwei Herzen lebt und webt, zwei parallel laufende Gänge. Unsre

Briefe begleiten unser Leben und so haben auch sie ihre innere Wandlung. Mit einem Worte, Sie haben recht: wir stehen im Mittelpunkte eines Seelenromanes. Und sein Ende fällt zusammen mit meinem letzten Stündlein.

Der Entwicklungsweg, den die von mir geschriebenen Briefe verraten, hat bereits beträchtliche Zick-Zacks hinter sich. Sie entführen dem Tale, und schon bin ich ein gutes Stück zur Höhe hinaufgeschritten. Ich halte Umschau und freue mich des überwundenen Stück Wegs. Nebel flutet in der Tiefe.

Was für ein zielloses, verfahrenes Menschenkind war ich, als ich Ihr Freund ward! Scherzend sagen Sie, mir fehle das Zeug zu einem Romanhelden. Ach, ich bin auch kein Held des wirklichen Lebens. Wenn ich auch nicht mehr bloß Hans der Träumer bin: im höheren Sinne ist doch Tatenlosigkeit und Ohnmacht mein Geschick. Die rauhe Not hätte mich einmal in meinem Leben bei irgendeiner Gelegenheit packen müssen. Wie bewundere ich die, denen ohne heißes Ringen nichts gewährt wird, die immer von neuem um ihre weitere Existenz kämpfen müssen!

Als ich voriges Jahr in Neuyork war, begegnete mir eines Tages in der Straßenbahn ein Herr, dessen Gesicht mir außerordentlich bekannt vorkam, ohne daß ich mich entsinnen konnte, wer er wohl sein mochte. Ich sprach ihn an. Es war ein früherer Infanterieoffizier, mit dem ich zusammen auf der Kriegsschule gewesen war. Schuldenhalber, speziell wegen nicht bezahlter Spielschulden, war er unrühmlich von dannen gegangen. Drüben hatte ihm das Glück geblüht. Er

gehört zu den Wenigen, die jenseits des großen Wassers nennenswert hochgekommen sind. Er war reich geworden, sehr reich, buchstäblich durch eigne Kraft, und obendrein auf anständige Weise, wenigstens nach amerikanischem Begriffe. Ich habe mich hinterher eingehend nach ihm erkundigt. Als ich ihn kurz darauf ein zweites Mal sah, hab' ich mit ihm einen langen Abend verbracht. Bei uns sieht so einen Entgleisten und Verfemten niemand an, aber ich habe ihm beim Scheiden herzlich die Hand gedrückt und würde das vor Tod und Teufel wieder tun, und wenn ich ihm morgen hier in der Schloßstraße oder in der Oper begegnete. Manneskraft beweisen, das tilgt alle Jugendsünden.

Es steckte noch viel vom alten Standesgeist in ihm. Ich mußte anfangs eine große Scheu in ihm überwinden, die mit rührender Bescheidenheit verbunden war. Aber glauben Sie, ganz im stillen fühlte ich mich beinahe moralisch niedriger als er. Wessen konnte ich mich wohl mehr rühmen, als daß ich in der Zeit des Lebensdurstes, die wir alle einmal durchmachen, ein paar tausend Mark mehr zur Verfügung gehabt hatte als er?

Eins möchte ich wissen, ob ich, arm wie dieser, unter seinen Lebensumständen, die Kraft gehabt hätte wie er, mir auf den Trümmern der ersten eine zweite Existenz zu errichten? Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt. Ob ich den je hätte, das ist's, was ich wissen möchte.

Ich komme heut abend nach dem Rosenhof, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich bin doch recht unterrichtet?

Uebermorgen, am Sonnabend, gehen Sie nach Steinbach?

Ich bringe Fräulein Susannens Briefe mit. Wir wollen sie verbrennen. Diese Zeilen soll Ihnen Nikolaus überbringen, für den Fall, daß es Ihnen heute abend nicht paßt.



62.

Agathe an Georg.

Rosenhof, 2 Uhr mittags.

Ich bitte: nicht erst abends! Machen Sie sich auf den Weg, sobald Sie diese Karte haben. Ich war gerade im Begriff, Ihnen zu depeschieren. Einen Fernsprecher haben Sie altmodischer Mensch ja nicht. Nehmen Sie sich ein Auto, damit Sie recht bald da sein können!

Ihre Agathe.



63.

Georg an Agathe.

29. Oktober.

Ich habe eine leichte Unruhe verspürt, als ich soeben auf den Umschlag, in den dieser Brief kommen

soll, schrieb „Rittergut Steinbach". Gewisse Stunden wurden wieder lebendig, in denen ich Briefe voll banger Worte ebendahin sandte. Doch, das ist ja schon so lange vorüber. Unendlich dankbar gedenke ich der Güte, die mir diese liebe Freundschaft von neuem geschenkt hat. Ich muß Ihnen das noch tausendmal sagen.

Der gestrige Abend war wunderschön. Das Gespräch nach Tisch, unter uns sieben Menschen, war kaum mehr als eine Art Gedankenballspiel: Wahrheiten, Erfahrungen, Bekenntnisse, alles auf federleichten Flügeln. Gewiß. Und doch wollen mir bestimmte Worte noch immer nicht aus dem Sinn. Man sprach von der Liebe und irgendwer hatte gefragt: „Nehmen wir die Liebe ferner Menschen wahr? Wann hört die Liebe überhaupt auf?" Sie waren es, die antwortete: „Niemals! Es gibt Menschen, deren Liebe ich noch empfinde, wenn sie längst gestorben sind."

Die ganze Nacht hab' ich über Ihre Worte nachgegrübelt. Ich weiß, ich werde Sie nicht überleben. Aber wenn es sein sollte, mein letzter Augenblick wäre ein Gedanke an Ihr mir nie verlierbares Wesen.

Glückliche Reise! Steinbach muß in diesen prächtigen Spätherbsttagen ein Paradies sein. Gedenken Sie meiner, wenn Ihr zärtlicher Blick von der Terrasse des Herrenhauses über den weiten Rasen wandert und durch den Durchhau des rauschenden Parkes hinaus in die gelbe Ebene . . .

Ich küsse Ihnen die Hände.



64.

Agathe an Georg.

Steinbach, 2. November.

Mein lieber Freund!

Sie haben wohl recht: es gibt nichts Schöneres in der Landschaft als einen sonnigen Herbst. Der diesjährige erfreut sich der wundervollsten Sonnenkraft. Noch Blätter an den Bäumen, noch Blumen im Garten, noch Duft über den Wiesen. Alles das ist schön. Aber herbstlicher Wind springt doch schon recht derb um die Hausecken und fährt mit bösen Händen durch das braune Laub. Und abends ist dieser laute Zerstörer der Genosse, mit dem man am Kaminfeuer die langen Stunden verbringt. Sein Stöhnen und Heulen weckt tausend schlafende Erinnerungen, und seine eintönige Beharrlichkeit stimmt einen traurig.

Heute ist Allerseelentag. Vielleicht ist es das, was mich so überaus traurig und trübsinnig macht. Ich gedenke meines Vaters. Ihm zum Gedächtnis habe ich heute vormittag einen großen Kranz von lila Strohblumen in unsrer kleinen Kapelle aufgehängt. Ganz hinten im Parke, unter Buchen und Birken, ruht die Asche des Dahingegangenen, in einer mächtigen Urne von antiker Form aus weißem Marmor mit ein paar breiten grünen Adern. Um das niedrige Postament grünt wohlgepflegtes Moos, und am leuchtenden Stein rankt sich das Gezweig von Wildrosen empor: Beauty of the Prairies. Mein Vater war ein

leidenschaftlicher Rosenzüchter, und in seinem letzten Jahre liebte er diese amerikanischen Wildlinge. Sie müssen Sie einmal blühen sehen. Andre Blumen wünschte er nicht an seiner Ruhestätte.

Als ich heute von dem Gange dahin ins Haus zurückkehrte, nahm ich im Arbeitszimmer des Verstorbenen von ungefähr eins seiner Bücher in die Hände: das Rubensbuch von Jakob Burckhardt. Ich schlug es auf und mein Blick fiel auf die Rückseite des Einbanddeckels: auf das Exlibris meines Vaters — ein Schiff auf stürmischen Wogen, hoch über schwarzen Wolken ein blinkender Stern: Saevis tranquillus in undis! — mit der von ihm eigenhändig daruntergeschriebenen Jahreszahl „1870". Diese Schriftzüge haben mir das Herz bedrückt. Ich weiß nicht warum. Ich hege gar keine Furcht vor dem Tode, aber die Erinnerung an den Tod geliebter Menschen rührt mich zu tiefer Melancholie. Ich selber denke mir den Tod als einen lichtumflossenen schönen Jüngling.

Ich möchte Ihnen freudige Dinge schreiben, denn ich weiß, Sie werden leiden, wenn ich leide. Aber ich kann meine Traurigkeit nicht bannen. Ich habe Ihnen trübe Herbststimmung gesandt ohne die von Ihnen so geliebte goldene Sonne. Lassen Sie sich aber von meiner Melancholie nicht anstecken.



65.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 15. November.

Lieber Freund!

Sie haben meinen letzten Brief ohne Antwort gelassen! Das hat mich betrübt und bekümmert, obgleich ich Ihnen ob Ihrer Saumseligkeit eigentlich keine Vorwürfe machen darf. Nur bitte ich Sie: vergessen Sie mich nicht zu sehr!

Ich habe große Sorge um Sophie gehabt. Sie hatte eine leichte Lungenentzündung, und noch bin ich nicht ganz frei von den Aengsten, die mir in den letzten Tagen das Gehirn zermartert haben. Ich hatte darauf gerechnet, gegen Ende des Monats nach Dresden zurückzukehren. Das ist nunmehr unmöglich. Wir müssen bis zur völligen Genesung meines Töchterchens hier bleiben. Wer weiß, wann alle Gefahr beseitigt sein wird! Meine Mutter wollte mit aufs Gut kommen, aber sie fühlt sich selbst nicht recht gesund, und so ist es besser, sie sorgt nur um sich.

Sie sehen, ich bedarf Ihrer Freundschaft. Machen Sie mir ein bißchen Mut und leichtere Stimmung! Das völlige Alleinsein ist nicht gut für mich. Ich weiß, Sie sind ein Enthusiast der Einsamkeit. Indessen es gehört dazu manchmal doch eine ganz außerordentliche Kraft. Ich sage mir jetzt gerade recht oft, daß ich im Grunde einsam durchs Leben wandre. Schreiben Sie mir wieder! Jede Zeile von Ihnen wird mir ein Sonnenblick sein.

66.

Georg an Agathe.

Dresden, 16. November.

Meine liebste Freundin,

ich habe erst gestern von Ihrer Frau Schwägerin und abends, als ich heimkam, durch Ihren Brief erfahren, daß Ihr Töchterchen krank war. Ich glaube an einen weiteren günstigen Verlauf der Genesung und hoffe, Sie und Klein-Sophie in acht bis zehn Tagen hier wiederzusehen. Da die schönen warmen Tage noch anhalten, wird der Aufenthalt auf dem Lande wenigstens nicht zu einem Gefängnis im Zimmer. Daß Sie sich einsam fühlen, tut mir so leid. Am liebsten setzte ich mich schleunigst in den Zug und führe nach Steinbach. Was hätten Sie gesagt, wenn ich heute gegen Abend ganz unvermutet dort aufgetaucht wäre? Ich habe hin- und hergeschwankt, aber schließlich hat mich das Allerbanalste von dem abgehalten, was ich für meine Pflicht erachten müßte: die liebe Medisance! Die klatschhafte Welt wäre sicherlich entrüstet.

Ich selber habe mich mein Lebtag wenig um das gekümmert, was man Klatsch und allgemeine Meinung nennt. Ich weiß, das Gewissen der Gesellschaft schlägt nur für andre. Die, welche gegen die Mitwelt am scharfsichtigsten sind, leiden an Blindheit sich selbst gegenüber. Kurzum, was man Moral nennt, ist lächerlich und illusorisch. Aber ich möchte Sie doch nicht in

das dumme Gerede der Leute bringen. So schwer es mir fällt, bleib' ich Ihnen fern.

Darf ich Ihnen etwas zu lesen senden? Vielleicht helfen Bücher, Ihre trübe Stimmung zu wandeln. Etwas Modernes? Etwas vom guten Alten? Oder von beiden?



67.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 18. November.

Trüb gestimmt? Nein, das bin ich nicht, nur ein wenig abgemattet und angegriffen. Wenn Sie da wären, setzte ich Ihnen die Gründe meiner Müdigkeit auseinander. Sie beruhen in Kleinigkeiten, die ich wohl erkenne und doch nicht überwinden kann. Waren Sie noch nie erstaunt, wenn Sie einmal eine Hand etwas länger als nötig in der Ihrigen behalten hatten, ohne daß Ihr Herz bewußt dabei beteiligt war? Dergleichen ist unwillkürlich. Es ist eine impulsive Bewegung, eine ideale Berührung, flüchtig und nichtssagend, die dennoch beunruhigt und ebenso aufregt wie Liebesworte. Mein Zustand ist ähnlich: etwas Unsagbares scheint mich zu umschweben und auf irgend etwas hinzugeleiten; ich weiß nicht auf was.

Ich werde zur Schäferin; der Herbst, die frische

reine Feldluft, die unendliche Einsamkeit verführen mich, fast den ganzen Tag in der Heide zu bleiben.

Ja, ein Besuch von Ihnen wäre reizend, doch habe ich nicht das Recht, Ihren Mut beim Worte zu nehmen. Aber ich denke, wenn Sie sich nach tüchtigem Wind, nach bereiften Rasenplätzen, nach rotschimmernden Blättern, nach weinendem Moos sehnen, so müßte Sie die Reise hierher und ein Aufenthalt hier entzücken.

Wenn Ihnen weder Spaziergänge im Unwetter, noch die Einkehr in ein stilles Haus, noch das Hin- und Herwandern vor dem großen Kaminfeuer in flüchtiger melancholischer Dämmerstunde ohne andres Licht als sein Flackern nicht unliebsam sind, dann kommen Sie! Wie zittern die sonderbaren Schatten der Möbel beim flackernden Feuer; geheimnisvoll huschen sie auf den Teppichen hin und werden länger und länger, während draußen das Rot der sinkenden Sonne am Himmel verblutet und wie eine riesige Feuersbrunst in der Ferne flammt.

Vielleicht verführt Sie alles das stärker, als ich denke. Aber wohin versteige ich mich? Ich habe ja nicht mehr an Ihre ehrsame Furcht vor der Klatscherei gedacht.



68.

Georg an Agathe.

20. November.

Spott! Ironie! Wozu verderben Sie die Stimmung Ihres lieben Briefes? Sie wissen doch recht gut, wem zuliebe ich keine Klatscherei aufkommen lassen will.

Ich habe die Sache etwas anders eingerichtet. Ich komme morgen am Sonntag zusammen mit Professor Schöning und Frau Eveline. Freuen Sie sich darüber? Empfangen Sie uns mit dem sonnigsten Lächeln, über das Ihre Augen gebieten.



69.

Georg an Agathe.

23. November.

Liebe Freundin,

das war ein beseligender Sonntag! Von dem Moment an, wo wir vor Ihrem Hause ankamen, lachend und froh, bis zu unsrer Wiederabfahrt im Mondenlichte: eine Kette harmonischer Stunden und Minuten.

Ich sitze im Halbdunkel vor meinem Schreibtische, auf dem die mir geschenkten gelben und lila Astern

und Georginen aus Ihrem Garten stehen, und zaubre mir den Tag von früh bis abends wieder zurück. Ich liebe die altmodischen Blumen . . . Ich sinne und träume — und sieh', es ist plötzlich Besuch da. Raten Sie, wer es ist? Eine zarte Frauengestalt, die mir oft um diese Dämmerstunde erscheint. Früher hätte ich schwören mögen, sie habe schwarze, nachtschwarze Augen, bis ich einmal genauer hinsah und entdeckte, daß ihre Augen perlengrau sind, ganz so wie die Ihren. Wollen Sie wissen, wie sie gekleidet ist? Frauen fragen doch so gern darnach, besonders die Frauen, die Eleganz und Schick lieben wie Sie . . . Nichts hat sie an als Chiffonschleier von purpurnen, roten, rosigen Nuancen, halbdurchsichtig, mit schmalen goldnen Brokatleisten . . .

Es ist Frau Sehnsucht.

Ich möchte sie an mich ziehen, aber ich getraue mir's nicht so recht. Am Ende paßt sich das nicht, und man darf das Vertrauen von Feen, die zu einem hereinschweben und von Glückseligkeiten reden, von vergangenen und künftigen, nicht unritterlich und unbehutsam verletzen. Sie kommen dann vielleicht niemals wieder . . .

Ueber die gelben Astern in der blauschillernden Vase aus Murano klettern eben die letzten roten Sonnenlichter, Kinder derselben Abendsonne, die zur nämlichen Stunde über den kahlen Wipfeln Ihres Parkes glitzert.

Ich trete ans Fenster. Der Herbsthimmel stahlblau und glashell, und am Horizont gegen Osten, über den Loschwitzerhöhen, weidet eine Herde kleiner schneewei-

ßer flockiger Zirrhuswolken. Ein paar Verse von Hermann Hesse fallen mir ein:

Ich liebe die weißen, losen,
Wie Sonne, Meer und Wind,
Weil sie der Heimatlosen
Schwestern und Engel sind.



70.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 24. November.

Liebster Freund!

Ihr liebes kleines Briefchen hat ein Stück Ihrer stillen Abendstimmung in mein Zimmer getragen, Sie Schmeichler, Sie Verführer, Sie Zauberer! Solche Briefe liebe ich, weil ich Sie dann in Frieden, im Gleichgewicht, in Zufriedenheit und Behaglichkeit weiß.

Sie hören nicht gern, wenn man Sie lobt. Aber in der brieflichen Plauderei können Sie mich nicht unterbrechen. Ich kann sagen, was ich will, und Sie müssen einfach gottergeben zuhören, wehr- und machtlos. Ihr gütiges Auf-mich-eingehen und Sich-mir-anpassen rührt mich immer von neuem. Das macht Sie mir unaussprechlich lieb. Es gibt so unzählig viele Frauen, die schöner, eleganter, unterhaltsamer und geistreicher

sind als ich, die Ihnen viel mehr geben und gewähren können als ich, die Sie eitler und stolzer und selbstbewußter machen würden, als ich's vermag . . . und doch sind Sie mein Freund! Ich danke Ihnen aus tiefster Seele dafür. Ich will Ihrer mit jedem Herzschlag gedenken. Sie sollen immerdar in meinem Herzen wohnen.

So, nun dürfen Sie sich schütteln wie Ihr schöner Schäferhund, wenn er einen Bach durchschwommen hat.



71.

Georg an Agathe.

Schloß Sora, 25. November.

Ihre Worte „Sie wohnen in meinem Herzen" habe ich in der feierlichsten Andacht dreimal gelesen. Wo könnte ich mich glücklicher fühlen als in diesem Heiligtume.

Wir Menschen müssen etwas haben, das wir hoch über uns wissen, einen Gott, ein Ideal, ein Vorbild. Ehe ich Ihre Freundschaft errang, wanderte ich durch ein Tal trostloser Finsternis. Mit Ihnen ist mein Leitstern aufgegangen, ein leuchtendes Gestirn, das mir den klarsten Himmel sichtbar gemacht hat. Nun hat alles um mich her ein sanftes, süßes, friedsames Licht . . .

Ich bin gestern abend hier eingetroffen. Ein wenig müde, hab' ich mich sehr bald nach dem Diner zurückgezogen. Der Hausherr, ein alter Regimentskamerad von mir, wie Sie wissen, schon seit Jahren auch nicht mehr aktiver Soldat, nimmt mir's nicht übel. Die Damen hatten sich unmittelbar nach Tisch zu einer intimen Plauderei isoliert. Die Herren spielten Roulette. Nicht daß ich einem harmlosen Jeu prinzipiell abhold wäre. Nein, auch das Hasard hat seine Reize. Aber ich war unbeschreiblich müde und matt.

Die Mondnacht war zauberhaft. Ich habe Ihrer gedacht, in Melancholie, fast in Sehnsucht.

Morgen ist die große Fuchsjagd, zu der sich eine stattliche Anzahl von Gästen zusammengefunden hat. Heute in der Frühe des Tages habe ich den irischen Hunter probiert, der mir zur Verfügung gestellt ist, ein vorzügliches und zuverlässiges Tier. Die meisten Jagdgäste haben ihre eigenen Pferde mit und bleiben zu mehreren Jagden da. Ich will mich mit der morgigen begnügen. Eins bedaure ich sehr: daß Sie nicht mit da sind und daß wir nicht Seite an Seite reiten können. Ganz abgesehen von der Freude der Jagd: der rote Rock muß Ihnen prächtig stehen. Ich möchte Sie in diesem Kostüm so gern einmal sehen, Ihre sonst so blassen Wangen vom Eifer der Jagd und der Schärfe des Novemberwindes gerötet.

Morgen berichte ich Ihnen von der Jagd.



Georg an Agathe.

Sora, 26. November.

Prachtwetter. Somit von vornherein eine vielverheißende Jagd. Punkt zwölf Rendezvous. Vorher im Gute einen kleinen Imbiß. Stehend genommen, im roten Rock, die Samtkappe auf dem Haupt, den Reitstock untern linken Arm geklemmt. Ein Glas Portwein: „Jumping powder!" nennt das der Engländer. „Springpulver!" Ein Ausdruck, ebenso originell wie treffend.

Auf dem Rendezvousplatze zwanzig Herren und fünf Damen. Alle ziemlich pünktlich. Fünfzehn Koppeln Fuchshunde. Diese unruhigen, schwanzwedelnden Tiere um den Huntsman, ein entzückendes Bild! Dazu die Klänge der Hörner. Wer da nicht Jagdlaune und Reitlust in den Knochen fühlt, der versteht nichts vom Genusse des lieben Lebens!

Start. Master: der Hausherr auf einem wundervollen Vollblüter. Das Feld geschlossen. Ich ganz an der Queue. Freue mich am Ueberblick über das Ganze: mein Spezialgenuß. Habe nie, auch im reiterlichen Dasein nicht, ehrgeizige Gedanken gehegt.

Zunächst ruhiges, gutes, gleichmäßiges Tempo. Heideboden. Ginstergesträuch. Nichts zu springen. Nach etwa zwei Kilometern eine Wasserrinne. Jenseits legt die Pace zu. Das Feld dehnt sich. Es geht eine lange Reihe buschiger Weiden entlang. Zur Linken liebliche

Landschaft, flaches Gelände, begrenzt von sanften Hügeln, ein strahlender blauer Himmel darüber. Aber wer kümmert sich um Hügel und Himmel? Das tiefe Ackerland nimmt die Aufmerksamkeit aller in Anspruch.

Vorn ein kurzer Run. Die Hunde haben die Fährte Meister Reineckes. Niedere Fichten. Gestrüpp. Sandboden mit Karnickellöchern. Man muß höllisch aufpassen. Und das Galopptempo ist ganz anständig geworden.

Schade! Kaum fünf Kilometer und schon Halali! Einer der jüngeren Herren hat ausgehoben. Brüche an achtzehn Herren und sämtliche fünf Damen.

Das ist im Telegrammstil der Gang der Handlung. Die verschiedenen Empfindungen des Reiterherzens dabei, die kennen Sie selbst. In unserm Jahrhundert der allgemeinen Gefühlsduselei zweifellos ein anachronistisches Vergnügen: Kulturmenschen bester Zucht hetzen Pferde, Hunde und sich selber ab und einen armen Fuchs zu Tode. Grausam, das ist keine Frage. Die Grausamkeit dabei kommt nur niemandem ins Bewußtsein. Die Jagdpassion verschlingt alle andern Regungen. Ein Stück mittelalterlichen Herrengefühls. Unvergleichlich!

Am Halaliort fand, wie üblich, ein kleines Frühstück an einer Art Marketenderwagen statt. Nur statt einer schönen Marketenderin ein paar Diener in vollem Dreß.

Den Heimweg im Schritt und gemütlichen Trab, ein Stündchen, an der Seite von Miß Mac Creeny. Vollblutamerikanerin. Völkerpsychologische Studie in aller Stille. Schicke Reiterinnenfigur.

Abends vier Uhr Diner. Vorher einsam im Park. Herbststimmung von ergreifender Schönheit.

Nach dem Diner geplaudert. Im Spielzimmer rollte wiederum die Roulettekugel. Eine Weile eine bestimmte Zahl gesetzt. Nachdem ich sie h a t t e, weggegangen. In meinem Zimmer gelesen. Was gerade dalag: Richard zur Megede: „Quitt“. Just die rechte Lektüre an einem Jagdtage. Genialer als Megede hat noch kein Deutscher reiterliche Szenen geschildert. Die Wettfahrt der Viererzüge zwischen Loja und Doerstedt ist unnachahmbar. Naturalismus und Romantik, letztere allerdings bis zu einer Spannung fast à la Hintertreppenroman. Keine Literaturgeschichte nennt Megede. Und doch heiß' ich, der verwöhnte Bücherleser, diesen Autor einen ganzen Künstler. Denn das war er, mag er seine Kräfte vergeudet haben, um bloße Unterhaltungsliteratur zu beschreiben. Hier gilt das alte Sprichwort: Ex ungue leonem! Im Ganzen einem feineren Geschmacke unerträglich, in tausend Einzelheiten aber großartig und bewundernswert. Dabei ein feiner Psycholog, ein Kenner des Gesellschaftsmenschen in allen seinen Schattierungen, vom Gentleman bis zum gemeinen Lumpen, und ein — the last, not least — wundervoller Landschaftsschilderer . . .

Gute Nacht! Es schlägt zwölf Uhr.

Schreiben Sie mir, bitte, wie es Ihnen ergeht. Erzählen Sie nur recht viel von sich! Ich sehne mich nach Ihnen.

Ist Fräulein Susi in Steinbach eingetroffen? Eigentlich wundre ich mich, daß ihr dieses entzückende Gut nicht wie alles andere „ledern“ vorkommt. Das

höre ich sie viel zu oft sagen. Junge Damen, die sich immer und überall langweilen, sind mir gräßlich. Und doch glaube ich manchmal, im Kerne ist sie gar nicht so die Drohne, als die sie sich mit Vorliebe und Virtuosität gibt. Es muß nur mal der rechte Mann kommen.

Es gedenkt herzlichst Ihrer

Georg, Ihr Getreuer.



73.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 1. Dezember.

Mein lieber Freund!

Ihr letzter Brief war sehr inhaltsreich: Jagd, Gesellschaft, Herbststimmung, Literatur, Liebelei, Neugier und Kritik über eine junge Dame! Etwas viel. Ihr Jagdbericht ist vorzüglich. Aber fangen wir einmal mit der jungen Dame an, genannt Susanne von Schönberg.

Sie ist seit gestern mittag im Gefolge ihrer Mutter hier angekommen. Der Major ist nicht mit da. Dienstlich abgehalten, obgleich er ein Freund der Jagd ist. Da ich Ihnen versprochen habe, gelegentlich mit Susi über ein gewisses Thema ernstlich zu reden, suchte ich

diese Gelegenheit von Stunde zu Stunde. Heute war mir der Zufall günstig. Das kam so:

Ich hatte gerade Ihren Brief zu Ende gelesen, da trat meine Nichte in mein Zimmer. Wahrscheinlich hatte sie Ihre Handschrift unter den Briefschaften erkannt, die in der Vorhalle zu liegen pflegen, bis sich jeder seine Post nimmt oder holen läßt. Somit war Susanne also neugierig gewesen.

„Stör' ich dich, liebe Tante?"

„Bewahre!"

„Du hast eben gelesen? Einen Brief? Neuigkeiten?"

„Georg Rockau hat geschrieben. Er macht mir Sorgen . . ."

„Wieso? Ich finde, seit ihr euch wiedergefunden habt . . ."

„Wiedergefunden?"

„Ich meine, seit er von seiner großen Reise zurück ist, kommt er mir sehr vergnügt und lebenslustig vor, zuweilen nur schrecklich behaglich. Früher war er viel mehr Weltmann . . ."

„Findest du? Er mißfällt dir also?"

„Das will ich nicht sagen. Wäre auch völlig gleichgültig. Er ist ja dein erklärter Ritter!"

„Wer weiß?" meine ich.

Sie lacht auf, scharf und kurz, wie Frauenkehlen lachen, wenn sie damit Kummer und Tränen verjagen.

Das war der günstige Augenblick. Und was hat sich entpuppt?

Die Worte und einzelne Aeußerungen weiß ich

nicht mehr. Ich war erregt und tief bewegt. Ach, ich komme mir mit meinen einunddreißig Jahren viel, viel jünger vor als dieses junge Mädchen. Eine merkwürdige Mischung von Herzlosigkeit und Verliebtheit!

Wie eine Mutter habe ich ihr ihren Leichtsinn vorgehalten . . . Sie wissen, welchen! Weinend und schluchzend legte sie ihren Kopf in meinen Schoß.

„Liebe Tante, ich will in Zukunft bedachtsamer sein. Ich will dir alles erzählen . . ." Und der Schluß dieser Beichte: „So, nun weißt du alles, Tantchen. Nun mußt aber auch du mir alles sagen! Die Wahrheit! Du liebst ihn! Ich will nie wieder versuchen, dir ihn zu stehlen."

Mein lieber Freund, was sollte ich ihr sagen? Das war das Ergebnis der heimlichen Beobachtungen dieser Unerfahrenen! Was werden erst reifere Menschen beobachtet haben?

Ich habe angedeutet, wie wir uns stehen. Ich fühlte mich verpflichtet.

„Wie interessant," rief die schlaue kleine Mondäne aus. „Du hast ihn abgewehrt? Das verstehe ich nicht. Ich könnte es nicht, wenn ich wüßte, daß er . . ."

Dann kam sie auf Ihre Briefe zu sprechen.

„Ihr habt sie verbrannt? Ich danke dir dafür!"

Der Dank kam ihr nicht recht aus dem Herzen. Nachdenklich fragte sie nach einer Weile:

„Dann müssen wohl seine Briefe an mich auch verbrannt werden? Hältst du das für erforderlich, Tantchen?"

„Es wäre vernünftig, meine liebe Susanne!"

„Das tut mir aber eigentlich recht leid."

Trotz ihres Bedauerns stand sie auf, nahm mich am Arm und führte mich in ihr Stübchen. Im Schrank zwischen Stößen ihrer mit blauen und rosa seidenen Bändern umwundenen Batistwäsche wurden Ihre Briefe, ihre „Sünde“, wie sie das nannte, hervorgesucht.

Diese „Sünde“ — richtiger auch die Ihre! — steckte in einem großen Aktenumschlag. Ein Band darum. Fest zugeknüpft. Wohl das Zeichen des Abgeschlossenen. Sie haben ja nicht mehr geschrieben. So werden schöne Träume abgetan!

„Tantchen, ich will noch einmal ein bißchen drin lesen. Erlaubst du das?“

„Eigentlich . . .“

„Oder bitte, lies mit. Nur ein paar!“

Sie seufzte tief und trat mit den Briefen an das Fenster. Drei oder vier beliebig herausgezogene reichte sie mir, unter einem erzwungenen Lächeln. Einen Brief nahm sie selbst in die Hände und las in ihm — nachdenklich und ernst, wie ich sie selten gesehen habe.

Traurigkeit und Schmerz überkamen mich. Wie leichtherzig sind die Männer!

Ich habe zwei Ihrer Briefe gelesen, nette, elegante, mondäne Briefe. Sie gehen nicht in die Tiefe der Gedanken- und Gefühlswelt. Absichtlich und sichtlich nicht. Aber eines tun sie offenbar: sie spielen mit dem Herzen der Empfängerin. Ganz gleichgültig, wie dies Frauenherz beschaffen ist, wie Sie's selber gewertet haben mögen: Sie spielen mit ihm! Dieses leicht verhüllte, unklare, ziellose Spiel mit Worten und Empfindungen mußte Susanne verwirren, sie Ihnen leise

und heimlich zuführen . . . Genug! Das ist Ihre Sünde! Irgendein taktloser Warner hat mir einmal gesagt, Sie seien ein Don Juan. Im gewöhnlichen Sinne sind Sie's nicht. Und doch. Es gibt Männer, die, aus Mißtrauen zu sich selbst, immer wieder ihre erobernden Kräfte erproben müssen. Gehören Sie am Ende doch zu diesem rastlosen Jagdgeschlechte? Ich will's nicht glauben, ich kann mich zu wenig in das männliche Gefühlsleben hineindenken. Mag das auch sein. Was berührt das unsre Freundschaft, die ihren Pfad hoch über dem Tale der Sinnlichkeit hinwandelt?

Was haben Sie mit Ihrer Liebelei aber nun angerichtet? Eine liaison dangereuse.

Susanne liebt Sie.

Sie hat's mir weinend eingestanden. Ich weiß zwar nicht, ob sie die rechte Frau für Sie ist. Aber sie ist noch jung und leicht zu beeinflussen. Es steckt hinter ihrer jugendlichen Koketterie und Oberflächlichkeit ein guter Kern. Machen Sie diesen Schmetterling zu einem ernsten Wesen. Können Sie das? Ich habe ihr versprechen müssen, Ihr Herz zu sondieren. Ich, mein lieber, gefährlicher Freund! Und so tu ich's in der offenen Art, die zwischen uns Gebot ist.

Sie haben leichtfertig in einem Mädchenherzen die erste Liebe erweckt. Sie haben bisher keinen korrekten Grund, Susanne kühler zu behandeln. Sie stehn also noch auf dem geraden Wege, der Neffe der großmütigsten aller Freundinnen zu werden,

Ihrer Agathe.

Nachschrift: Sophiechen hat sich angesichts dieser Affäre als enfant terrible entpuppt. Susanne trocknete ihre Tränen, als mein Töchterchen ins Zimmer geeilt kam. „Warum weint Susi, sag, Mutting?" — „Das Herz tut ihr weh!" — Sie küßt Susanne ungestüm, um sie zu trösten. „Susi, es geht vorüber! Weine nicht! Mir tut das Herz auch manchmal weh. Als Jakob mir meine Puppe totgebissen hatte! Und wie Mutter weinte, weil Onkel Georg gar nicht mehr kam! Alles ist vorübergegangen. Meine Puppe hat ein neues Bein bekommen und Onkel Georg ist sehr brav alle Tage da, wenn wir zu Hause in Loschwitz sind."



74.

Georg an Agathe.

Dresden, 3. Dezember.

Großmütigste aller Freundinnen!

Das sind Sie in der Tat! Ich will keine Apologie schreiben, nur eins in den Vordergrund unsrer knappen Erörterung meiner „Sünde" rücken. Damals, als sich dieser unglückliche Briefwechsel entspann, glaubte ich ernstlich, Sie auf immerdar verloren zu haben. Dieser Verlust wirkte in ganz bestimmter Weise auf mich

und meine Lebensanschauung. Sie waren und blieben ein unerreichtes Ideal. Aber Ihre Geschlechtsgenossinnen kamen mir wie ein Ganzes vor, das ich in Bausch und Bogen feindselig und geringschätzig betrachtete. Allerhand Frauen berührten von neuem meinen einsamen Weg. Wenn ich Ihnen einen Einblick in mein Mannestum von damals gewähre, so sei es ehrlich getan. Ich stand allen diesen weiblichen Wesen gegenüber ... wie Slevogts Ritter. Sie kennen sein geniales Bild „Der Ritter und die Frauen" in unsrer Galerie. Die Frauen finden es abscheulich . . . Na, ein Frauenlob ist Slevogt nicht.

Ihre Mitteilung über Fräulein Susannes Geständnis hat mich ebenso überrascht wie skeptisch gemacht. Diese Liebe ist nur eine Laune. Und dann: tauge ich denn zum Ehemann, speziell zum Ehemann für ein junges Mädchen, dessen Ideale so ziemlich einzig und allein in einem glänzenden, möglichst abwechselungsreichen Gesellschaftsleben gipfeln, das heißt im Allerbanalsten.

Stendhal sagt in einem Briefe: „Welche Art von Glück kann man allenfalls in der Ehe finden? Die Freundschaft. Aber selbst das ist äußerst schwer. Es ist fast nur möglich, wenn ein vierzigjähriger Mann eine Witwe von dreißig Jahren heiratet. Wenn beide Geist, Weltmannstum und Lebenserfahrung haben, dann sind sie duldsam geworden." Das ist bis auf das I-Tipfelchen auch mein Glaube.

Ich bin bereits duldsam genug und setzte von meinem Glücke nur wenig aufs Spiel, wenn es einer ironischen Vorsehung gefiele, mich zu verheiraten. Wenn

Sie glauben, ich hätte Fräulein Susanne gegenüber die Grenze des Harmlosen überschritten, dann will ich die Konsequenzen tragen. Es handelte sich dann nur darum, ob das schöne Kind auch auf folgendes einzugehen bereit wäre.

Sie müßte mit einem Manne fürlieb nehmen, der in diesem Falle eine reine „Vernunftehe" einginge, wie man das so nennt. Er ist keineswegs reich, sondern besitzt gerade soviel, daß er ein behagliches Leben zu führen imstande ist. Da ein Haushalt mit einer Frau wie Susanne kostspieliger ist denn sein bisheriges Junggesellenleben, und da die Einkünfte seiner Frau ihre Domäne bleiben sollen, so müßte er sich also dazu bequemen, die Verwaltung seines Familiengutes in die Hände zu nehmen. Es stände seiner Frau somit im Prinzip der Landaufenthalt in Aussicht, selbstverständlich durch kleine Reisen und kurze Aufenthalte in Dresden, Weimar usw. unterbrochen. Das Gut gehört ihm und seinem Bruder zusammen. Als noch so arbeitsamer und pflichttreuer Landwirt fürchtet er, zunächst kaum mehr aus dem Gute herauszuwirtschaften als die Rente, die er dem Bruder zusagen müßte, die Steuern, die Hypothekenzinsen und die Erhaltungskosten. Von einem luxuriösen Leben im großen Stil könnte keinesfalls die Rede sein. Na, zu meiner Seele Seligkeit gehört das ja nun durchaus nicht. Indessen, die jungen Frauen von heutzutage denken bekanntlich ein wenig anders hierüber. In einer vernünftigen Ehe muß nun jeder Teil seine Ideen denen des andern Teiles nachgiebig zu nähern suchen. Ich wäre kein Spielverderber, erwartete aber auch von meiner Frau

den freudigen Verzicht auf das, was ich auf dem Gebiete der Zerstreuungen für zuviel halte.

Alles in allem würden wir ein bescheidenes Haus führen. Ich würde alles tun, um meiner Frau das zu ersetzen, was sie um meinetwillen aufgäbe: das bisherige so ungebundene Leben inmitten eines sehr luxuriösen und großstädtischen Milieus, das Glänzen vor der Welt, die hundert kleinen Genüsse mondäner Eitelkeit, den regelmäßigen Besuch von Oper, Premieren und Konzerten, Rennen und Ausstellungen, Modehäusern und Reitbahnen, die Teilnahme an Tennis, Golf, Polo und ähnlichem galanten Sport, an Diners, Picknicks, Wohltätigkeitsfesten, Fünf-Uhr-Tees und was weiß ich alles. Das Landleben hat einsamere Freuden und sogar der dort mögliche Sport sieht verteufelt anders aus.

Wenn ich an alles das denke, bin ich mir der Antwort unsers lieben Weltkindes im voraus bewußt. Dann fürchte ich des Genusses, die reizende Susanne als Ehegattin zu besitzen, nimmermehr teilhaftig zu werden. Ist dies mein Glück, mein Unglück?

Leben Sie wohl! Ich harre meines Schicksals in Demut und Ergebenheit.

Ihr Georg.



75.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 5. Dezember.

Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Der Kelch ist glücklich an Ihnen vorübergegangen. Ihren schrecklichen Brief, — mein Gott, was für ein kalter Geschäftsmann können Sie sein! Wie reinlich Sie „Soll und Haben" berechnen! — den habe ich natürlich geheim halten müssen und nur seinen Inhalt zu einem mütterlichen Vortrag verwandt. Zu meinem Glück war ich dabei recht gut gelaunt. Offen gestanden, ich hätte mich nur sehr schwer mit der Tatsache befreunden können, Sie als Ehemann zu wissen.

Zu Susis Ehre muß ich berichten, daß sie nicht so leicht von ihrem romantischen Plane, Ihre Frau zu werden, Abschied genommen hat. Es hat denn doch einen kleinen Herzenskampf gegeben, ein harmloses kleines Duell zwischen Verstand und Verliebtheit. Der Verstand hat aber den Kampfplatz behauptet.

„Tantchen, findest du nicht, daß es eine Dummheit von mir wäre, mich auf dem Lande begraben zu lassen? Dazu bin ich doch noch viel zu jung. Ich bin überzeugt, wenn sich Georg erst an die ländliche Einsamkeit gewöhnt hat, vergißt er die Reize der Großstadt schon aus Bequemlichkeit. Es wird ihm schwer und schwerer fallen, zu den winterlichen Geselligkeiten regelmäßig nach der Residenz zu fahren. Und ich kann darauf nicht verzichten. Daß er nicht besonders reich

ist, wäre mir ja gleichgültig. Ich bin es ja. Ich bekomme eine halbe Million als Mitgift. Es ist nicht allzuviel, indessen ist Papa ja auch noch da."

„Die pekuniäre Frage ist durchaus nicht die Hauptsache," wandte ich ein. „Liebst du Georg wirklich, dann mußt du dich ihm zuliebe in manches schicken. Wie nett lebt sich's hier auf dem Lande! Liebst du ihn?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht! Es ist wenig an ihm auszusetzen. Er ist groß, elegant, vornehm, verführerisch. Er hat vorzügliche Beziehungen. Nur finde ich, er weiß sie sich nicht zunutze zu machen. Daß er beschäftigungslos ist, das gefällt mir gar nicht. Er sollte in diplomatische Dienste treten. Warum tut er das nicht?"

„Er bleibt über alles gern sein eigner Herr und damit handelt er durchaus seiner Natur gemäß."

„Sonderlinge, die sich von der Welt abschließen, mag ich nicht."

„Ihr könntet in Rockau auch gesellschaftlich ein sehr angenehmes Leben führen. Weimar ist nicht weit. Und dann weißt du doch, daß du jederzeit im Rosenhof oder bei deinen Eltern ein angenehmer Gast wärest. Du könntest jeden Winter vier Wochen hier verbringen. Wenn man älter wird, erscheinen einem auch viele gesellige Unternehmungen, an denen man früher Vergnügen gehabt hat, fragwürdig und lästig. Ich versichere dir, ein trauliches Heim schlägt alles andre aus dem Felde."

„Du kannst gut reden, aber wir in Rockau! Woher

soll ich mir einen so netten Kreis zaubern, wie du ihn hier gefunden hast? Du bringst es bewundernswürdig geschickt fertig, immer die in dein Haus zu bekommen, die dir gefallen, und allen mit Grazie das Tor zu versperren, die dir nicht behagen ... Mein Wunsch wäre es, ein großes Haus zu führen. Dann hat man ohne Mühe Menschen aller Sorten und Arten. Dazu liebe ich die Großstadt. Nichts ist reizender, als wenn ich merke, daß man sich nach mir umschaut, daß die Frauen meine Kleider bewundern und mich darum beneiden, auf der Straße, in der Oper, auf dem Rennplatz, im Wagen. Was ist Weimar gegen Dresden? Weißt du, Tantchen, am liebsten wäre ich eine Fürstin oder eine große Künstlerin, der alle huldigen, die aller Neugier auf sich zieht."

„Dann wird Herr von Rockau wohl auf seinen schönen Plan verzichten müssen. Du hast's dir doch reiflich genug überlegt? Soll ich ihn in dieser Weise verständigen?"

„Ja, aber sag' es ihm recht behutsam! Sag' ihm, ich fühlte mich noch viel zu jung zum Heiraten. Vielleicht wartet er. Mit einem Worte, verständige ihn so, daß er mir als Verehrer treu bleibt... Aehnlich habe ich dem Grafen Szanto antworten lassen, als er mir durch Mutter gewisse Absichten nahelegen ließ. Er ist mir rührend treu geblieben... Vielleicht hätte ich ihn längst besser behandeln sollen. Er wird einmal Gesandter an einem großen Hofe. Er ist steinreich, besitzt ein Schloß auf Korfu, ist sehr temperamentvoll, kein Fisch wie Herr Georg. Er betet mich an, während sich gewisse Leute lieber anbeten *lassen*... Eigentlich

ist es sehr geschmacklos von einer Frau, einen Mann anzubeten . . ."

So ungefähr sind die Verhandlungen gepflogen worden. Verzeihen Sie mir, wenn ich einen Augenblick geglaubt habe, Susanne könne Ihre Frau werden. Ich möchte über das alles lachen, wenn mir nicht unendlich traurig zumute wäre. Ich habe vorhin gesagt, in den Gedanken, daß Sie einmal heiraten, könnte ich mich kaum je finden. Das war sehr egoistisch von mir. Aber noch egoistischer ist eine andre dumme Idee in mir. Soll ich Ihnen beichten, warum ich Sie beinahe doch lieber verheiratet sehen möchte? Vielleicht gar mit einer Frau, die Ihnen geistig und seelisch keine Freundin im höchsten Sinne wäre?

Es ist bizarr. Häßlich von mir. Ich sag's Ihnen auch nicht.



76.

Georg an Agathe.

Beim schönsten Wintersonnenschein.

Beste Freundin!

Schade, die reizende kleine Komödie ist schon zu Ende!

Ich habe mich in meiner schönen Susanne nicht ge-

irrt. Der Flirt ist ihr Element. Und wir Männer sind nur dazu da, die Frauen zu amüsieren. Wohlgemerkt nach der Philosophie koketter Damen. Bei allem bleibt Fräulein Susanne in allererster Linie ein Praktikus. Das Gegenstück einer Romantikerin. Ich habe ihre Heiratsabsichten gegen mich keine Minute ernsthaft genommen. Und so bin ich über den Verlauf der Dinge erfreut und damit zufrieden. Selbst die offenbare Geringschätzung meiner vielgeliebten Individualität bereitet mir Vergnügen.

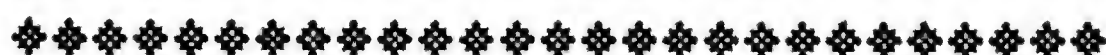
Eins sollte ich mir allerdings zu Herzen nehmen: Susannens Vorwurf über mein süßes Nichtstun. So ganz arbeitslos bin ich ja seit meiner Genesung nicht mehr. Meine bescheidene historische Arbeit ist der Vollendung nahe, und ich habe etwelchen Geschmack am Forschen und Sammeln und Darstellen gefunden. Vielleicht bietet sich in zweiter Serie ein dankbareres Objekt.

Wir haben von der möglichen Bewirtschaftung unsers Familiengutes durch mich gesprochen. Ich habe infolge davon sehr ernstlich über diese Möglichkeit nachgedacht. Ich glaube, es wäre zum Vorteil des Gutes und besonders im Interesse meines Neffen. Mein Bruder begnügte sich sicherlich mit einer Jahresrente. Nur fürchte ich bei den maßlosen Ansprüchen Eberhards ihre Höhe. Aber auch diese Klippe wäre zu umschiffen.

Eins hält mich von dem Näherherantreten an diesen Plan gewaltig zurück: unsre Freundschaft, ohne die ich nicht mehr leben könnte. Wenn ich für Sie zu arbeiten hätte, dann vollbrächte ich alles. Aber so?

Ich würde fern von Ihnen vielleicht von neuem zum arbeitsscheuen Träumer.

Sagen Sie, wann darf Dresden Sie wieder erwarten? Ich habe die größte Sehnsucht nach Ihnen!



77.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 9. Dezember.

Lieber Freund!

Bei Ihrer großen Liebe zur Natur würden Sie sich als eigner Verwalter Ihres Gutes sehr wohl fühlen. Ich halte Sie für das Landleben wie geschaffen. Sobald ich wieder in Dresden bin, werden wir darüber einmal bis ins einzelne reden. Glauben Sie mir, Sie werden über ungeahnte neue Lebensmöglichkeiten erstaunt sein. Mit Ihrem geliebten Emil Verhaeren werden Sie dann singen:

In allem ist mein Sein, was ringsum bebt.
Ihr Wiesen, Steige, Eschen, die ihr fernher funkelt,
Du klarer Quell, den Schatten selbst nicht dunkelt,
Ihr werdet Ich, seit ich euch voll erlebt.
Unendlich ist mein Sein in euch verlängert.
Was Traum einst schien, schafft nun Erlebnis mir.
Ihr schönen Bäume, die ihr goldgeschwängert

Am Horizonte harrt, mein eigner Stolz seid ihr,
Und wie sich eure Stämme Ring an Ring verstärken,
So stählt mein Wille sich in täglich neuen Werken ...

Nichts würde mich mehr beseligen als eine ähnliche Wiedergeburt Ihres Lebens.

Ihre Agathe.

Nachschrift: Wir kommen erst etwa acht Tage vor dem Weihnachtsfest nach Dresden zurück.



78.

Georg an Agathe.

16. Dezember.

Sie ahnen vielleicht gar nicht, wie gewaltig ich mich auf unser Wiedersehen freue. Wenn Ihnen die nachfolgende Frage zu unbescheiden vorkommt, dann müssen Sie sie auf die Rechnung dieser sehnsüchtigen Freude setzen.

Darf ich Sie bei Ihrer Ankunft am Zug erwarten und im Wagen oder Auto nach dem Rosenhof geleiten? Habe ich als Ihr guter Freund nicht Anspruch darauf, mich Ihrer Wiederanwesenheit zuerst zu erfreuen?

Eigentlich hätten Sie auf diesen Gedanken kommen müssen!

79.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 17. Dezember.

Lieber Freund!

Gern wäre ich mit Ihrem schönen Vorschlag einverstanden, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, daß mich meine Schwägerin und Susi ebenfalls abholen werden. Ich denke es mir tausendmal freudevoller, wenn ich Sie nach so langer Abwesenheit nicht inmitten von verständnislosen Zuschauern begrüße. Ich bitte, schenken Sie mir lieber am Nachmittag nach unsrer Ankunft ein Stündchen oder vielmehr ein paar. Seien Sie so geduldig und verständig! Und vor allem, seien Sie mir nicht bös darüber!

Für heute: Leben Sie wohl, Bester! Mein Mädchen und die Gärtnersfrau sind beim Einpacken der Koffer, und ich will mit dem Gärtner, der zugleich Hausmeister ist, — Sie kennen ja den alten braven Wegner in Persona! — eine Art Inventur der Mobilien machen. Das ist meine Obliegenheit jedesmal, wenn ich gegen Jahresschluß das Gut verlasse. Und ich erfülle sie sehr gewissenhaft. Meinen „Ordnungsvogel" bespötteln Sie ja so oft.

Leben Sie wohl! Noch drei Tage! Wie süß wird mir das Wiedersehen sein!



80.

Georg an Agathe.

18. Dezember.

Geliebte Freundin!

Sie haben Sehnsucht und doch bringen Sie es nicht zuwege, daß ich hier der erste sein darf, der Sie begrüßt? Eine Sehnsucht ohne Schwingen!

Trotzdem will ich Ihnen nicht böse sein. Nein, ich gedenke Ihrer in der immer gleichen Treue.



81.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 20. Dezember.

Sie verstehen es bis zur Grausamkeit, einen leiden zu lassen. Voll Kaltblütigkeit und Ironie lassen Sie den Schmerz Ihres Opfers wachsen, bis Ihnen seine Größe schmeichelt. Nach diesem Experiment wollen Sie mit ein paar feinsinnig gesagten Trostworten das verwundete Herz wieder flicken. Flugs soll es wieder regelmäßig schlagen, kein bißchen mehr bluten und voller Frieden und Sonne sein.

Ist es Spiel? Ist das Ihre tiefste Natur? Oder die Kehrseite Ihres liebenswerten Wesens? Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß ich Ihnen in solchen Augenblicken fern und fremd bin.

War ich denn Schuld daran, daß wir uns gestern nicht allein hatten, daß soundsoviele andre kamen und dablieben? Wie sollte ich's denn ermöglichen, daß Ihr Wunsch erfüllt ward?

Ich verzeihe Ihnen, obgleich Sie mir einen großen Schmerz und eine tränenvolle Nacht bereitet haben. Sie sind nervös, selbstquälerisch und quälerisch, grausam und hochmütig! Sie sind noch nicht auf der Höhe Ihrer Entwickelung, noch immer kein ganz Reifer, noch nicht tolerant genug, noch nicht hoch genug über den kleinen Dingen. Zu meinem Leid hab' ich das gestern erfahren. Und darum verzeihe ich Ihnen von ganzem Herzen. Ich selbst bin ja auch alles andre denn ein vollendetes Geschöpf. Sie werden über meine Vorwürfe erstaunt sein, weil Sie gestern im festen Glauben von mir gegangen sind, die Nadelstiche Ihrer Ironie zuletzt, nach dem Souper, wieder gut gemacht zu haben. Gewiß, die starke Kraft Ihres andern Ichs, Ihrer schmeichlerischen Worte, Ihrer träumerischen Augen haben mich im letzten Moment zurückerobert. Sie wissen zu siegen. Ich kenne keinen zweiten Menschen, der so unsagbar viel Macht auf mich ausüben kann wie Sie, — wenn Sie wollen!

Als Sie weggegangen waren, bemerkte Schöning zu mir, Sie seien ein exquisiter Geist. Ich vermochte nichts zu antworten als ein unsicheres „Ach ja!"

Vor mir selber aber mußte ich hinzufügen: „Aber Geist ist nicht das Höchste. Herz haben, ist mehr. Und das hat er nicht immer ...“



82.

Georg an Agathe.

20. Dezember.

Meine geliebte Freundin!

Nein, herzlos bin ich nicht, und wenn ich's mitunter wäre, so doch nicht gegen Sie, der ich so unsagbar viel verdanke. Unruhig, verstimmt, enttäuscht, ja, das war ich. Nicht genug beherrscht habe ich mich. Habe mich in laute Ironie verloren. Das dürfen Sie mir vorwerfen, mehr aber nicht!

Ich hatte mich so sehr auf jenen Nachmittag gefreut. Als ich Sie wiedersah, so heiter, so graziös, so verführerisch ... und alles das nicht nur für mich, sondern ebenso für die andern, die so da waren, — der Teufel hatte sie hergeführt! — da ward ich launisch, nervös, unglücklich. Nicht eine einzige Minute lang habe ich Sie allein gehabt.

Wie habe ich gelitten, als ich in Ihren Salon trat und Sie mir Ihre Hand zu einem banalen Kuß boten. Ich hatte die Schwelle Ihres Hauses voller Andacht, voller festlicher Gedanken, in inniger Freude betreten, und meine feierliche Stimmung mußte nun ins

Ziellose verfliegen. Ihr innerstes Ich wollte ich wiederfinden nach so langer Trennung — und eine konventionelle, mit allerhand gleichgültigen Gästen scherzende, höfliche Dame fand ich.

Ich weiß, es war unrecht, kleinlich, inkorrekt, lächerlich von mir, die Maske der Gesellschaft nicht ergeben, gleichmütig, ritterlich zu tragen. Aber ich brachte es nicht fertig. Um mich zu betäuben, mengte ich mich in die Plauderei, wurde paradox, rechthaberisch, spöttisch und wer weiß was noch. Erst nach dem Abendessen fand ich mein inneres Gleichgewicht wieder.

Sie haben ja das alles genau beobachtet.

Leiden sollten Sie nicht! Wenn ich Pfeile auf Sie geschossen habe, so galten sie nicht der geliebten Freundin, sondern dem fröhlichen, mutwilligen, plaudernden Weltkind, das Sie — wider Ihren heimlichen Wunsch — sein mußten. Selbst das war garstig von mir. Ich sehe es jetzt ein. Sie waren viel weltgewandter als ich. Einfach musterhaft. Ich hätte mir Sie zum Vorbild nehmen sollen.

Ach, seien Sie nachsichtig gegen mich, gegen die Schwächen meiner Natur. In denen liegt doch auch ein Stück des Menschen, den Sie sonst liebend hegen und pflegen. Es war ein schlimmer Rückfall in das Ruhelose, Verfahrene, Chaotische, von dem ich mich durch Ihre Güte und schwesterliche Liebe längst geheilt glaubte. Ich fühle mich mit Ihnen in einer idealen Welt, und es war mir unerträglich, in mein Paradies machtlos das Alltägliche eindringen zu sehen. Jetzt ärgere ich mich über mich selbst bis zur Melancholie. Ich bitte

Sie herzlichst um Verzeihung, daß ich Ihnen Leids angetan habe. Donner et pardonner! Diese Devise der schönen Frau Geoffrin, steht in einem Ihrer Medaillons. Geben und Vergeben! Das erste tun Sie immer. Erfüllen Sie auch das zweite!



83.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 23. Dezember.

Mein guter Freund!

Es sei Ihnen verziehen!

Wie könnte ich anders? Aber ich werde mich hüten, Ihnen wieder eine Bitte abzuschlagen, die zu erfüllen nur irgendwie in meiner Macht steht. Man muß Sie behandeln wie ein Lieblingspferd, das ein wenig kopfscheu ist. Als Kavallerist werden Sie den Vergleich nicht übel nehmen. Sie waren kopfscheu. Punktum!

Morgen zum Weihnachtsabend sehe ich Sie wie vor drei Jahren bei meiner Mutter. Diesmal kommt auch Sophie mit. Schreiben Sie mir schnell noch alle Ihre Wünsche! Ich rechne übrigens fest darauf, daß Sie nicht „nein" sagen, wenn ich Sie beim Abschiednehmen für den ersten Feiertag zu Tisch bitte. Und wenn Sie beim Kaiser absagen sollten, Sie müssen zu uns kommen und unsern Weihnachtsbaum bewundern.

84.

Georg an Agathe.

23. Dezember abends.

Liebste Freundin,

ich werde nicht „nein“ sagen, dieweil ich diese gütige Einladung im stillen ersehnt habe. Die Aufforderung Ihrer Frau Mutter habe ich mit herzlichem Dank angenommen. Ich werde die allerfröhlichste, kindlichste Weihnachtslaune mitbringen. Ich fühle sie schon in mir.

Was ich mir von Ihnen wünsche? Wollen Sie mich ganz glücklich machen? Nun, dann erlauben Sie mir, daß ich den ganzen Winter hindurch jeden zweiten Tag nach dem Rosenhof kommen darf, immer punkt 5 Uhr! Wir werden zusammen lesen, musizieren, reden, plaudern. Wir: Sie, ich und Klein-Sophie.

Erfüllen Sie mir meinen Weihnachtswunsch?



85.

Agathe an Georg.

Den 24. Dezember.

Liebster Freund!

Ich erfülle Ihnen Ihren Weihnachtswunsch. Wenn es vielleicht auch nicht besonders vernünftig von uns

beiden ist, so wird es uns sicherlich eine Quelle von viel Glück und Freude sein. Werden Sie es aber nie als Mühe empfinden? Werden Sie sich nicht eines Tages gestehen, daß Ihnen immer die gleiche unpikante Kost degoutant sei? Ich habe Angst vor dem Augenblick, da ich dies aus Ihren Augen lesen könnte.

Seien Sie herzlich gegrüßt! Auf Wiedersehen heute abend um 6 Uhr.

Ihre Agathe.



86.

Georg an Agathe.

Sonnabend, 26. März.

Liebe Freundin,

verzeihen Sie mir, daß ich heute gegen unsre Gewohnheit nicht gekommen bin. Und mein Entschuldigungsgrund? Ich will offen und ehrlich sein: ich war mißgestimmt, mutlos, zu nichts fähig. Ich wäre ein schlechter Gesellschafter gewesen. Abends bin ich in die Oper gegangen. Altmodische Musik. Sie wissen, ich liebe sie mehr als die modernste, die mir nichts ist als Musik gewordne Unruhe. In meinem Fauteuil habe ich geträumt, alle drei Akte hindurch. Hinterher zu Fuß durch die Stadt, die Bürgerwiese entlang, nach meiner Woh-

nung. Vollmond. Eine frische schöne Nacht. Eine Zeitlang war ich versucht, eine weitere Wanderung zu beginnen. Wohin?

Ihr Haus im Mondlicht zu sehen ... Wie ein verliebter Student ...

Zu Haus hab' ich dann noch lange gelesen, in Sören Kierkegaards „Entweder-Oder", in der schönen deutschen Diederichschen Ausgabe. Es ist in diesem Bande sehr viel von Mozarts Don Juan die Rede, und einmal heißt es da: „Don Juan ist Mozarts Meisterstück. Mit dem Don Juan tritt er in jene Ewigkeit ein, die nicht außerhalb der Zeit liegt, sondern mitten in der Zeit, durch keinen Vorhang vor den Blicken der Menschen verborgen: in jene Ewigkeit, in welche die Unsterblichen nicht ein für allemal aufgenommen sind, sondern beständig aufgenommen werden. Die Mitwelt zieht an ihnen vorbei, den Blick auf sie gerichtet, und steigt ins Grab, glücklich im Anschauen ihrer Herrlichkeit. Und die Nachwelt zieht an ihnen vorbei und ihr Antlitz verklärt sich im Blick auf sie. Mit seinem Don Juan tritt Mozart in die Reihe jener Unsterblichen, jener sichtbar Verklärten, die keine Wolke dem Blicke der Menschen entzieht. Mit dem Don Juan steht er zu oberst unter ihnen."



87.

Agathe an Georg.

Sonntags früh.

Bester Freund!

Unbedingt hätten Sie wenigstens heute kommen müssen! Ich verstehe Sie. Es war eine große Unklugheit von uns, — ich sehe es jetzt ein, — daß wir uns fast täglich sahen, in so inniger Vertrautheit, Seele an Seele. Nun genügt Ihnen diese zarte ruhige Freundschaft nicht mehr. Sie sind unzufrieden mit ihr und mit mir.

Ist es so?

Sie huldigen mir mit allem, was Sie in Geist und Herz an Feinem, Erlesenem, Zärtlichem, Sehnsüchtigem besitzen. Ich habe mich dieses Reichtums erfreut. Sie sind meines leisesten Winkes gewärtig, immer bereit, mir kleine oder große Dienste zu erweisen. Feinfühlig, offen, korrekt, unterhaltsam, anregend, bezaubern — und beherrschen Sie mich. Wehren Sie sich nicht gegen die letztere Behauptung! Es ist so. In unserm monatelangen, fast täglichen Beieinander ist ein ganz merkwürdiges Gefühl in mir entstanden. Es gärt in mir. Ich sehne mich nach Ihnen, wenn Sie nicht da sind, und dann bin ich geradezu empört über mich, daß ich ein Ihnen untertanes Geschöpf, Ihr willenloses Eigentum bin. Was Sie auch nur andeuten, führe ich gehorsam aus, als müsse es so sein. Wissen Sie aber:

manchmal rebelliert es in mir gegen Sie. Ich muß es Ihnen sagen. Mitunter habe ich das unselige Gefühl, als eroberten Sie mich allmählich, sich selbst zum Trotze, aus einem Ihnen selber nicht zur Erkenntnis kommenden Rachedrang, aus uraltem dunklen Mannesinstinkt . . . oder wie soll ich das ausdrücken? Kaltblütige Berechnung ist Ihnen fern, aber Sie machen mich zur Sklavin, um mir wiederzuvergelten, daß ich Ihnen damals — gegen meinen freien Willen — Leid angetan habe, daß ich mein Herz Ihrer irdischen Liebe verschließen mußte.

Rufen Sie nicht laut und leidenschaftlich aus: „Das ist unwahr, argwöhnisch, unmöglich, häßlich, unsrer unwürdig!" Ich weiß es, und meine Worte sind nicht subtil genug, einem so schwer faßbaren, bizarren, geheimnisvollen seelischen Vorgang einen symbolischen Ausdruck zu verleihen, der Sie nicht verletzen kann, weil er etwas Menschliches, Natürliches, Gerechtes verständlich macht.

Sie werden fragen, ob Sie mich denn gar nicht nach meiner Fasson glücklich machen können? Ich vermag Ihnen nicht Ja und nicht Nein zur ehrlichen Antwort geben.

Manchmal sind Sie kalt, hart, abscheulich, herzlos, mir tausend Meilen fern, gerade als ob Sie sich an mir, Ihrer vergötterten Freundin, wegen Anderer rächen müßten, wegen andrer Frauen, die ich gar nicht kenne, die Sie vielleicht selber halb vergessen haben, mit einem Worte: ob des Weibes schlechthin. Genug! In solchen Stunden ist mein Schmerz so groß wie die höchste Freude, die Sie mir je geschenkt haben, und

ich bezahle alle Seligkeiten unsrer Freundschaft mit den bittersten Tränen.

Wollen wir wortlos wieder voneinander gehen? Ohne den leisesten Vorwurf gegenseitig, ohne Bitternis, ohne einen anderen Nachhall im Herzen als den der wehmütigen Dankbarkeit:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist . . .

Oder wollen wir dem kühlen Herbst in unsrer Freundschaft Einlaß gewähren?



88.

Georg an Agathe.

28. März abends.

Liebste Freundin!

Sie beurteilen meinen inneren Zustand falsch. Ich kann Ihnen das ohne weiteres nicht darlegen. Morgen bin ich bei Ihnen. Sagen Sie um alles in der Welt nichts wieder von Auseinandergehen!

Ich habe Sie einst geliebt, daß heißt: begehrt. Und heute liebe ich Sie, indem ich Sie vergöttere. Damit habe ich alle Hoffnung auf das, was ich einst Liebe genannt, in einem höheren Sinne aufgegeben. Gleichgül-

tig, wie wir das nennen wollen, was uns beide nun eint: profane Liebe ist es nicht. An der Stelle, wo diese Liebe im Menschen gemeiniglich ihr Wesen treibt, ist vielleicht in mir ein Nichts. Vielleicht auch wuchern an ihrem Platze Resignation, Schwärmerei, Spott, Ironie und herbe Weibesverachtung. Ich vermag es selber nicht zu sagen. Und sie können das nicht verstehen.

Das übrige sollen Sie mündlich hören.



89.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 20. März.

Mein liebster Freund!

Ich hab' es mir im voraus gesagt: Sie überreden mich und ich glaube Ihren Worten, wie ich Ihnen immer geglaubt habe und immerdar glauben werde. Sie waren gütig, brüderlich, freundschaftlich, zärtlich — und mir überlegen.

So sind wir nun weiterhin die beiden, die zusammengehen. Wohin aber gehen wir?

Zum ersten Male hab' ich zwischen uns etwas Unsagbares, Wunderbares, Beseligendes empfunden, wie ich es in unsrer seltsamen Freundschaft noch niemals gefühlt und nicht geahnt habe. Eine Wallung des Herzens, die mich noch im Nachhall ergreift und durch-

zittert. War ich das, ich, die ich so scheu bin, die vor der leisesten Berührung zurückschreckt?

Im Herzen die Ihre,

Agathe.



90.

Georg an Agathe.

31. März.

Beste Freundin!

Ich komme eben, aktenbepackt, aus dem Kriegsarchiv und finde Ihren lieben Brief. Er tut mir unsäglich wohl. Ich fühle mich von jeglichem Weltschmerze geheilt. Das süße Bewußtsein, daß Sie mich lieben, verleiht mir Kraft und Mut und Lebenslust. Es gibt keinen Schatten mehr zwischen uns. Ich war so beklommen und matt, und nun umweht mich frische Luft. Die Sonne hat alle Grillen verscheucht.

Wir haben uns beide zu spät gefunden. Ich will mich darein schicken. Was wäre aus mir Gutes geworden, wenn wir uns zehn Jahre früher begegnet wären!

Bleiben Sie bei mir! Ich will versuchen, nachzuholen, was sich nachholen läßt. Solange ich Sie habe, wird mich auch meine Energie nicht wieder verlassen.



91.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 1. April.

Mein lieber Georg!

Ich kenne kein stolzeres und mich selbst stärker machendes Gefühl als das, jemandem zu nützen, den man liebt. Ich bin glücklich darüber, daß Sie meiner zum Leben bedürfen und daß ich die Arbeitslust in Ihnen anfache. Ich will treu zu Ihnen stehen. Ihnen nah oder fern, sollen Sie der Mittelpunkt aller meiner Gedanken, Träume und Taten sein.

Ich sage: nah oder f e r n! Eben hat mir unser Hausarzt erklärt, mein Töchterchen müsse unbedingt sechs bis acht Wochen an die See. Ich habe mich entschlossen, Mitte Mai nach der Nordsee zu gehen, und zwar werde ich ein kleines belgisches Seebad für uns aussuchen.

Wenn Sie glauben, daß Sie in meiner Nähe besser arbeiten können als mir fern, dann wählen Sie sich einfach denselben Erholungsort. Wir werden uns morgen darüber aussprechen. Bis zu unserer Abreise aber wollen wir uns unsere lieben Nachmittage wieder einrichten, wenngleich wir nicht mehr Winter, sondern den allerschönsten Frühling haben. Meine kleine Sophie fragt täglich nach Ihnen und schmollt mit mir, weil sie sich einbildet, es läge an mir, daß Onkel Georg nicht erscheint, wenn die Uhr fünf schlägt.

Meine Mutter hat keine Lust, mit mir zu reisen. Sie geht nach Steinbach. Mein Bruder Hermann wird nämlich dahin kommen. Wir haben schlechte Nachrichten von ihm, und darum ist unsre Mutter in großer Betrübnis. Dieses schreckliche Afrika! Wieviel tausend europäischen Müttern hat es schon die Söhne geraubt, Söhne, die gesund, stark und abenteuerdurstig von ihnen gingen, und krank, gebrochen, dem Tode verfallen, heimkehrten. Hermann spricht von „Ausruhen". Wie gebrochen muß er sein, wenn der Nimmermüde so etwas sagt!



92.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 12. Mai.

Mein lieber Georg!

Wir reisen am 14., ach, und ich will mich mit dem Gedanken daran so gar nicht vertraut machen. Ohne Ihre Sorglichkeit und Liebe werden mir die Tage sehr leer erscheinen und in ihrer Oede nicht enden wollen. Daß Sie erst in vierzehn Tagen und nicht früher nachkommen können! Vielleicht läßt sich's doch machen?

Kommen Sie morgen zu Tisch. Ich bitte: ein halb 2 Uhr. Ich hätte gerade diesen Tag so gern mit Ihnen allein verbracht, aber seit Jahren ist mein Geburtstag nun einmal ein Gasttag in meinem Hause. Ich will Ihnen

indessen einen Vorschlag machen, der Sie mit dem Unabwendbaren etwas versöhnen soll. Meine Gäste bleiben bis höchstens 6 Uhr. Empfehlen Sie sich aus irgendeinem Grunde, den Sie sich selber ausdenken müssen, bald nach Tisch. Das dürfte etwa ein halb 4 Uhr sein. Sie fahren aber nicht nach Dresden zurück, sondern steigen in die Straßenbahn nach Pillnitz. Um 7 Uhr erwarte ich Sie zum zweiten Male und wir werden zu dritt — Sie, ich und Sophie — den prächtigsten und friedlichsten Geburtstagsabend verleben. Ist's Ihnen so recht?



93.

Georg an Agathe.

12. Mai abends.

Beste gütigste Agathe!

Ich bin so namenlos glücklich im Besitze Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens. Angenommen, mit Freuden angenommen! Ich werde also an Ihrem Geburtstage meinen Nachmittagskaffee nicht im Rosenhofe trinken, sondern nach einer Besichtigung der Tulpenbeete des Pillnitzer Schloßgartens in der Hofkonditorei.

Tausend Grüße von

Ihrem Georg.

94.

La Panne, Villa Bellevue,
Montags, den 16. Mai.

Liebster Freund!

Eben sind wir angekommen, alle in bester Verfassung. Schnell diesen Gruß! Dann geht es an das Auspacken und Einrichten. Wir haben ein nettes kleines Landhaus ganz für uns. Sabine, die „Meisterin der Kochkunst" — wie Sie behaupten, — ist über die Wirtschaftsräume entzückt. Meine Freude ist der Blick vom Fenster des Wohnzimmers: Strand, Wald und Meer!

Nachschrift. In den fünf bis sechs Wochen, die ich hier ziemlich einsam verbringen will und muß, denn an Ihr Nachkommen glaube ich nicht so recht! — werde ich mich in die mir von Ihnen mitgegebenen Bücher vertiefen: Verhaerens Gedichte und Flauberts Madame Bovary. Dazu noch einiges Neue, das ich mir vor der Abreise beim Buchhändler ausgesucht habe. Es soll wenig, dafür um so gründlicher gelesen werden.



95.

Georg an Agathe.

19. Mai.

Liebste Freundin.

Ich freue mich, daß Sie gut geborgen sind.

Sie bezweifeln, daß ich nachkomme! Wahrlich, es liegt nicht in meiner Macht. Sie sind eine begeisterte Naturfreundin: das Meer wird Sie über mein Fernbleiben hinwegtrösten. Sondern Sie sich auch nicht allzu sehr von der Gesellschaft! Vielleicht finden Sie ein paar angenehme Menschen.

Von den Büchern nehmen Sie vielleicht zuerst den Verhaeren zur Hand, die Originale und die Uebersetzungen zugleich. Stefan Zweig ist ein kongenialer Nachdichter des Vlämen. Man muß fremdländische Meister nie ohne eine gute Uebertragung daneben lesen. Umgedreht eine Uebersetzung nie ohne das Original. Wir mögen uns einbilden, eine fremde Sprache noch so leidlich zu beherrschen: in dem Maße verstehen wir sie doch nicht, daß uns beim Lesen der gleichwertige und gar der erlesene deutsche Ausdruck bei Wort um Wort immer blitzschnell einfiele. Derartig geschult zu sein, ist die Grundlage des Schaffens meisterlicher Nachdichter. Uns anderen fehlt der nötige, jeden Augenblick zur Verfügung stehende Sprachschatz. Deshalb bedürfen wir eines feinfühligen Dolmetschers, wir, die wir selbst nicht Nachdichter sind und nicht im-

stande, uns ganz und gar in ein fremdsprachliches Kunstwerk, bis hinein in die leiseste Nuance des einzelnen Worts in Form und Sinn einzufühlen, hineinzuleben.

Man hört in der Gesellschaft sehr häufig die Behauptung, daß man „natürlich im Original" läse. Merkwürdigerweise gilt diese eitle Lüge, abgesehen von bloßen banalen Unterhaltungsromanen, fast immer Büchern, die schon in Uebertragungen vorhanden sind. Beobachten Sie dies einmal! Es ist sehr drollig. Es ist ja auch eine allgemein anerkannte Tatsache, daß unsre in der Schule erworbenen Sprachkenntnisse gleich Null sind. Ich möchte behaupten: es gibt im ganzen großen Bereiche des deutschen Sprachgebietes keine hundert Menschen, die z. B. Flauberts Salambo im Urtexte so zu lesen verstehen, daß sie die Sprachschönheiten dieses Meisterwerkes der Weltliteratur sofort im Moment des Lesens erfassen und zwar nicht bloß mit dem Verstande. Glauben Sie mir das! Niemand überschätzt die Kultur der Deutschen maßloser als wir selber. Im großen und ganzen sind wir immer noch Barbaren.

Dies nebenbei. Ich verdanke Verhaeren und seinem Verdeutscher eine neue Quelle des Genusses und zwar nicht literarischen, sondern rein-menschlichen Genusses. Ich meine den Genuß am heutigen Zustande der Erde, der Landschaft, des Menschen, des Lebens der Massen. In der Plastik und in der Malerei sind die Schaffenden bereits hinter dieses Geheimnis gekommen. In der Dichtung noch nicht. Höchstens sind es unsere Romanschreiber, die uns modernes Leben schildern,

aber ohne daß sie meist selbst die Freude des Künstlers am geschilderten Milieu haben. Unsre Lyriker wissen wenig von den unvergleichlichen Reizen der Gegenwart. Sie wenden sich nervös und blind verneinend von ihr ab.

Wie anders Emil Verhaeren! Und wie feinsinnig rückt Stefan Zweig diese positive Seite an ihm in das helle Licht des Verständnisses!

Das volle, sättigende Genießen unsrer Gegenwart, die Schönheiten unsrer vielgescholtenen, vielverleumdeten Zeit zu sehen und zu empfinden, die wundervolle Harmonie der Dinge unsrer Tage zu erkennen, das verdanke ich Meister Verhaeren. Es ist nicht wenig, es ist unsagbar viel.



96.

Agathe an Georg.

La Panne, den 21. Mai.

Mein lieber Freund!

Stundenlang lese ich am Meere. Ich habe mir dazu ein wunderhübsches stilles Winkelchen herausgesucht, wo mich niemand stört. Miß May und Sophie spielen unten am Strande.

Flauberts Frau Bovary haben Sie mir besonders gerühmt, und ich habe diesen Roman in den letzten Tagen aufmerksamst gelesen. Bücher, die Ihnen gefallen und gar eins, das Sie lieben oder — wie in diesem Falle — bewundern, die lese ich mit leidenschaftlichem Eifer. Es ist mir dabei zumute, als kämen Sie im nächsten Augenblick selbst, um sich mit mir über das Gelesene zu unterhalten.

Ich weiß, Frau Bovary ist ein berühmtes Kunstwerk, eins der Fundamente der modernen Erzählungskunst, der erste naturalistische Meister-Roman. Diese Tatsache vor Augen, bin ich an das Lesen gegangen. Aber ich muß Ihnen offen sagen, schon nach ein paar Seiten habe ich das Buch nur noch als Mensch den geschilderten Menschen gegenüber gelesen. Es war mir nicht anders möglich. Ich will es nun noch einmal lesen und mich dabei von rein menschlichen Betrachtungen und Empfindungen freier zu machen suchen als bisher.

Ich habe das Gefühl gehabt, unmittelbar im Lebenskreise der Gestalten Flauberts zu stehen. Alles, was er erzählt, hat sich geradezu körperlich vor mir abgespielt. Das hat mich bis zum Grauen erschüttert. Ich habe gelitten. Ich wüßte nicht, von welchem Buche ich je eine so starke Wirkung erfahren hätte. Jedesmal, wenn ich den Roman weglegte, habe ich eine seelische Depression empfunden.

Das ist das Leben! Ein erst mit dem Tode aufhörender Kampf mit der Mittelmäßigkeit! In der Heldin dieses so deprimierenden Romans lebte die Sehnsucht nach den Höhen des Menschentums. Wenn sich

dieser Schönheitsdurst unter einer glücklichen Sonne hätte entwickeln können: was wäre aus Emma geworden! Daß sie leichtgläubig war, daß sie sich täuschen ließ und sich selbst täuschte, daß sie keine Welt- und Menschenkenntnis besaß, ist alles das Schuld genug, um in Häßlichkeit unterzugehen? Nein, und doch ist nichts folgerichtiger als der grausame Gang der Erzählung.

Emmas Enttäuschung nach ihrer Verheiratung hat mich an die unglücklichsten Tage meines Lebens erinnert. Ihr Gatte war unbedeutend, aber doch gutmütig. Und er liebte seine Frau auf seine Art, auf die des Alltagsmannes. Der meine ist ein bis in den Grund verdorbener Roué. Ach, schweigen wir davon! Ich habe kein Recht, mich zu beklagen.

Es ist mir sehr wohl verständlich, daß eine Schwärmerin wie Frau Bovary nach ihrer ersten Enttäuschung blindlings der zweiten entgegenrennt. Gerade, weil ihre Ehe eine Liebesheirat war. Wie viele Frauen mögen unter der Zwangsvorstellung leiden, irgendwo müsse das Glück ihrer harren. Es gehöre nur Mut dazu, der Mut zur Sünde.

Emma geht nach ihrer letzten, schwersten Enttäuschung freiwillig in den Tod. Durch den Selbstmordversuch, den sie schon einmal früher, im dreizehnten Kapitel des zweiten Buches, begangen hat, nachdem Rudolf sie verlassen, — darin scheint mir Flaubert anzudeuten, daß es durchaus nicht der pekuniäre Ruin ist, weshalb sich Emma vergiftet, sondern in allererster Linie die Liebesenttäuschung. Sie hätte sicherlich auch ohne ihre Geldsorgen nicht weiter leben

können. Allerdings hätte sie ohne diese niemals erkannt, wie trostlos ordinär und herzlos ihre beiden Liebhaber waren.

Zum Schluß noch eine abseits liegende Betrachtung. Man hat kurz nach dem Erscheinen des Buches im Jahre 1856 die Anklage gegen den Dichter erhoben, der Roman sei unmoralisch, er sei eine Apologie des Ehebruchs. Genau denselben Vorwurf hat ein Staatsanwalt unsrer Zeit gegen Flaubert geschleudert. Ich habe die ernste Ueberzeugung, keine Moralpredigt der Welt kann auf eine Frau, die vielleicht im Begriffe steht zu fallen, erschütternder und heilsamer wirken als diese erbarmungslose Schilderung des Illusionsverlustes einer liebedurstigen Frau.



97.

Georg an Agathe.

25. Mai.

Liebste Freundin,

ich stimme Ihnen bei: Emmas Selbstmord ist eine Art Heroismus. Zahllose Ehebrecherinnen erleben ähnliche Enttäuschungen. Der Tag bleibt selten einer erspart, wo es ihnen wie Schuppen von den Augen fällt: nichts gewesen zu sein, als die Dirne eines sinnlichen, eitlen, gewissenlosen Mannes. Trotzdem stirbt von tausend viel=

leicht nur eine einzige daran. Die übrigen haben ihre Ideale, ihre Scham, ihre Selbstverachtung verloren, aber sie leben weiter; leben und vergnügen sich in den Oberflächlichkeiten der Gesellschaft — an der Seite ihrer betrogenen Ehemänner . . . Wie hoch über diesen steht die dumme, kleine, am Ende so mutige Emma Bovary!

Es ist häßlich, die Welt zu kennen. Ich fliehe auf die erdenferne Insel unsrer Freundschaft. Hier fühle ich mich glücklich. Hier und nirgendswoanders. Hier bin ich besser, jünger, reiner, kindlicher.

Früher hab' ich geglaubt, eine ungestüme, leidenschaftliche Liebe müsse einmal mein Glück sein. Wie groß war dieser Wahn! S i e sollten in mein Leben eintreten, S i e, die Leidenschaftslose, Unnahbare, Verständige! Sie haben mich glücklich gemacht, mit Ihrem Madonnengesicht, Ihrem Frieden, Ihrer Ruhe, Ihrer ewig gleichen Güte und Verständnisfähigkeit. Wie liebe ich alle Ihre Eigenschaften. Sie haben mich durchdrungen. Ich habe mich durch sie gewandelt und nun weiß ich, daß ich der bleibe, der ich so spät geworden bin. Herbst und Reife sind über mich gekommen. Ich fühle mich in dieser friedlichen, hellen Herbstwelt voll milden Sonnenlichts und zärtlicher leiser Wärme unsagbar wohl. Herbst? Ist er nicht ein Symbol der innigsten Zärtlichkeit ohne Ende? Der wetterwendische Frühling ist dahingebraust und der schwüle Sommer verraucht. Nichts ist beständiger als der goldene Herbst und sein stilles Glück.

Voll Dankbarkeit gedenke ich Ihrer.

Warum erzählen Sie mir so wenig vom Meere?

98.

Agathe an Georg.

La Panne, den 27. Mai, Sonntags.

Lieber Freund!

Ach, sagen Sie mir nicht wieder, wie schlecht Sie von den Menschen denken, von den Männern wie von den Frauen! Sie mögen recht haben. Aber lassen Sie mir meine Ideale! Es gibt eine Menge Menschen, die über der Masse stehen. Vergessen wir die Durchschnittskreaturen!

Ich soll Ihnen vom Meere erzählen, von meiner geliebten See! Fast den ganzen Tag gehöre ich ihr, und nachts noch, bis ich einschlummere, lausche ich ihrem fernen Rauschen. Wenn ich diesen Brief fertig habe, eile ich wieder hin. Ich vermag es nicht auszudrücken, wie sehr ich mich hier wiedergefunden habe. Mein gesteigertes, freudiges Daseinsgefühl zu schlidern, ist mir unmöglich. Alle meine Sinne schwelgen in harmonischen Rhythmen. Ich habe verlernt zu denken und zu grübeln. Ich fühle mich befreit von aller Schwere, sonnig und leicht wie die Luft, die von der See herweht, vermählt mit den Elementen. Ich verliere mich in ihnen. Ich lebe mit dem Licht, das über die Fluten tanzt, mit den Wellen, die des Himmels Farbe in das Land hineintragen wollen. Ich streichle mit den Händen die Perlenkronen, ich tauche in die Wasser, die auf mich zueilen, ich gebe mich ihnen hin und zittre, wenn sie mich umgleiten . . .

Hätten Sie mich für eine so verzückte Schwärmerin gehalten? Sicherlich nicht. Ich bin aber auch kein so verstockter Mensch, wie Sie das so häufig sind, sondern ich sage Ihnen immer, wie's mir ums Herz ist. Eins bedrückt mich ein wenig: daß ich das Glück der Wellen allein genießen muß. Mein Töchterchen versteht mich hierin noch nicht. Ach, wenn ich auf mein ganzes bisheriges Leben zurückblicke, dann sehe ich mit Wehmut, daß ich immer das bißchen Glück, das mir zuweilen vergönnt war, einsam und allein in mir getragen habe. Wie gern teilte ich die jetzigen Tage mit Ihnen. Um wieviel wärmer und stärker müßte der Genuß zu zweien sein! Ach, auch das ist vielleicht nur ein phantastischer Glaube. Was weiß ich davon? Ich habe das volle Glück doch noch nie mit jemandem teilen dürfen.

Ich schließe mit den schönen Rhythmen Ihres geliebten Verhaeren:

In Küssen wiegt sich die Brise her,
Und die Flüsterwellen,
Die im Traum
An den Felsen sanft zerschellen,
Flimmern weiß wie Flockenschaum . . .
Sonntagsfeier glänzt über dem Meer!

Nachschrift. Sie werden erstaunt sein, wenn ich Ihnen als Neuigkeit mitteile, daß seit ein paar Tagen ein Dresdener Gesicht hier aufgetaucht ist. Es ist Herr von Wolframsdorff, einer Ihrer näheren Bekannten. Gestern hat er mich begrüßt. Ich hoffe ihm nicht öfters zu begegnen. Ich will lieber die Skla-

vin meiner Einsamkeit bleiben. Ich hege eine leichte, allerdings eigentlich auf Nichts begründete Abneigung gegen diesen allzugalanten Weltmann.



99.

Georg an Agathe.

29. Mai.

Meine geliebte Freundin!

Ich lasse Ihnen von Herzen gern Ihre Ideale. Ich selber bin ja durchaus keiner von denen, die eine teuflische Freude daran haben, wenn sie behaupten dürfen, die Menschheit sei schlecht, häßlich und verdammenswert. Wir beiden stehen der großen Masse fern und so kommt es auf unsre Augen an, wie wir die Welt erblicken. Wir können sie ebenso im Himmelslichte der Verklärung wie im Widerscheine roter Höllenglut sehen. Nichts hindert uns daran. Wir neigen dazu, ersteres vorzuziehen. Die Philosophie entschuldigt uns dabei. Denn die Sünde ist erst durch die Reflexion der Menschen in die Welt gekommen. Und es ist zweifellos ein Gipfel der Lebenskunst, die herrlichste unsrer seelischen Kräfte besonders zu hegen und pflegen, unsre wunderbare Kraft zur Verklärung der irdischen Dinge.

Ich war gestern — zum wer weiß wie vielten Male — im Don Juan. Keine andre Oper kenne ich so

gut wie diese: die Oper aller Opern. Es geht mir dabei wie Stendhal, der seine Lieblingsoper, „Die heimliche Ehe" von Domencio Cimarosa, mehr denn fünf Dutzendmal gesehen hat. Mir vervielfältigt sich der Genuß, je gründlicher ich ein Kunstwerk kenne. Ganz abgesehen von dem Sichverlieren in die Musik, gewährt mir die geringste Variante in der Darstellung, Auffassung und Inszenierung das Vergnügen des Darüber-Nachdenkens. Dabei bildet sich vor meinem geistigen Auge mehr und mehr ein Ideal, zu dem jede Einzelaufführung Fragmente beisteuert.

Mozarts Don Juan ist die genialste Verklärung der Sinnlichkeit, der egotistischen Lebensfreude, des männlichen Verführungsdranges und der Treulosigkeit. Sie wandelt Erdenhaftes zu Dämonischem.

Ich sende Ihnen anbei Kierkegaards Gedanken über den Don Juan.



100.

Agathe an Georg.

Villa Bellevue, den 3. Juni.

Mein lieber Freund!

Mozarts Don Juan ist ein Verführer, aber nicht im landläufigen Sinne des Wortes. Kierkegaard legt dies sehr fein fest, indem er sagt: „Bei einem Verführer

setzt man stets Reflexion und Bewußtsein voraus, und soweit man das tut, darf man wohl von Ränken, Listen und schlauer Berechnung reden. Aber dieses Bewußtsein fehlt Don Juan. Somit verführt er also nicht. Er begehrt, und seine Begierde wirkt verführerisch. Insofern verführt er."

Die Gedanken des Dänen haben mich zu tausend Grübeleien verlockt. Kann eine femme tendre einen Mann lieben, der sie nicht begehrt oder der sie nicht mehr begehrt? Wenn sie es tut, was verführt sie dann dazu?

Wenn ich unsre jetzigen Briefe lese, Ihre wie meine, dann muß ich leise vor mich hinlächeln, freudig und wehmütig zugleich. Wir disputieren wie zwei alte Leute. Und einstmals, da haben Sie mich so ungestüm begehrt!

Einstmals! Wissen Sie's noch?

Nachschrift. Ich gebe Ihnen recht. Der Genuß vervielfältigt sich. Man erkennt und empfindet immer mehr. So weiß ich z. B. jetzt, daß auch Donna Anna den Juan liebt. Sie muß ihn lieben, wie ihn alle lieben müssen. Aber sie ist nicht mehr frei, und so geht ihre heimliche Liebe in tiefe Todessehnsucht über. Dann erst werden jene Worte verständlich, die sie zu ihrem Bräutigam spricht:

Forse un giorno il Cielo ancora
Sentirà pietà di me.



101.

Georg an Agathe.

6. Juni.

Liebste Freundin.

Müssen wir unbedingt alte Leute sein, dieweil wir kluge — oder seltsame Leute sind?

Sie entzücken mich durch die Liebe, die Sie allem widmen, was mich gerade beschäftigt. Und immer vertiefen Sie unsre Betrachtungen. Ich fühle immer von neuem, was ich Ihnen bereits in den ersten Tagen unsrer Freundschaft gesagt habe: Wir sind für einander geschaffen!

Freuen wir uns alle beide dessen und grübeln Sie nicht über das Unabänderliche nach. Wo in der ganzen Welt könnten wir mehr Sonne finden als in unsrem Herzensbunde?

Wann sehen wir uns endlich wieder? Wann kehren Sie zurück?



102.

Agathe an Georg.

Bellevue, den 10. Juni.

Liebster Freund!

Wenn man einsam ist, lebt man in tausend Erinnerungen. Und merkwürdig häufig gesellt sich zu solchen

Träumereien ein Stück frische Gegenwart: ein Brief, eine Begegnung, eine Zeitungsnachricht. So heute.

Die Morgenpost brachte den unerwarteten Brief von einem halbvergessenen Freunde, an den ich just gestern flüchtig gedacht hatte, vom Lord Lawrence Dudley. Ich habe Ihnen einmal von seinen tollkühnen Bergtouren erzählt. Er schreibt mir, natürlich, aus seinem Zermatt und meldet mir inmitten allerlei Aperçus in seiner nachlässigen Art seine Verheiratung mit einer Amerikanerin. Man wird ihm das in seiner Heimat stark übelnehmen. Indessen wird ihm dies ziemlich gleichgültig sein.

Ich war einmal vor Jahren als Jungvermählte, ohne meinen Mann, der in London eine Mission hatte, ein paar Wochen Gast seiner Mutter in Watermouth Castle, einer wunderbaren Besitzung. Schade, daß Sie keinen englischen Freund haben. Jedes Jahr einen Monat englisches Landleben, das wäre etwas für Ihre romantische Lebenslust.

Lord Lawrence, damals ein Zwanzigjähriger, im Grunde seines Herzens noch ein Kind, wie auch ich, war schnell eine Art guter Kamerad von mir geworden. Er nannte mich seine Königin, seine Fee, seine Schwester, in seiner knabenhaften, gemütvollen Schwärmerei, die nichts mit der Courmacherei der andern zu tun hatte. Ich habe seine treuen Augen mein Leben lang nicht wieder vergessen können, bis . . . ich zwei andre fand, die mich seltsam an seine erinnern.

Die Themse floß an der Grenze des großen Parkes hin. Ich erinnere mich einer abendlichen Fahrt. Der Strom war sehr belebt. Die Bootshäuser alle erleuch-

tet, mit Hunderten von farbigen Lampions. Auf dem Wasser zahllose Boote, wie dahingleitende Lichtfunken. Wir waren zu dritt oder zu viert; der junge Dudley, wie immer, um mich. Erst hatten wir lebhaft geplaudert, dann war es still geworden. Ich war ins Träumen geraten und kam mir vor wie in einem Märchenlande. Alles so seltsam. Ueberall Leben und Lust. Die Luft so mild und der Duft des Wassers so weich. Gespenstisches Dunkel und lockende Lichter. Irgendwo eine schwermütige Weise. Fern und voller Fragen — wie mein eigenes Leben, an das ich mit einem Male dachte. Ich hatte es vergessen, völlig vergessen. Und da ich seiner wieder bewußt ward, ergriff mich wie noch nie in meinem Leben die Sehnsucht zu sterben.

Dieser glückliche und doch so wehmütige schöne Abend lebte in mir wieder auf und stand lange und eindringlich vor mir, als ich den Brief las. Und alles Längstvergessene mit ihm: die Flußlandschaft, die Lichter, das Boot — und mir gegenüber die schimmernden dunklen Augen meines jungen Freundes. Alles, als sei's gestern gewesen. Und dann waren's auf einmal Ihre Augen, die mich zärtlich anschauten.

Merkwürdig! So geht es mir seit einiger Zeit sehr häufig. Sie drängen sich leise und seltsam selbst in die Erinnerungen meiner Seele hinein, die in keinerlei Beziehungen zu Ihnen stehen.

Gute Nacht!

Ihre Agathe.

Nachschrift. Herr von Wolframsdorff kommt mir auffällig oft in den Weg. Er macht mir,

oder vielmehr, er versucht mir den Hof zu machen und in nicht ungewandter Weise. Aber er ahnt offenbar nicht, wie wenig gefährlich er mir ist und immer sein wird.



103.

Agathe an Georg.

La Panne, den 17. Juni, abends.

Liebster Freund!

Warum so schweigsam? Ich dachte, vorgestern Nachricht von Ihnen zu bekommen. Gestern. Heute. Aber keine Zeile, kein Wort. Sie sind doch nicht etwa krank? Daran denkt man immer am ersten. Nein. Ich würde es fühlen. Etwas in mir würde mir's sagen. Und doch bin ich besorgt um Sie. Nehmen Sie mir diese Unruhe und sagen Sie mir etwas Heiteres, Beschauliches, Harmonisches. Erzählen Sie mir aus Ihrem geruhsamen Dasein.

Sturm war. Drei Tage und drei Nächte hat er geheult. Die wilde wogende See sah unheimlich aus. Kennen Sie das Meer so? Die Nordsee wohl nicht. Sie haben mir einmal gesagt, daß Sie nie nordwärts wanderten. Immer nur über die Alpen . . .

Nachtschwarz war das Meer. Tobend, brüllend. Gewaltig zu sehen. Wie mit Zaubergewalt zog's mich hinaus, nach den sturmumkreisten Felsen. Und ich bildete mir ein, der Ozean sei ein lebendiges Wesen. Eins, das in Aufruhr war. In sinnloser Wut. Warum, wollte ich wissen. Ob aus schlimmem Schmerz? Oder aus leidenschaftlicher Freude?

Es ist Unsinn, so zu fragen, aber ich habe wie gefangen draußen gesessen und im Halbtraume darüber nachgegrübelt. Wie liebe ich diese Wildheit.

Gestern war alles vorüber. Grau die Flut, müde, wie wirklich erschöpft. Und unsagbar traurig und trübselig, wie verzweifelt bis zur Tatenlosigkeit. Ich bin selber von Wehmut und Trauer erfüllt worden.

Und heute. Goldenes ruhiges Sonnenlicht. Der Himmel war wie von blauem Glas. Die See lichtblau, blaßgrün, mattviolett. Und so festlich froh. Die Wellen am Gestade spielten, murmelten, plätscherten, — harmlos wie kleine Kinder. Und von den Dünen und der Heide her Duft von Kräutern und Ginster, würzig und schwer, wie etwas Fremdes und Seltsames in der leichten Seeluft.

Meine Augen waren glücklich und mein Herz wäre es auch gewesen, wenn ich ein paar Gedanken von Ihnen um mich gehabt hätte. Ich habe immer Ihrer gedacht. Ganz besonders, als die Sonne unterging, in tausend Farben.

Ganz, ganz leise Melancholie zitterte durch alle diese Schönheit. Ein Klang aus weitester Ferne. Es wäre in Ihrer Macht gewesen, diesem Klang die Seele einer Freude zu geben.

Nachschrift. Ich habe in diesen Tagen einen Franzosen, einen Bretagner, kennen gelernt, einen sehr gelehrten Vertreter seines mich allezeit interessierenden Volkes. Die Weltliteratur gibt uns die Gesprächsgegenstände. Die Weltliteratur, das heißt die Liste aller Bücher, die etwas Unvergleichliches, Zeitloses, Typisches in sich haben. Er behauptet, die Tiefe der Bildung einer Nation erkenne man am allerbesten an seiner Lieblingslektüre. Dies lasse sich im Durchschnitt feststellen. Kinder alter echter Kultur läsen mit Vorliebe immer wieder die altberühmten Bücher. Die kennen sie bis in die Einzelheiten. Sie sind mit ihnen verwachsen. Dagegen die Söhne und Töchter kulturjunger Völker, die stürzen sich auffällig mehr auf die Neuerscheinungen. Sie finden das gute Alte gern langweilig und disputieren vielzuviel über junge, gärende, formlose, problematische Gebilde der Poesie. „Aehnlich wie den Völkern geht es den einzelnen Menschen," meint er. „Je älter ich werde, um so mehr Scheu empfinde ich vor den Größen der letzten Mode. Ich möchte behaupten, ein reifer Mann liest nichts Neues, aber um so gründlicher das liebe Alte."

Ich weiß nicht, ob letzteres nicht sehr einseitig ist. Sie haben sehr Aehnliches von sich und Mozarts Juan gesagt. Was er aber von alter Kultur sagt, erscheint mir richtig. Die alten Griechen haben es in ihrer Freude an der plastischen Kunst so gehalten. Man schuf immer wieder Aphroditen, Dianen, Amazonen und Diskoswerfer, in jeder Generation, in jedem Jahrzehnt mit jenen stilistischen Unterschieden, die schließlich eine langlinige Entwickelungsgeschichte bilden. Ne-

ben dem gefühlstiefen Genuß der Schönheit an sich hatte der feine Kenner die geistige Freude des nie rastenden Vergleichs.

Hätten wir Deutschen Genuß daran, wenn wir die alten Sagen und Stoffe immer wieder in neuen Fassungen erlebten: Merlin, König Arthur, Parzival, Siegfried, Tristan und Isolde? Statt uns auf das neueste Neuerfundene von Schnitzler, Bartsch und wie sie gerade alle heißen, zu stürzen.



104.

Georg an Agathe.

Dresden, 19. Juni.

Liebste Freundin,

ich möchte Ihnen tausend liebe Worte sagen. Ich bin Ihnen immer von neuem für unsre Freundschaft dankbar. Es vergeht keine Stunde, in der ich nicht Ihrer gedächte.

In den letzten Tagen bin ich öfters trübgestimmt gewesen. Sie fehlen mir. Ihre Gegenwart würde mich aufheitern. Warum ist es uns nicht vergönnt, uns zusammen des Meeres zu erfreuen? Ach, ich habe nicht den Mut, zu Ihnen zu kommen und mir von neuem Kraft bei Ihnen zu holen.



105.

Agathe an Georg.

Köln am Rhein, den 25. Juni.

Liebster Freund!

Wir bleiben einen ganzen Tag hier in Köln. Sophiens wegen, der die ununterbrochene Fahrt nicht gut bekommen würde. Heute ist Sonnabend, ich müßte Ihnen also den gewohnten Sonntagsbrief schreiben. Seien Sie mir nicht böse, wenn es diesmal nur diese eine Seite ist. Ich bin müde und sehr abgespannt. Wir Frauen sind schlechte Reisende. Sie wissen, ich gedenke Ihrer — heute wie alle Tage!

Seien Sie gegrüßt!

Ihre Agathe.



106.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 2. Juli.

Liebster Freund!

Wir sind seit dem 26. nachts wieder hier. Kein Meer und doch wunderhübsch! Das Haus ist voll fröh-

licher Gäste, nur Ihr Zimmer wartet noch seines Bewohners. Wann treffen Sie endlich ein? Sie haben mir fest versprochen, solange hier zu bleiben, wie Sie nur können. Vergessen Sie auch nicht, uns Ihren Neffen Michael vorzuführen. Er soll seine letzten Schulferien bei uns verbringen. Nächstes Jahr ist er ja Studiosus und dann wird er wohl lieber in die weite Welt hinauswandern wollen, als sich mit dem Landleben begnügen.

Mein Bruder Hermann ist seit vorgestern da. Er ist sehr erholungsbedürftig, und doch spricht er schon wieder von allerlei afrikanischen Plänen. Sonderbar, diese Sehnsucht nach den Tropen! Meine Schwägerin ist im Begriffe, nach Baden-Baden abzureisen. Susanne soll hierbleiben.

Sie wissen, Hermann ist ein wenig geradezu. Gestern bei Tisch war die Rede von Ihnen. Flugs wendet er sich an Susi:

„Verehrte Cousine, immer noch nicht weiter mit Rockau? Sag' mal, wann haben wir das Vergnügen eines Verlobungsdiners? Mir schien's früher, als gält' es nur noch, ein offenes Geheimnis zu publizieren!"

„Bester Hermann, deine Art, die Leute auszufragen, finde ich zum mindesten sehr drollig!"

„So? Na, ich wollte bloß wissen, wen man alles zu Konkurrenten hat, wenn man sich der Schar der Bewerber um die schönsten aller Hände einzureihen gedenkt."

„Tritt vorläufig nur brav mit an! Alles andre wird sich schon finden . . ."

Hermann scherzt natürlich bloß, aber er ist sehr galant mit meiner Nichte, und damit hat er Ihr Wohlwollen, da sie gern gefällt.

Heute vormittag machte mir meine Schwägerin einen Besuch in meinem Zimmer. Sie wissen, wie ich mich mit der Schwester meines Mannes stehe, daß mich im Grunde nur Höflichkeit und übergroße Rücksicht veranlassen, sie in meinem intimsten Kreis zu dulden ... Sie bat mich nach tausend Umschweifen, Herrn von Szanto auf ein paar Tage nach Steinbach einzuladen. Ich habe nichts gegen den jungen Ungarn, so geringwertig mir sein Snobismus auch vorkommt. Und dem Glücke meiner Nichte will ich erst recht nicht entgegenstehn. Er hat also seine Einladung erhalten. Was sagen Sie dazu? Er ist also der Erkorene!

Ich würde mich freuen, wenn Sie mit Susanne wieder zu der alten guten und doch nichtssagenden Kameradschaft kämen. Wenn der Ungar da ist, wird sich das von selbst machen. Susanne ist so schnellebig und lebensdurstig, daß auf ihrer Seele wohl nur noch so was wie der Reif eines Geschehnisses liegt.

In allen Gütern der Gegend herrscht die regste Geselligkeit. Es sind ganz charmante Erscheinungen da. Lockt Sie das nicht? Schöne Frauen gehören doch zu Ihrem Lebenselement.

Nochmals, kommen Sie bald!



107.

Georg an Agathe.

4. Juli.

Meine gütige Freundin,

in aller Eile meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche, mich rührende Einladung. Ich will am kommenden Sonnabend vorläufig auf vierzehn Tage kommen. Ich muß dann gegen Ende des Monats allerhand Geschäftliches erledigen. Mein Bruder scheint mir wieder einmal das Feld der Tätigkeit zu überlassen. Das geschieht immer dann, wenn gar nichts mehr in Ordnung ist. Mein Neffe Michael läßt tausendmal danken. Er wird mit Freuden am 16. eintreffen. Empfehlen Sie mich, bitte ich, allen Ihren Gästen.



108.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 5. Juli.

Mein lieber Freund!

Ihre Zusage versetzt mich in die höchste Freude. Ist es denn wahr? Sie kommen wirklich!

Der Wagen ist halb zwölf an der Station.

Wie schön, mit Ihnen das geliebte Land um unser Steinbach durchwandern zu dürfen!



109.

Georg an Agathe.

(Depesche.)

Dresden, 9. Juli, 8 Uhr vormittags.

Frau von Uechtritz, Rittergut Steinbach, Lausitz.
Abreise unmöglich geworden. Brief folgt. Tausend Grüße.

Georg Rockau.



110.

Georg an Agathe.

Rockau, 9. Juli abends.

Meine geliebte Freundin,

mein schöner Plan, nach Steinbach zu kommen, in tausend Träumen ausgemalt, hat sich zerschlagen. Ich

kann noch nicht kommen und bin ganz trostlos darüber. Dazu fühle ich mich körperlich gar nicht wohl. Ein Landaufenthalt ohne Sorgen und Pflichten wäre vorzüglich für mich.

Ich bin auf unserm Gute und habe hier sehr viel zu tun. Mein leichtherziger Bruder ist, ich weiß nicht wo und mit wer weiß wem. Eins weiß ich nur, daß er sich in Grund und Boden ruiniert. Wie soll das enden?

So viel ich voraussehe, muß ich zwei bis drei Wochen hier bleiben. Alsdann eile ich zu Ihnen, um mich von Ihnen recht hegen und pflegen zu lassen. Mein heutiger Brief wird Ihr Herz wenig erquicken. Denken Sie sich aber in meine Lage, und Sie werden nicht zu streng mit mir sein können.

Ich liebe Sie zärtlich. Sie allein sind es, die mich mutig und zuversichtlich macht.



III.

Agathe an Georg.

Steinbach, Sonntag den 10. Juli.

Mein armer guter Freund!

Daß Sie Mühen und Sorgen wegen Ihres Bruders haben, das ist unerfreulich. Dazu zerstört es meine Erwartungen und meine schönsten Pläne. Aber schließ-

lich sind das Dinge, die man ergeben ertragen muß. Sie gehen vorüber. Viel ernster und mit großer Betrübnis nehme ich Ihre etwas zu wortkarge Mitteilung auf, daß Sie sich gerade jetzt, wo wahrscheinlich große Anforderungen an Sie gestellt werden, körperlich nicht wohl fühlen. Ich argwöhne, um mich zu schonen, verheimlichen Sie mir den Grad Ihres kranken und unbehaglichen Zustandes. Und das ist nicht recht von Ihnen. Es quält mich. Ich leide darunter. Ich muß über Sie immer in klarster Gewißheit sein. Ich bitte Sie, richten Sie sich allezeit und unter allen Umständen getreulich darnach. Es ist für uns alle beide am besten.

Noch eins. Es wäre möglich, daß Sie nervös und mutlos sind, weil Sie von vornherein sehen, daß aller Fleiß und alle Anstrengung umsonst ist ohne kräftige materielle Hilfe. Ich kenne solche Situationen von meinem Vater her. Auch in diesem Falle wäre ich die erste Instanz, die Ihrer harrte. Es gibt Leute, die sich selber nichts abgehen lassen, aber peinliche Empfindungen verspüren, wenn es mit Taten zuzugreifen gilt und wär's beim besten Freund. Geld gefährde die Freundschaft, sagt man dann jesuitisch. Ich gehöre nicht zu diesen kleinmütigen Egoisten.

Seien Sie also in jeder Weise offen zu Ihrer

allergetreuesten Freundin und Schwester

Agathe.



112.

Georg an Agathe.

Rockau, 12. Juli.

Meine angebetete Freundin,

der Gedanke, daß Sie mir in allem Freundin und Schwester sind, macht mich glücklich. Sie haben recht vermutet, ich war mehr mutlos und nervös denn wirklich und ernstlich krank. Ich fühle mich seit gestern wieder kräftig. Ich übersehe die Dinge bereits besser und ich kann zu meiner Freude vermelden, daß wir das Schifflein noch über Wasser halten. Ich habe meinen Bruder nochmals auf die Beine geholfen. Dafür habe ich vertragsmäßig die Sicherheit, daß er nun keinen Pfennig Schulden mehr auf das Gut eintragen kann. Ich habe getan, was in meiner Macht stand. Ich berichte Ihnen Einzelheiten vielleicht mündlich.

Ich gedenke, am 1. August in Steinbach einzutreffen.

In herzlichster Dankbarkeit

Ihr Georg.



113.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 17. Juli.

Mein Freund!

Kommen Sie, morgen, übermorgen oder erst am 1. August, das heißt, wann Sie können und wollen! Ich wage nicht mehr zu hoffen, daß es bald geschieht. Meine erwartende Freude und dann meine Enttäuschung neulich, als Sie schließlich doch nicht kamen, waren zu groß. Bei meiner Abreise von Dresden war ich fest überzeugt, daß Sie mich hier besuchen würden. „Ich wollte es auch!" werden Sie beteuern. Gewiß! Sie wollten!

Was soll ich Ihnen Schönes verheißen und vormalen, damit Sie Sehnsucht nach Steinbach bekommen? Alles, was ich Ihnen schon so oft von unserm Landgute erzählt habe: von der Fernsicht über die weite Ebene und nach den blauen Hügeln in der Ferne, vom Flüßchen und den Gondelfahrten, von den lauschigen Wegen und Winkeln, vom Park und dem Blumengarten, von den Ritten in der Morgenkühle, von den gemütlichen Plauderabenden nach Tisch auf der Terrasse, — alles das verlockt Sie doch nicht. Damals nicht und heute nicht.

Am besten haben es Menschen, die einfach sagen dürfen: „Komm! Ich muß Dich sehen!" Solch nicht immer jedesmal wieder zu begründendes Privileg habe

ich leider nicht. Soweit gehen die Rechte der Freundschaft nicht, das heißt: nach Ihrer Lebensanschauung. Nach der meinen gingen sie wohl soweit. Aber der gute Freund soll sich in Dingen, die der Freiheit des andern Zwang antun, immer nach der Anschauung des Freundes richten, nicht nach der seinen.

Mein Freundschaftsideal ist das des Michel Montaigne, dessen berühmten Essay „Ueber die Freundschaft" Sie mir einmal vor Jahren vorgelesen haben. Erinnern Sie sich? Es ist altmodisch, Montaigne zu lesen. Und es wäre wohl in den Augen der Leute von heute ein etwas lächerlicher Anachronismus, wenn wir Ideen von ihm in uns aufleben ließen? Oder doch nicht? Nein, nichts ist lächerlich, was in sich wahr ist.

Seien Sie gegrüßt!

Michael ist seit gestern bei uns. Er hat bereits aller Herzen erobert. Auch er wartet Ihrer.



114.

Georg an Agathe.

Rockau, den 28. Juli.

Liebste Freundin,

ich bin im Begriffe, Rockau zu verlassen. Am Sonnabend hab' ich noch in Dresden zu tun. Wollen Sie

mich gütigst am Sonntag erwarten? Ich treffe halb zwölf Uhr in der Station an. Sie machen sich keine Vorstellung, wie ich mich auf unser Wiedersehen freue.



Drittes Buch



115.

Georg an Agathe.

15. August.

Liebste Agathe!

Nochmals muß ich Ihnen Dank sagen für die vier glückseligen Wochen, die ich in Steinbach verlebt habe. Ich bin dort glücklich gewesen, glücklicher als ich es mir erträumt hatte. Jeder einzelne Tag, jede Stunde, jedes einzelne kleine Geschehnis, alles steht frisch und lebendig vor meinen Augen.

Die Tiefe einer Gemütsbewegung hat sehr häufig kein Verhältnis zur Größe ihrer Ursache. Ich verdanke an sich unbedeutenden kleinen gemeinsamen Erlebnissen unvergängliche Eindrücke und unvergeßliche Erinnerungen. In gewissen Augenblicken war ich eins mir Ihrem Ich, vielleicht in Momenten, in denen Sie nicht das nämliche empfunden haben.

Erinnern Sie sich eines Morgens, als ich in Ihr Zimmer kam, ich glaube, um mir Schreibpapier von Ihnen zu erbitten? Ihr Töchterchen war bei Ihnen. Sie hatten ein japanisches Morgenkleid an von dün-

ner lila und gelber Seide, ein phantastisches Gewand, das Sie noch bleicher denn sonst machte und Ihr braunes Haar beinahe schwarz erscheinen ließ. Sie kamen mir vor wie eine Fee. Leicht und leise und langsam traten Sie mir entgegen und begrüßten mich. Ich solle ein wenig warten .... Sie beschäftigten sich weiter mit Sophie, der Sie eine blaue Schleife ins blonde Haar banden, still, ohne etwas zu sagen, als ob Sie vergessen hätten, daß ich noch da war. Ich stand an das Brett des breiten offenen Fensters gelehnt und schaute Ihnen zu, ebenfalls stumm, versonnen, verloren in die Unbewußtheit des Augenblicks. Ich freute mich Ihrer Bewegungen, der Linien Ihrer Gestalt, des Lichtes, das Ihre Silhouette umfloß, des leisen Knisterns der bunten Seide — so recht nach Herzenslust ... Sie hatten mich wirklich vergessen!

Sie können nicht ahnen, wie unsagbar glücklich ich in dieser Stunde gewesen bin. An ähnlichen Freuden waren jene vier Wochen so reich, und diese stillen Freuden waren tausendmal mächtiger als alles, was mir Ihr gütiger Sinn bewußt gewährt hat. Es gibt nichts im gemeinsamen Leben zweier Menschen, was solch namenlosen Genuß übertreffen könnte. Es ist Musik von Seele zu Seele. Dagegen sind die gewöhnlichen Liebkosungen animal. Die Künstler aller Völker und Zeiten mögen sie noch so verherrlichen, ich stehe dem verständnislos und fremd gegenüber.



116.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 17. August.

Lieber Freund!

Daß Sie für die Ihnen bewußt geschenkten Freuden dankbar wären, könnte man nach Ihrem Brief nicht gerade behaupten. Ich will aber großmütig sein und nichts dagegen haben, wenn Sie sie zugunsten der Freuden geringschätzen, die Sie sich, offenbar als routinierter Meister in derlei Künsten, selbst zu schaffen pflegen.

Nicht ohne leise Ironie, die natürlich den gutmütigsten Kern hat, — ich bin keine berufsmäßige Spötterin! — erkühne ich mich nur, an ein vergessenes Gespräch zu erinnern, das Herr Georg vor drei Jahren einmal in einer ebenso längst verwehten Stimmung mit Frau Agathe geführt hat.

Es behauptete damals der Vielerfahrene in Dingen der Liebe, nur dann könne man sagen, man habe wahrhaftig geliebt, wenn drei Kräfte in voller Harmonie und frei zur Wirkung gelangten: die von Körper, Geist und Herz.

Ich habe die Empfindung, als stünden Sie heute an einem extremen Punkte. Die Jagd nach überfeinen Gefühlserlebnissen hat Sie von Ihrem damaligen Ideal sehr weit weggeführt. Vielleicht aber befanden Sie sich damals gar nicht in der Zone Ihres Ideals,

sondern weit darüber hinaus, am jenseitigen Extrem. Gestehen Sie: auf welche Art haben Sie mich damals geliebt? Ich erinnere mich Ihres Wesens. Sie waren ehrerbietig und doch ungestüm und von einem Willen beseelt, von dem ich in Ihnen keine Spur mehr finde. Wenn Sie damals bei mir waren, empfand ich zuweilen Angst vor Ihrem nur leicht verschleierten Willen. Ich überließ Ihnen kaum die Fingerspitzen, aus Furcht, dieser Wille könne wild hervorbrechen und mich verderben. Und wenn Ihre Augen leuchteten und wenn Sie flüsterten: „Ich liebe Sie!“ — dann bin ich vor Ihnen geflohen, um brav zu bleiben ... und jetzt? Jetzt sagen und schreiben Sie diese einst so leidenschaft-durchlodernden Worte in jeder Stunde und in jedem Ihrer Briefe. Ich empfinde Freude am Klange dieser betörenden Worte und höre sie ruhig an. Ich fliehe nicht mehr und habe kein bißchen Angst vor Ihnen. Wie könnte ich das auch, seitdem Sie mich auf einen Thron gesetzt haben, der so hoch über den Erdboden ragt, daß Sie gar nicht mehr mit Ihren Händen nach mir greifen können!

Sie lieben mich?

Wohin ist der Einklang der drei Kräfte?



117.

Georg an Agathe.

19. August.

Teuerste,

jetzt kennen Sie mich wirklich bis in den Grund meiner Seele. Sie wissen, was ich mir kaum selber zu gestehen wage. Ja, Agathe, einst hab' ich Sie Ihrer unwürdig geliebt! Demütig bitte ich Sie um Verzeihung. Ich habe alles Recht auf Verzeihung, denn jene allzu irdische Liebe von einst ist längst der allerreinsten Verehrung gewichen. Ich bin voll Reue, daß ich Sie einst begehrt habe, wie man jede andere begehrt. Und doch, meine heutige schwärmerische Neigung war in der Wurzel schon damals da. Sonst wären wir niemals die Freunde geworden, die wir zu unserm Glücke sind.



118.

Georg an Agathe.

29. August.

Meine geliebte Freundin,

warum dies lange Schweigen? Ich entsinne mich deutlich, in meinem letzten Briefchen Abbitte geleistet

zu haben. Aber statt der erhofften Vergebung in trostreichen Worten strafen Sie mich mit Vergessenheit. Warum? Offenbar zürnen Sie mir. Sie sind unwillig über mich. Da ich nun weiß, daß Sie mir in Ihrer gewohnten Großmut doch schließlich verzeihen, sei es, was es auch sei, worüber Sie mir grollen, so bitte ich Sie, verzeihen Sie mir sofort! Sonst mach ich mich augenblicklich auf den Weg und eile nach Steinbach. Verzeihen Sie mir dann?

Im Ernst: ich könnte drei bis vier Tage bleiben, wenn Sie mich haben wollten. Schreiben Sir mir schnell ein paar Worte! Ich bin darüber beunruhigt, daß ich Sie irgendwie verletzt habe. Warum nehmen Sie dies so schwer auf, wo Sie wissen, daß ich Sie zärtlichst liebe?



119.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 30.

Mein lieber Freund!

Zuvörderst: Sie sind herzlich willkommen! Eben habe ich eine Besichtigung des lila Zimmers abgehalten, das ein für allemal Ihr Zimmer sein soll. Es ist in bester Ordnung. Sogar allerneueste Lektüre harrt Ihrer, aus der Büchersendung, die gestern angekommen ist.

Warum ich schweigsam war? Darauf zu antworten ist ziemlich umständlich. Ich verstehe nicht mehr alles an Ihnen, nicht mehr alles in mir. Ich grüble einem bestimmten Seelenproblem nach und kann keine mir einleuchtende Lösung finden. Ich bin unruhig darüber, nervös, befangen, gequält, kurzum in einem Zustande voll Disharmonie, der auf die Dauer meiner seelischen wie körperlichen Gesundheit schädlich sein muß.

Sie sind mir gegenüber immer korrekt, taktvoll und feinfühlig. Gewiß, und man möchte meinen, Sie fänden nur Genuß an Dingen, die hoch über der Erde gedeihen. Da, auf einmal kommt es durch ein Geständnis Susannens zutage, daß Sie sich auch an recht irdischen Dingen zu vergnügen verstehen. Ich bin betroffen über diese Unstimmigkeit zwischen Sein und Schein. Ach, es ist zu seltsam, wenn man von einem Schwärmer und Träumer, der mit höchster Kennerschaft dem Ueberzarten und Ganz-Erlesenem nachspürt, gelegentlich erfährt, daß er auch im Reiche der banalen Wirklichkeit recht munter auf den Beinen ist.

Ich muß mich daran gewöhnen. Wie konnte ich so töricht und naiv sein, zu glauben, ich hätte Sie in ein Idealwesen gewandelt?

Ich bin heute ein bißchen boshaft?



Georg an Agathe.

1. September.

Liebste Freundin!

Ich komme am Sonnabend gegen Abend.

Soll ich als Trappist leben? Sie haben alle Erdenliebe weit von sich gestoßen, und ich habe den stoischen Vorsatz gefaßt, den zuweilen aufwirbelnden Weihrauch der Sinnlichkeit vom Tempel unsrer Freundschaft fernzuhalten. Ich habe weder eine Freundin noch einen Freund außer Ihnen. Sie besitzen mein Innenleben ganz. Fordert solch eine große Freundschaft auch noch Mönchstum? Wenn Sie diesen neuen Beweis meiner Ergebenheit erheischen, so will ich auch ihn bringen. Verlangen Sie ihn aber lieber nicht!

Neugierig bin ich zu erfahren, was Ihnen Susanne gebeichtet hat. Ich bin verschwiegen gewesen. Da sie es aber von selbst erzählt hat, so will ich alles zugeben. Kurz nach meiner Rückkehr von der großen Reise ist sie einmal zum Teestündchen bei mir gewesen. Zuletzt ein Abschiedskuß in Ehren. Mein Gott, das war alles! Hat sie es Ihnen weniger harmlos dargestellt? Dann intrigiert die liebe Nichte gegen die verehrte Tante. Wissen Sie, in dem Kusse, den ich ehrfürchtig und leise auf Ihre Hand drücke, schlummert tausendmal mehr Zärtlichkeit und Hingebung, als in jener spielerischen Galanterie lag und liegen konnte.

Auf frohes Wiedersehn am Sonnabend. Ich bitte, schicken Sie den Wagen zum Zuge, der dreiviertel sechs eintrifft.



121.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 2. September.

Sie Tollkopf, wollen Sie wohl still sein! Ich gebe mir die peinlichste Mühe, spitzfindig und diskret zu sein, und Sie, Sie stellen die Tatsachen unverblümt und nackt hin. Sprechen wir hierüber nicht mehr!

Kommen Sie!



122.

Georg an Agathe.

Mittwoch, 14. September.

Liebste Agathe!

Nach dem köstlichen Sonntag bei Ihnen — der Montag mit einer trübseligen Rückfahrt bei Regen

und einer einsamen Heimkehr. Ich erhoffte heute einen langen Brief aus Steinbach voller zärtlicher Worte. Aber ach, es ist keiner gekommen.

Es gedenkt Ihrer Ihr

Georg.



123.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 15. September.

Liebster Freund!

Sie Ungeduldiger, hier haben Sie den ersehnten Brief! Wir haben uns am Sonnabend und Sonntag soviel gesagt, und ich soll Ihnen immer noch mehr sagen? Ich lebe in Erinnerungen. Wollen wir uns gemeinsam in sie verlieren?

Das Fischerhäuschen von Markkleeberg, unter der hohen Linde die beiden alten Gebäude, der moosgrüne Hof, die Fischtröge und Forellenkästen, die Kähne, die Weiden und das Wasser, das alles noch einmal im zitternden Spiegelbilde zeigt . . . . In der klingenden Abendluft und im wärmenden Widerscheine des Sonnenrotes leben alle diese stummen Dinge so seltsam und sonderlich.

Erinnern Sie sich des Abendganges? Der Bootfahrt mit dem schwatzenden Gondoliere auf der schwarzen Flut zwischen den Weiden, aus denen das Abendsonnengold hervorlugte?

Erinnern Sie sich der Stunden nach dem Abendessen auf der Gartenterrasse des Hauses, unsrer glückseligen, zufriedenen, goldnen Stimmung? Alle andern waren fort, zum Parkfest nach dem Nachbargute. Ihnen zuliebe war ich nicht mitgefahren. Sie sollten sich des Abends vor Ihrer Wiederabreise so recht in Frieden und Behaglichkeit erfreuen.

Das Abendessen zu zweit, schon ziemlich spät: ich sehe Sie noch vor mir sitzen, vom Lichte der Tischlampe umflossen, hinter Ihnen das dunkle Zimmer, und draußen vor den Fenstern das Dunkelblau der Sternennacht.

Welch unvergeßlicher Abend!

Ich denke sehr viel über Sie nach. Sie waren so heiter und froh. Nur einmal kam flüchtige Melancholie über Sie: als sie von Ihrer Sehnsucht nach einer Ihnen passenden ernsten Beschäftigung sprachen. Sagen Sie, was tun Sie jetzt in den Stunden, wo Sie nichts Bestimmtes vorhaben? Arbeiten Sie?

Aus innigster Freundschaft bitte ich Sie immer wieder: konzentrieren Sie Ihre Willenskräfte? Ich wünschte, ich könnte Ihnen meine Energie übertragen. Ich habe sie selber zwar nur im kleinen erprobt, aber ich bin felsenfest überzeugt, sie würde auch vor einer großen Aufgabe des Lebens nicht einen Augenblick versagen.



124.

Georg an Agathe.

16. September.

Geliebteste Freundin,

ich fürchte, die Willensübertragung, die Sie auf mich ausüben möchten, wäre, selbst wenn derlei sonst möglich, bei mir ganz gewiß unmöglich. Eine mein Innenleben beschäftigende große Arbeit, die hätte ich gern. Aber um Gottes willen keinen sogenannten Beruf! Nein, nein! Es steckt nun einmal kein Drang in mir, eine Rolle in der Welt zu spielen. Wozu auf andre Menschen Einfluß ausüben wollen? Ich räume ja auch niemandem das Recht dazu mir gegenüber ein? Niemandem mit der einen Ausnahme: Ihnen! Ich entziehe mich jedem Zwange. Mein sozialer Sinn wird von Jahr zu Jahr geringer. Ich lebe in der Anbetung schöner Dinge. Und etwas übt den allergrößten Einfluß auf mich aus, einen größeren noch als die Künste: das ist die Landschaft. Ich sehne mich mehr und mehr nach dem Leben inmitten der freien Natur. Es erscheint mir allein eines freien Mannes würdig, und ich glaube, am längsten in der Stadt gelebt zu haben. Ich werde es Ihnen nachmachen und mir auf den Bergen ein kleines Haus suchen.

Sie wissen, die Träumerei füllt die Stunden, in denen ich mir selbst angehöre. Seit Sie in mein Leben

eingetreten sind, haben sich aber Ansätze zu einer regelmäßigen Beschäftigung gebildet. Ein Ergebnis kennen Sie: die Regimentsgeschichte. Ein anderes habe ich Ihnen bisher verheimlicht. Da ich aber in Ihren Augen nicht als unverbesserlicher Nichtstuer dastehen möchte, so lege ich's in Ihre geliebten Hände. Es ist mein Reisetagebuch von 19** und 19**. Ein ganz stattlicher Band. Damit er zum mindesten äußerlich Ihr Wohlgefallen erregt, habe ich ihn in einer Kunstwerkstätte einbinden lassen.

Lesen Sie! Es stehen Schilderungen, Bekenntnisse, Träumereien, Ideen, viele innere und einige wenige äußere Erlebnisse darin.



125.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 19. September.

Mein lieber Georg!

Sie sind schon ein volles Jahr wieder zurück von Ihrer Weltumseglung, und erst heute bekomme ich zu meiner freudigsten Ueberraschung die eigentümliche Frucht der täglichen Eindrücke auf Ihren reflexiven Geist während jener Zeit, da uns die Vorsehung getrennt hatte. Ich habe die halbe Nacht in Ihrem Manuskript gelesen, und mein aller Heuchelei bares Urteil

über diese schriftstellerische Arbeit, die Sie in Ihrer keuschen Selbstlosigkeit allein meiner Kenntnis unterbreiten, deckt sich mit dem Geständnis fiebernder Freude. Sie sind kein Dichter im schöpferischen Sinne und doch eine Poetennatur von eigentümlichster und eigenwilligster Art, halb Träumer und Romantiker, halb Weltmann und in manchen Dingen ein klarsehender Vorläufer jener kommenden freieren Zeit, die sich aus der Asche unsrer sterbenden Gesellschaft erheben wird. Ihr Reisetagebuch mit dem bizarren Titel „Meine Erziehung zum Europäer" ist ein wundervoller Spiegel Ihres Geistes, in dessen Banne ich nun schon so lange Zeit lebe. Wir haben beide geglaubt, sein übermütiges Spiel vergehe und verwehe mit dem flüchtigen Augenblick. Sie haben mir so oft resigniert bekannt, es gelänge Ihnen nicht, Ihre Stimmungen, die Gebilde Ihrer Träume, Ihre feinlinigen Visionen festzuhalten. Sie haben sich wehmütig beklagt, ein Dilettant und kein Künstler zu sein. Und Sie sind dies doch und waren es stets. Und niemand auf der ganzen Welt freut sich darüber herzlicher und seligster als

Ihre Agathe.



126.

Georg an Agathe.

21. September.

Meine beste Freundin!

Ich bin stolz auf Ihr Lob. Es ist keine erheuchelte Bescheidenheit, wenn ich Ihnen gestehe: ich will nichts als Ihr Lob. Ich verzichte freudigen Herzens auf die Anerkennung meiner sämtlichen Zeitgenossen. Die große Masse hat nichts mit mir gemein. Ich bin glücklich, daß mein Buch einer Einzigen gefällt, Ihnen! Lassen wir es bei diesem schönen Erfolge! Ich will das Manuskript aber gern nach Ihren zielbewußten Wünschen ausarbeiten und vollenden, wenn ich dazu imstande bin. Ahnen Sie nicht, wie dieses mein erstes und letztes Buch entstanden ist?

Zu Ihnen habe ich alle Abende gesprochen, während ich fern von Ihnen war, in einsamen langen Nächten, an den wunderbarsten Orten der Erde! Ich bin kein Künstler, nur ein Träumer, den die Sehnsucht zu besonderer Stunde einmal halbwach geküßt hat. Seit ich Ihre süße Freundschaft wiedergewonnen habe, bemühe ich mich nicht mehr, die Bilder festzuhalten, die vor meinen wirklichen oder seelischen Augen erstehen. Ich hole meine Seligkeit aus der Schönheit dieser Visionen und schenke sie Ihnen. Sie lieben den Plauderer seiner Träume in mir. Mein Glück wird zu dem Ihrigen, und Ihr Glück ist wiederum mein Glück.

Was wollen wir mehr vom Leben? Wir wären unsres himmlischen Glückes nicht wert, wollten wir's vor die Menge der Gleichgültigen werfen. Mit einem Worte: es ist mir unmöglich, mein dilettantisches Buch der Oeffentlichkeit zu überlassen. Es ist nur für Sie in Zärtlichkeit und Freundschaft geschrieben.

Ihr Georg.



127.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 22. September.

Mein verehrter, lieber Freund!

Wenn Sie prüd sind, wo es gilt, Ihr erstes Buch auf den Markt zu tragen, wenn Sie sentimentale Bedenken tragen, wo sich Ihnen vielleicht für immer eine Ihnen liegende und obendrein prächtige, anregende, beneidenswerte — und vergessen Sie nicht! — freie Beschäftigung eröffnet, ja, dann werden Sie niemals zu dem Berufe kommen, den ich gerade Ihnen von Herzen wünsche.

Sie wollen Ihre Seele, Ihr Herz, Ihr innerstes Leben nicht jedem Beliebigen enthüllen! Ich fühle Ihnen das nach. Aber Dichter müssen sich dazu verstehen. Es gehört zu dem Tribut, den ihr Schicksal er-

heischt. Es ist wahrscheinlich nicht einmal der schmerzlichste.

Im Grunde verstehe ich Sie völlig. Es wäre auch mir unmöglich, mit Bekenntnissen in literarischer Form vor die Welt zu treten, angenommen sogar, ich hätte die nötigen Fähigkeiten dazu, die Sie zweifellos haben. Man würde mir genau so zureden müssen, wie ich Ihnen jetzt. Aber ich habe zu meinem seelischen Wohlsein keinen Beruf nötig. Auch bin ich nicht zur Künstlerin geboren. Wenn ich das wäre mit freier Wahl der Art, dann möchte ich Werke der Musik schaffen. Ich weiß zwar wohl, daß Frauen auf diesem Felde noch keine unsterblichen Meisterwerke hervorgebracht haben. Somit wäre das bei alledem ein fruchtloser Wunsch. Ich bin deshalb bescheiden. Ich halte mich für musikalisch, ich reproduziere geliebte Meisterwerke und wenn ich im Lobesmunde meiner Freunde und Freundinnen nicht nur wertlose Schmeicheleien höre, so bin ich eine erträgliche Nachempfinderin. Damit muß ich mich zufrieden geben. Mehr kann man in der Musik als Weib nicht erreichen.

Sie haben einmal gesagt, nach einer Abendgesellschaft von endloser musikalischer Dilettanterei, Sie mißtrauten neunundneunzig von hundert Musikschwärmerinnen. Sie haben recht. Es ist eine gräßliche Mode unter unbegabten Frauen, von Musik zu reden, vor ihren Gästen zu singen und schlecht Klavier zu spielen. Solche Liebe und Pflege der Musik, solch fragwürdiges Wollen und Nicht-Können ist aber echt weiblich. Wir lieben an der Musik ihre Wirkung auf un-

sere Gefühlswelt, nicht das rein Künstlerische in ihr. Gerade die lautesten Musikenthusiastinnen sind gewöhnlich musikalische Ignoranten und sentimentale Genießerinnen des Rausches der Töne. Seltene Ausnahme kenne ich ebenso wie Sie. Wir reden hier ja nur vom typischen Dilettantismus.

Vor Werken der Malerei, der Plastik, der Literatur sind die Frauen viel mehr zurückhaltend. Die meisten lieben in diesen Künsten das Hübsche, und ohne sich zu verstellen, gestehen sie dies naiv ein. Nicht wie, sondern was dargestellt wird, interessiert sie. Es gibt auch hier Dilettantinnen, aber keine ist so geschmacklos, in ihrem Salon eigene Verse oder eine selbstgeschriebene Novelle vorzulesen. Warum tut man's in der Musik?

Halt! Wohin bin ich geraten? Kehren wir zu Ihnen zurück. Ich habe mein Haus, meinen kleinen Wirkungsreis, ich bin damit zufrieden. Ihnen aber fehlt ein Feld der Tätigkeit. Sie sind nicht zufrieden, nicht im männlichen Sinne. Sie bedürfen eines Berufes, der Sie fesselt und Sie von unseligen Stimmungen abhält. Deshalb darf es für Sie keine Bedenken geben, wenn es gilt, Ihre Begabung endlich auszunutzen.

Schauen Sie sich einmal um! Sehen Sie literarhistorisch zurück! Seit Jean Jacques Rousseau gibt es nur noch eine Literatur der Beichte, die freilich heute bereits bis zur monströsesten Selbstzergliederung entartet ist. Goethe sagt von seinem Gesamtwerk, es sei eine große Konfession. Denken Sie weiterhin an Stendhal, an Müsset, an Novalis, an Hebbel, an die Droste oder von den Jüngeren an Do-

stojewski, Gottfried Keller, Guy de Maupassant, an Peter Jacobsen, Strindberg, Ibsen, Hauptmann, d'Annunzio, Maeterlinck. Die Bücher dieser Menschen- und Seelenkenner sind überreich an Selbstbeobachtungen, Selbsterlebnissen, Selbsterfahrungen. Keiner von ihnen hat sich gescheut, die subtilsten Empfindungen und die heimlichsten Gefühle, ja, mikroskopische Schwächen in die Gestalten seiner Schöpfungen zu projizieren. Wir besitzen von allen diesen Genannten noch so gut wie keine Biographien, die von meisterlichen Psychologen auf Grund von maßgeblichem Material geschrieben sind. Wir würden erstaunt sein, bis zu welch kühner Ehrlichkeit die Werke und das Ich der modernen Dichter übereinstimmen oder Parallelen zeigen.

Es steckt eine grausame Neugier in den Lesern unsrer Zeit, die den Drang zur Beichte im Dichter am liebsten bis zur Selbstopferung ihrer Lieblinge steigern und reizen möchten. Bücherfabrikanten und spekulative Skribenten nutzen diese zeitgenössische Seelengier aus. Daher die Hochflut verlogener, kränklicher, gekünstelter Bekenntnisbücher, die sich den Anschein freimütiger Größe geben. Ich verabscheue diese Bücher, zumal wenn sie aus Frauenhand stammen.

Alles das soll Sie überzeugen, überreden, ermuntern. Wehren Sie mich nicht ab und sagen Sie nicht, ich überschätzte Sie. Ich weiß wohl, daß Sie noch lange kein Meister der Feder sind. Sie verstehen natürlich, lebhaft und schlicht zu erzählen. Was Sie an andern so reizvoll finden: die persönliche Note, etwas, das Sie mich gelehrt haben, zu erkennen! — das entdecke

ich auch in Ihren Blättern. Nur ist es noch nicht gestählt, fein geschliffen, geläutert, nüanziert, im Rhythmus rein.

Sie wissen, ich habe eine Vorliebe für die musikalische Sprache. Mein Liebling ist Hofmannsthal. Sie dagegen sagen: Schönheit ist Klarheit, Knappheit, Einfachheit. Ich glaube aber, beides vereinigt, das ist das literarische Ideal. Erinnern Sie sich, daß Sie mir einmal von einem Dichter begeistert gesagt haben, er erzähle die banale Wirklichkeit in einer Sprache, die unnachahmliche Musik sei? Eifern Sie dem nach, dem Meister Flaubert.

Um ihn nur einigermaßen zu erreichen, muß zur Befähigung bedingungslos eins mitwirken: eiserner Fleiß. Das Talent ist ein Schmetterling, den man mit dem Netze der Ausdauer fangen muß. Künstlerische Stimmungen haben viele Menschen, künstlerischen Fleiß nur wenige. Die höchsten Dichterwerke erscheinen uns wie im Spiele eingefangen. Aber ich glaube, die Besiegung der Materie im Werdegang eines Kunstwerkes ist alles andre denn ein leichtes Spiel. Sie ist Danaidenarbeit.

Warum bin ich heute so redselig? Ach, mein liebster Freund, aus innigster, tiefster Anteilnahme an Ihnen und Ihrem Glücke.



128.

Georg an Agathe.

Sonnabend, 24. September.

Ich erwartete eine Strafpredigt, ich nutzloser Erdenpilger, und ich bekomme den liebenswürdigsten Ermunterungsbrief, der je einem literarischen Neuling zuteil geworden! Mein Lampenfieber hat sich inzwischen einigermaßen gelegt. Und für eins danke ich Ihnen ganz besonders. Ich spüre die herrlichste Arbeitslust, zuweilen fast Arbeitsbegeisterung. Etwas Wunderschönes! Wie sehr not tut mir, wenn ich nicht bei Ihnen weile, ein positiver Inhalt der Stunden! Tatenlose Träumerei ist so süß, aber gefährlich!

Bei alledem fällt mir das Niederschreiben schwer. Nichts ist so ermüdend und entmutigend, wie Gefühle und Empfindungen zweimal zu erleben: einmal in der Fülle und Wärme des Augenblicks, und dann das zweitemal mit dem noch so unbeholfenen Bemühen des Nachbildners. Eins lernt man dabei aus einem neuen Grunde: Bewunderung der großen Meister der Dichtung!

Ach, diese ehrliche Erkenntnis bringt mich zuweilen zurück in meine vita contemplativa, der Sie mich mit so viel Eifer und Beredsamkeit entrissen haben. Es ist mir immer wieder amüsanter, — bin ich nicht ein unverbesserlicher Epikureer? — am Genie andrer meine neidlose heilige Freude zu haben, zu genießen, als mich mühselig und vielleicht erfolglos selber in

das Hochgebirge der Kunst zu ersteigen. Erfolglos? Ich bin undankbar. Meine bescheidenen Versuche finden vor den gütigsten, klügsten und klarsten aller Frauenaugen Gnade. Was will ich mehr?

Ich sehne mich nach Ihnen, liebste Freundin, nach Ihrer Sophie, nach Ihrem Haus und nach dem schönen Parke mit seinem friedsamen Ausblick in die stummen, nebelblauen Fernen.

Empfehlen Sie mich allen, insbesondere der ehrwürdigen Schloßherrin im weißen Haar und voll fremdländischer Anmut, die ich übrigens in Sophie wiederfinde.

Schreiben Sie mir, damit ich mich jede Minute in Ihr Leben hineindenken kann.



129.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 26. September.

Warum kommen Sie denn nicht schnurstraks her, wenn Sie so große Sehnsucht nach uns allen haben? Muß ich Ihnen immer das wiederholen: Ihr Zimmer bleibt allezeit für Sie bereit und wird nie von einem andern Gaste betreten.

Hier ereignet sich nur wenig. Ein einziges wichtiges Begebnis, das am Sonnabend stattgefunden hat, wäre in der Familienchronik zu vermerken: Sophiens erste

Reitstunde auf dem alten braven Pony Darling. Hermann ist der Reitlehrer. Seine Schülerin hat die besten Anlagen: viel Passion und keine Furcht. Mehr braucht man für den Anfang nicht. Sie kann bereits englisch traben. Da wir keine Reitbahn haben, finden die Unterrichtsstunden in der großen Kastanienallee statt. Hermann reitet meinen Schimmel.

Mein Bruder ist sehr vorsichtig, aber ich bin doch ein bißchen ängstlich, was ich doch, selber im Sattel, gar nicht bin. Aber mein Töchterchen soll keinen Unfall erleiden. Ich sehe das Sattelzeug jedesmal auf das sorgfältigste selbst nach. Josef, der die Gewissenhaftigkeit in Person ist, steht stumm lächelnd dabei. Der alte Mann fühlt sich nicht gekränkt. Er versteht mein Mutterherz.

Nun ein anderes Lied.

Graf von Szanto war gestern, Sonntag, den ganzen Tag über da. Er ist nach wie vor bis über die Ohren in Susanne verliebt, aber sie weiß die Entscheidung mit raffiniertem Geschick immer wieder hinauszuschieben. Ich glaube wirklich, Sie und kein andrer sind heimlich ihr Ideal. Sie spricht von Ihnen immer in einer ganz eigentümlichen Verträumtheit, die man sonst gar nicht an ihr bemerkt. Kein Wunder! Im Umgang mit Frauen sind Sie charmant. Sie tun immer, als nehmen Sie jede ernst. Und je verschiedener die Verschiedenen sind, um so mehr reizt es Sie, sich ihnen anzupassen. Damit siegen Sie. Jawohl! Ich kenne meinen Georg!

Die Damen, meine Mutter, Susanne, meine Schwägerin werden in diesen Tagen nach Dresden übersiedeln. Meine Nichte beginnt sich hier zu langweilen.

Ausdauer hat sie keine. Sie haben also bald Gelegenheit, alle wiederzusehen. Ich bleibe mit Hermann und Sophie noch den ganzen Oktober hier. Ich kann mich von Steinbach ja nie trennen.

Genug für heute. Leben Sie wohl!



130.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 2. Oktober.

Mein nachlässiger Freund!

Ich bin sehr betrübt, daß ich so lange — seit dem 25. September — ohne jede Nachricht von Ihnen bin. Das nimmt mir beinahe den Mut, meinerseits zu schreiben. Kennen Sie nicht das eigentümliche Gefühl, das einen in solchem Falle beherrscht? Man denkt unwillkürlich, man sei vergessen, und die Furcht, aufdringlich zu sein, bindet einem die Flügel der Sehnsucht, mit denen man doch so gern zum Freunde hinfliegen möchte. Und so schreibt man auch nicht, sitzt trübsinnig und traurig am Fenster und grübelt über das „Warum?" nach, ohne daß man dabei klüger oder ruhiger würde.

Meine Mutter ist wieder in Dresden, Susanne und ihre Mutter auch. Meine Schwägerin schreibt, daß vom 7. ab an den Freitagen ihre wöchentlichen Diners wie-

der beginnen. Unter den ersten Gästen hofft man Sie zu sehen. Ich bin neugierig, ob Susanne Sie noch immer als Ihren Beichtvater betrachtet. Diese Freundschaft zwischen ihr und Ihnen dünkt mich ein Kuriosum. Ich glaube indessen, alles erfahren Sie von ihr doch nicht!

Wir Frauen, wir haben jede jederzeit unsre kleinen und großen Heimlichkeiten. Vielleicht weil wir uns selber nicht recht kennen, weil wir gerade in Zeiten der Aufregung, der Sorgen, der Krisen uns in uns selber oft nicht mehr zurechtfinden, wahren wir unsere geheimsten Regungen vor den Männern. Wenige von euch durchschauen uns. Die meisten bescheiden sich einfach damit, daß sie uns inkonsequent, launisch, widerspruchsvoll, unlogisch finden. Galante Männer nennen uns rätselhafte Wesen.

Oft möchte auch ich Ihnen beichten: Dinge und Vorgänge, von denen Sie nichts ahnen. Dann sage ich mir aber immer wieder: was haben Traumleben und Wirklichkeit miteinander zu tun? — So wenig, wie die weißen Wolken, die über das Himmelsfeld fliehen, mit dem Wasser des Weihers, auf dem sie sich spiegeln.

Eins nur sei Ihnen gebeichtet: Ich gewinne Sie jedesmal lieber, wenn Sie ein paar flüchtige Tage mit mir zusammen verlebt haben. Sie wären der beste Freund in der Welt, wenn Sie nicht so schrecklich verschlossen und dazu noch grenzenlos schreibfaul wären. Aber selbst das muß ich Ihnen, ob ich's will oder nicht, gutmütig verzeihen.



131.

Georg an Agathe.

3. Oktober.

Geliebteste Freundin in der Ferne!

Ich bin eben im Begriff, nach Rockau zu fahren, um verschiedene Anordnungen zu treffen. Mein Bruder überläßt mir mehr und mehr die Herrschaft. Im Augenblick weiß ich nicht einmal, in welchem Winkel der Erde er sich amüsiert.

Warum ich schreibfaul war? Soll ich ehrlich sein? Ihr vorletzter Brief enthielt so gar nichts von Ihrem inneren Leben. Ach, sagte ich mir, es ist ihr lästig, mir immer und immer zu schreiben. Wozu hab' ich meine Phantasie? Ich träume mir für mich aus, was Sie wohl denken und tun . . .

Seien Sie herzlichst gegrüßt!

Und schreiben Sie mir wieder alles!



132.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 6. Oktober.

Mein lieber Freund!

Ich soll Ihnen alles schreiben und Sie vernachlässigen mich!

Was soll ich aus meiner Einsamkeit berichten?

Hermann ist vorgestern nach Paris abgereist. Er gedenkt seinen Posten am 1. November wieder zu übernehmen. Er geht über Dresden und wollte Ihnen persönlich Lebewohl sagen. Da Sie aber wohl schon auf Ihrem Gute sind, wird er Sie verfehlt haben. Er fühlt sich ganz wieder hergestellt, indessen hege ich große Befürchtungen um ihn. Er betreibt mir die Rückkehr nach Togo allzu eifrig. Er will von weiterer Schonung durchaus nichts wissen. Ich vermag hierin gar nichts über ihn. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Ich mache alle Tage eine schöne Herbstwanderung, oft mit Sophie, sehr oft aber ganz allein. Ich möchte Ihnen von den Reizen dieser stillen Gänge erzählen, aber meine Worte wären doch nicht imstande, meine und der Landschaft Stimmung wiederzugeben. Wie der Tau frühmorgens in der Sonne in tausend Farben glänzt und glitzert, und wenn man ihn in die Hand nimmt, hat man nichts als fließende Tränen, so ist's auch mit meinen Gedanken. Die Melancholie der Einsamkeit macht kleine Wunder daraus. Aber nehmen Sie sie nicht in Ihre Hände. Es wäre wie bei den Tauperlen.

Ich bin nicht mehr, die ich war, da Sie mich fanden. Damals war ich in einem gewissen mühsam genug errungenen Gleichgewichte. Sehr oft sogar heiter und fast glücklich. Ich hatte zwischen mir und meiner eingesargten Sehnsucht die feste Mauer des Verzichts errichtet. Und nun verzehre ich mich von neuem in vagen Träumereien, ohne daß ich recht weiß, wohin mich meine Sehnsucht treibt.

Der Wald bebt im Oktoberwinde, die Wipfel der

alten Eichen rauschen monoton, das Heidekraut und die dürren Ginsterbüsche knistern, das rote Laub raschelt und rollt über die Wege, der Gräberduft der Herbsterde umweht mich. Das ist alles wie alle Jahre. Aber noch nie hat mich die Schwermut der sterbenden Natur so ergriffen, so müde und matt gemacht, so trübsinnig und nachdenklich.

Wo ist in diesem Grau und fahlem Erdbraun ringsum das glühende Gold und die trunkene Glückseligkeit, die Sie am Herbst so preisen?

Leben Sie wohl!

Ihre Agathe.



133.

Georg an Agathe.

Rockau, 13. Oktober.

Liebste Freundin.

Ich vernachlässigte Sie? Das ist etwas hart ausgedrückt. In meinem Arbeits- und Einsiedlerleben hier ist das, was des Berichtens wert wäre, sehr bald erschöpft.

Alle Morgen großer Spazierritt. Das ist mein Vergnügen, meine Zerstreuung. Ich komme — außer mit meinen Leuten — sehr selten mit Menschen zusammen. Nicht einen einzigen Besuch in der Nachbarschaft habe

ich gemacht. Man wird mir's übel nehmen. Heute auf dem Morgenritte traf ich zufällig einmal die Damen von Seehausen: die Mutter sehr respektabel, noch eine schöne Frau, die Tochter zwanzigjährig, schlank, semmelblond. Ich konnte unmöglich anders, als meinen „Geheimrat" (englisches Halbblut, dunkelbraun, rassige Linien, sehr ausdauernd, kurzum Prachtgaul!) zum Halten zu parieren. Gegenseitige Begrüßungsworte. Kühl, formell, beobachtend . . . zu deutsch: „Lebst du Flegel denn eigentlich noch?" — „Wartet nur," dachte ich bei mir, „ich will euch schon wieder genießbar machen!" Wenn ich just so gute Reiterslaune habe wie heute früh, an so einem frischen, frohen Herbstmorgen, da soll der Fuchs die ungnädigen Gesichter holen! Es machte mir Spaß, die beiden „Kühlen" zu erobern.

„Die Damen kommen von Zuhause? Wie wär's mit einem kleinen Jagdgalopp? Die leichte, frische Luft ist so verlockend dazu."

Ich kenne meine verehrte Frau Nachbarin. Eine passionierte Reiterin. Sie hatten keinen Reitknecht mit. Ein Ritt ohne Begleiter, das ist nichts Ordentliches für Damen. Also war ich nicht ganz überflüssig.

Man wurde gnädiger. Na, und dann juchtelten wir los. Sieben Kilometer und hinterher ein Frühstück im Krug, das einem halben Bauernschinken die Existenz kostete! Die Semmelblonde hatte Backen bekommen, wie zwei Pfingstrosen so schön rot. Sie sah beinahe hübsch aus. Und wie waren wir alle drei lustig und ungezwungen. Nichts mehr von Ungnade.

Außer derlei kleinen Erlebnissen, die obendrein ganz selten sind, ereignet sich um mich herum nichts.

Baumeister, Dachdecker, Zimmerleute sind im Hause. Mein Bruder hätte alles verfallen lassen.

Ich gedenke noch vierzehn Tage hierzubleiben.
Die herzlichsten Grüße von Ihrem

getreuesten Georg.

Geben Sie Sophie für mich einen Kuß!

Seien Sie mir nicht bös, wenn meine Briefe nicht immer prompt als Echo auf die Ihren eintreffen. Um alles nur keine pedantische Regelmäßigkeit! Das wollen Sie doch auch gar nicht! Warum schweigen Sie aber?



134.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 14. Oktober.

Lieber Freund!

Aus so ärmlichem Grunde hätte ich mir nicht Schweigsamkeit auferlegt. Nein, dergleichen ist's wahrlich nicht. Ach, fühlen Sie es nicht? Ich mache eine seelische Krise durch. Ich bin in diesem Zustande ungenießbar, selbst dem besten Freunde. Deshalb bin ich stumm.

Ich hätte Ihnen wirklich nichts Ordentliches zu erzählen gehabt. Sophie und ich, was sollen wir Einsamsten

aller Einsamen erleben? Ich sehne mich auch gar nicht nach Zerstreuung, Abwechselung oder geselligen Vergnügen. Im Gegenteil, nichts wäre mir widerwärtiger. Ich mag gar niemanden sehen.

Daß Sie Arbeit, stille Freuden und kleine Erlebnisse haben, das wird Ihnen sehr wohl tun. Im Grunde sind Sie doch eine gesellige Frohnatur. Und das ist gut so. Ich gönne Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie zufrieden geworden sind. Bleiben Sie das!

Ich denke viel über das Leben nach. Aber in allen meinen Grübeleien lebt Schwermut, die alle Tage düsterer wird. Mitunter empfinde ich sie wie ein berauschendes Gift. Seltsam, dann will ich sie nicht einmal vertreiben. Das kann nicht gut für mich sein. Geben Sie mir ein Mittel dagegen! Helfen Sie mir, ehe es zu spät werden könnte!

Ich habe Ihr lila Zimmer im Turme zu meinem Aufenthalt genommen. Es liegt viel höher als mein Arbeits- und Musikzimmer, und ich bilde mir ein, es sei auch gesünder. Ich kann hier vom Fenster aus über den Park hinwegblicken, weit in die blaue Ferne. Dieses Schauen ins Weite paßt zu meiner Sehnsucht nach unbekannten Landen.

Was sagen Sie zu alledem? Eine Dreißigjährige, die bis dahin das Leben ohne Sentimentalität hingenommen hat, verfällt mit einem Male dem sonderbarsten Gemütsleid.

Warum soll ich Ihnen meinen Zustand verheimlichen? Ich wollte, ich könnte eins von Ihnen lernen: Ihren Fatalismus. Ihre Kunst, an allem Ungemach doch schließlich Quellen des Genusses zu entdecken. Ihre

Spezialität, ohne eigentliche Energie und unter endlosen Widersprüchen und Bizarrerien, doch im Grunde ganz vortrefflich zu wissen, was Sie vom Leben wollen. Und vor allem Ihre Virtuosität, trotz aller Zickzacks doch geistig und seelisch langsam immer höher zu gelangen.

Ich dagegen, mein lieber Freund, ich treibe auf dem Strome des Lebens steuerlos dahin. Kommen Katarakte, dann muß mein Schifflein zerschellen. Helfen Sie mir hindurch!



135.

Georg an Agathe.

Rockau, 17. Oktober.

Meine liebe Freundin.

Ich bin immer wieder besorgt um Sie. Was geht in Ihnen vor? Worüber sind Sie so übermäßig schwermütig und mutlos? Sie bitten mich um Hilfe? Seit wann haben Sie Ihre schöne Sicherheit und ehedem fast männliche Selbständigkeit verloren? War ich es erst nicht, der Ihrer Hilfe bedurfte? Und jetzt Sie der meinigen?

Sie vergessen offenbar eins. Sie dürfen kein einseitiges Leben führen. Nicht bloß ein Innenleben. Der Körper hat auch seine Rechte. Schaffen Sie sich ermü-

bende körperliche Bewegungen! Suchen Sie anderen Zeitvertreib denn trübe Träumereien. Reiten Sie! Kümmern Sie sich ein wenig mehr um die lieben Nachbarn! Oder geben Sie die Einsamkeit auf! Gehen Sie nach Dresden zurück! Verlieren Sie sich nicht in Ihre uferlose Sehnsucht!

Sie steuern auf eine Insel in Utopia zu. Machen Sie halt! Heute verzehren Sie sich in ziellosem Liebesbedürfnis. Sie beklagen Ihr Dasein, weil es ohne Leidenschaft und Sinnenlust dahingeht. Sie bilden sich ein, nur in der Liebe Ihr Lebensglück zu finden. Und morgen wären Sie gerade durch die Erfüllung Ihrer Wünsche sterbensunglücklich. Wäre das nicht tausendmal schlimmer für Sie?

Seien Sie verständig und in Ihr Schicksal ergeben! Ich ermahne Sie innigst. Sie haben eine Vernunftheirat getan, tun müssen. Jetzt naht Ihnen die späte Folge. Die schlimmste. Ist's nicht in jedem solchen Falle dasselbe? Mann und Frau gehen eine Verbindung ein ohne innere Zusammengehörigkeit. Die Frau läßt die Liebkosungen des Mannes wunschlos und leidenschaftslos über sich ergehen. Dann lebt jedes für sich hin, je nach Eigenart und Liebhabereien. Die Frau führt fortan ein ruhiges Leben ohne hohe Erwartungen. Die ganze Kraft ihrer Liebe vereinigt sich auf ihr Kind. Aber das Kind wächst heran und entwächst ihren Zärtlichkeiten. Da erwacht in der Mutter wieder das Weib. Sie denkt zurück, sie träumt von der Liebe, von der ihr nur ein schwacher Abglanz zuteil geworden. Im Geiste schmückt sie eine erträumte Liebe mit der ganzen Fülle der Zärt-

lichkeiten, Illusionen und unerfüllten Wünsche, die sie während ihrer langen Einsamkeit gesammelt und ahnungslos in ihrer Seele gehegt hat. Sie sagt sich: „Das damals, das war nicht Liebe, sonst hätte ich sie erwidert."

Und doch, liebste Freundin, irren Sie sich: es war doch Liebe. Liebe ist die Vereinigung der Körper; die Seelen sprechen im allgemeinen nicht mit. Es gibt nur Augenblicke seelischen Rausches. Das Normale ist die Sinnenliebe. Für Grüblerinnen freilich wie Sie ist dieser Liebesgenuß etwas Unvollkommenes und Brutales, das ihnen in der Erinnerung durch Scham und Reue noch häßlicher wird.

Haben Sie denn gar keine Freude mehr an allen den so mannigfaltigen Reizen unsres Daseins? Nicht nur das eine macht den Menschen glücklich.



136.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 19. Oktober.

Lieber Freund!

Ich sage Ihnen, daß ich leide, und Sie ziehen daraus den kühnen Schluß, ich liebte. Ja, das wäre wohl möglich, aber kein Grund, Sie zu veranlassen, mir die Theorien eines skeptischen Welt- oder Lebemannes zu

entwickeln. Ich habe Ihnen in einer schwachen Stunde allzu mitteilsam mein Herz ausgeschüttet. Vergessen Sie das alles! Es wird für uns alle beide gut sein. Ich will es auch versuchen.

Seien Sie herzlich gegrüßt!

Ihre Agathe.



137.

Georg an Agathe.

Rockau, 21. Oktober.

Ich hätte beinahe Lust, Ihnen auch eine kleine Strafpredigt zu halten. Hab' ich nicht einst schwer gelitten, ehe ich Ihr wahrhaftigster Freund geworden bin?

Es scheint mir, Sie lieben — ich muß es wiederholen — nicht mich, nicht eine bestimmte Person, sondern ein Gebilde Ihrer Phantasie, und darum leiden Sie, sind traurig und nicht im Gleichgewichte. Lassen Sie ab von diesem Traumgeschöpf! Es macht Sie unglücklich und krank. Verjagen Sie die Melancholie!

Es ist für Sie zu viel der Einsamkeit. Kommen Sie zurück! Zerstreuen Sie sich im Treiben der Gesellschaft, der Stadt, der Menschen!

Ich küsse Ihre weißen Hände in einer Zärtlichkeit, die täglich wächst.



138.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 30. Oktober.

Lieber Freund!

Die Art und Weise, mit der Sie mein Herzeleid niedertreten möchten, belustigt mich beinahe. Was kommt dabei heraus, wenn Sie sich Sorgen um den Frieden meiner schwachen Seele machen? Sie kennen viele Frauen. Gewiß! Und doch verstehen Sie in diesem Einzelfall nichts von der Frau. Von der Frau meines Schlages ganz bestimmt nichts!

Seien Sie mir nicht bös, wenn ich Ihnen so bittere Worte sage! Ich übertreibe. Ach, ich weiß doch, daß Sie unter Tausenden von Männern der Gütigste, Zartfühlendste und Klügste sind. Zuweilen waren Sie ein Meister im Verstehen.

Sie werden denken, ich rede irr, daß ich zwei sich so widersprechende Behauptungen nebeneinander aufstelle. Beide sind richtig. Sie mögen einwenden, was Sie wollen!

Gestern abend hat mich Mutter auch zu trösten versucht. Viel herzlicher als Sie! Ich kam aus Sophiens Zimmer. Ich hatte ihr den Gute-Nacht-Kuß gegeben. Müde und melancholisch ließ ich mich im Wohnzimmer in einem der Lehnsessel am Kamin nieder. Sie kennen die gemütliche Ecke! Mutter saß am Tisch und strickte Strümpfe für Dorfarme. Das Zimmer kaum er-

hellt. Nur die arbeitsamen Hände unter der hellen Lichtzone der niederen umschirmten elektrischen Tischlampe. An den Wänden der rötliche Halbschein der glimmenden Klötze im Kamin.

Schwermütiges Harren zwischen Grübeln und Träumen, bis mich Mutters Worte in die klare Wirklichkeit zurückrufen. Mit stillem Weh gesprochene Worte.

„Meine liebe Agathe, deinem Dasein fehlt etwas. Es kommt dir leer vor. Es befriedigt dich nicht mehr. Ich weiß wohl. Aber du überschätzt dieses Etwas. Das hat dich deine heitere Harmonie verlieren lassen. Gewisse Gedanken, Wünsche, Sehnsüchte bestürmen dich. Du mußt sie niederkämpfen. Denn um sie dir erfüllen zu können, müßtest du frei sein. Und du weißt, daß diese unumgängliche Vorbedingung vielleicht noch Jahre lang so gut wie unmöglich ist. Laß ab von diesen Hoffnungen! Mach dich Ablenkungen und Zerstreuungen zugänglich! Verschließ dich nicht länger der Welt der Geselligkeiten! Wenn du willst, unternehmen wir zusammen eine große Reise. Du hast dir einmal gewünscht, Aegypten kennen zu lernen. Es bedarf nur deiner Anregung und wir reisen. Der Anblick fremder Gegenden und Menschen wird dir sehr wohltun. Ueberleg dir einmal meinen Vorschlag!"

Wie gütig sie mir dies gesagt hat! Viel herzlicher als Sie mir ähnliche Mittel geraten haben. Ich habe Mütterchen geküßt und ihr versprochen, mich zu bessern.

Ich soll und muß mich also zerstreuen! Das ist aller Tröstungen Kern. Gut, ich ergebe mich. Sobald ich wieder in Dresden bin, werde ich Ihnen das nähere

Programm entwickeln. Bis dahin will ich Sie als meine Zerstreuung ansehen. Nehmen Sie diesen Beruf an! Es soll Sie zu nichts Ernstem verpflichten. Tun Sie es einfach! Alles andre wird sich dann schon machen.



139.

Georg an Agathe.

Dresden, 15. November.

Meine liebe Freundin!

Befürchten Sie wirklich nicht, daß Sie mich durch diese neue Auffassung unsrer Freundschaft am Ende verletzen? Die Freundschaft ist eine ebenso zarte Blume wie die Liebe. Und solche Blumen wollen gehegt und gepflegt sein.

Seien Sie offen und ehrlich zu mir! Sie mögen mich nicht mehr, sind aber zu zartfühlend, mir es einfach zu sagen. Und so wollen Sie es mir durch eine echt weibliche List allmählich beibringen. Ich bin Ihnen von ganzem Herzen zugetan und ich würde mir diese Zuneigung nur unter großen Schmerzen zerstören lassen. Ich würde den Inhalt meines ganzen jetzigen Lebens verlieren und die tiefe Enttäuschung, die ich damit erlebte, nie verwinden.

Sehen Sie, zu solchen friedlosen Betrachtungen

zwingt mich Ihr letzter Brief. Zu meinem Bedauern und zu Ihrem seelischen Nachteil wollten Sie dieses Jahr, solange es der milde Winter nur zuläßt, auf Ihrem Gute bleiben. Wenn Sie unsre gegenseitige Zugehörigkeit weiterhin noch anerkennen, dann müssen Sie mir wenigstens wieder häufiger schreiben. Sonst hält ans nur noch die Erinnerung zusammen, und ich gehöre zu den Menschen, die sich aufdringlich fühlen, wenn sie nicht immer wieder sichtliche Zeichen erhalten, daß sie geliebt werden. Es bereitet mir Sorge und Kümmernis, wenn ich nichts von Ihnen höre. Schreibfaulheit ist unter uns keine Entschuldigung. Es liegen hier ernstere Motive im Hintergrunde.

Wenn Sie in einer seelischen Krise stehen, dann gäbe es doch keinen verständnisvolleren Beichtvater als mich. Offenbar wollen Sie sich mir aber nicht mehr anvertrauen. Das ist's, was mich erschreckt.

Seit drei Tagen bin ich wieder in Dresden. Ich war auf dem Gute meines ehemaligen Kameraden Troski ein paar Tage zur Jagd. Körperliche Anstrengungen bekommen mir immer prächtig. Um so weniger wohl fühle ich mich jetzt. Ich möchte mich körperlich müde machen und kann es nur geistig. Ich empfinde meine Einsamkeit als Last. Das geht mir selten so, aber um so schlimmer ist es.

Es gibt zwei Arten von einsamen Menschen. Die einen sind zum Einzelgängertum verdammt, die andern dafür geboren, damit begnadet. Jene fühlen sich abseits der Menge, diese über ihr, mehr oder weniger, bis zum stolzesten Hochmut. Die Glücklichsten sind, die nicht grübeln, zu welcher Sorte sie gehören, denen

ihr Anderssein als der profane Haufe gar nicht oder nur selten zum Bewußtsein kommt. Für sie gibt es die Empfindung des Verzichtens oder Verzichtenmüssens auf gesellige Freuden eigentlich gar nicht.

Ich bin viel zu sehr Träumer, als daß ich die Einsamkeit — wie soll ich sagen? — als Stunden ohne Inhalt, als etwas Leeres empfände. Ich lebe in tausend Erinnerungen, künstlerischen Reminiszenzen, Assoziationen. Meine Phantasie schläft nie. Sie arbeitet ebenso unermüdlich am kaum Geschehenen, eben Erlebten wie an den alten Erinnerungen meines vergangenen Lebens. Meinem eignen Dasein gegenüber bin ich ein wundervoller Künstler. Ich vergesse unbewußt alles, was gegen das sonnige Leitmotiv meines Lebens ist, und was bleibt, das verklärt, stilisiert und symbolisiert sich. Und wenn ich etwas Häßliches, Betrübliches, Lastendes nicht vergessen kann, dann schlägt es zu meinem Glück ins leise Humorvolle um, und so fallen eigentümliche bunte Lichter in die Schatten meiner Erinnerung.

Seit ich Ihnen verfallen bin, kristallisiert sich mein Denken und Fühlen um Sie. Und nur seitdem ich daran zweifle, daß Sie die meine bleiben wollen, ist Unruhe und Sturm in die Kristallisation gekommen. Meines Friedens beraubt, empfinde ich mitunter meine einst so geliebte Einsamkeit als Qual.

Außer Ihnen habe ich keine Freunde. In jüngeren Jahren hatte ich deren oder glaubte, welche zu besitzen. Ich bin darin sehr skeptisch geworden. Ich habe eigentlich nur noch ein paar alte Kameraden zu — sagen wir — Freunden. Freund hier nicht in der Auffassung der

Gesellschaft, die mit dem Ideale dieses Begriffs nicht allzuviel zu tun hat. Der aber, den ich, ohne es ihm zu sagen, am meisten liebe, weil er wirklich ein höherer Mensch ist, ein Jugendfreund, der ist selbst mir gegenüber längst verschlossen, seit ihn sein Leben zum Weltmanne im höchsten und vornehmsten Sinne gemacht hat. Wenn wir uns gelegentlich treffen, was selten geschieht, dann liegt alle die heimliche Freundschaft in dem stummen Drucke unsrer Hände. Wir erzählen uns unsre Erlebnisse, — die äußeren, — und es gehören ganz feine Ohren dazu, um aus diesen Plaudereien die warmen Untertöne herauszufühlen, die einem leise sagen: „Wir kennen uns beide seit unsern so glücklichen, harmlosen Jugendtagen. Ich weiß, was tief drinnen auch in deinem verheimlichten Romantikerherzen steckt. Wir sind Weltkinder geworden und sind doch im Kerne die alten Gefühlsmenschen geblieben, ohne daß wir uns das rührselig einander versichern . . ."

Wozu erzähle ich Ihnen das alles? Es klingt Ihnen — wie wohl oft in meinen Briefen — doch nur wie das halbironische Bekenntnis eines fast schon zum Sonderling gewordenen Egoisten. Ich weiß das. Aber ich weiß auch, daß Sie genau so an mir Anteil nehmen, wie ich an Ihnen. Und ich möchte, daß Sie auch die Widersprüche an mir verstehen, die Kontraste und Schwächen. Wahre Freunde müssen auch das aneinander lieben.



140.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 16. November.

Liebster Freund!

Wie ich mich über Ihren Brief gefreut habe! Sie haben also noch Anteil an mir! Ich bin wirklich etwas in Ihrem Leben!

Fürchten Sie doch nicht, ich könnte mich von Ihnen wenden! Niemals! Unbeständigkeit liegt meiner Natur fern. Zudem brauche ich Sie. Sie sind Lebensbedingung für mich! Mein Sinn kann nicht von Ihnen lassen. Keinen Augenblick, im Wachen wie im Traume, verlebe ich ohne Sie. Ich habe mich in Sie verloren. Ich suche nach mir und kann mein früheres Leben nicht wiederfinden, nirgends. Das ist mein Leiden.

Ich verbrauche meine körperliche und geistige Kraft im ständigen Ringen mit mir selbst, und ich verzehre mich dabei in Qualen, die kein Mensch ahnt. Auch Sie nicht.

Es kommen Tage unendlicher Mattigkeit, an denen ich mich gebrochen und traurig und unselig fühle, an denen ich den Tod herbeisehne, damit er meinem armen Herzen den Frieden bringe. Augustins Worte sinken mir immer wieder in die Seele: „Unser Herz ist ein unruhig Ding, bis daß es ruhet, Gott, in dir."

Aber ich darf ja den Mut nicht verlieren. Ich muß leben: für mein Kind. Ich will genesen. Ich will!

Also werde ich gesunden. Sprechen wir nicht mehr darüber! Reden wir von Ihnen!

Ich weiß Sie im Kampfe mit allerlei Sorgen und Lasten, mein lieber Freund. Es bekümmert mich schwer. Glauben Sie, daß ich für das Gelingen Ihrer Arbeit bete? Sie werden das Gut halten. Das ist meine felsenfeste Ueberzeugung. Ihre Hoffnungen werden sich erfüllen. Ich wünsche es sehnlichst um Ihretwillen, denn für mich bedeutet die Erfüllung Entsagung: Sie werden sich häufig auf dem Gute aufhalten müssen und mir dadurch fern sein. Räumlich nur, ja, aber immerhin fern. Doch will ich's gern erdulden, wenn ich Sie dafür beschäftigt und glücklich weiß.



141.

Georg an Agathe.

Dresden, 19. November.

Meine verehrte Freundin.

Es ist an vielen Tagen meine einzige Freude, von Ihnen ein paar Blätter zu bekommen und Ihnen etliche Seiten zu schreiben. Meine Briefe an Sie bedürfen zu ihrer Entstehung einer ganz besonderen Stimmung. Ich muß bereits eine Weile mit mir allein gewesen sein, ehe ich Ihre imaginäre Gegenwart völlig

befreit von fremden Ideen empfinde. Dann erst plaudre ich unbefangen mit Ihnen. Aehnlich ergeht es mir, wenn ich in der Wirklichkeit bei Ihnen bin. Nichts ist mir unerträglicher, als wenn sich Dritte in unsre Unterhaltung drängen. Jegliches Gefühl in mir erstarrt dann zu Eis. Ich rede nur noch wie ein Automat.

Ich sitze seit einer Stunde in meinem behaglichen Bibliothekszimmer. Nur die Schreibtischlampe glüht unter ihrem breiten grünen Dach. Ein matter Schimmer von Licht hängt an den langen Reihen meiner geliebten Bücher. Ich verweile seit Geraumen in Gedanken bei Ihnen und nun erst schreibe ich an Sie.

Auf dem Tischchen neben dem großen Schreibtisch steht offen die Zedernholzkassette mit den blinkenden Silberbeschlägen, die Ihre Briefe an mich birgt. Ihr kostbares Geschenk! Seit wir uns kennen, sind wir sehr oft räumlich voneinander getrennt gewesen. Die stattlichen Bünde Briefe zeugen davon. Eben habe ich etwa ein Dutzend davon wieder durchgelesen. Das hat mich in einen nachdenklichen und sonderbar wehmütigen Zustand versetzt.

Wer nicht an sich selbst erlebt hat, was Freundschaft zwischen Mann und Weib bedeutet, wirkliche innige echte Freundschaft, der müßte eine Vorstellung davon bekommen, wenn er unsre Briefe lesen dürfte. Diese Dokumente sind ein klares Spiegelbild unsres zärtlichen Bundes. Man kann in ihnen alle seine Wandlungen verfolgen und daran ersehen, wie schwer es zwischen Mann und Weib ist, einander Freunde zu sein, ohne weder in den Fehler der gesellschaftlichen Oberfläch-

lichkeit noch in den der sinnlichen Verliebtheit zu verfallen. Zwischen beide Klippen führt nur ein ganz schmaler Pfad hin.

Wenn diese geliebten Briefe nicht an mich gerichtet wären, wenn ich unbefangen über sie nachsinnen und sprechen könnte, wäre ich versucht, aus diesem Material einen Essay über dieses seltsame Kapitel der menschlichen Kultur zu schöpfen. Ein Romandichter fände vielleicht den Stoff zu einem psychologischen Roman darin. Man könnte ihn „Herzensfreundschaft" betiteln. Wenn ich dieser Romandichter wäre, würde ich Tagebuchfragmente dazwischen fügen. Wenn man sie selber erlebt hat, lassen sich die sonderbarsten Bizarrerien des Herzens schildern. Man muß sich nur hüten, das Rätselhafte in Worten erklären zu wollen. Die wunderbaren Geheimnisse der Mona Lisa zu enthüllen, würde selbst Lionardo niemals versucht haben. Er begnügt sich, sie zu malen. Das hat die Kunst vor der Wissenschaft voraus.

Ich habe bereits einmal über die Schamlosigkeit der Dichter geplaudert. Meine Bedenken teilen alle sensiblen Schriftsteller. Ich finde zufällig bei Vigny folgende Stelle: „Ich weiß nicht, ob ich dermaleinst — und sei es nur für mich selbst — alle geheimsten Einzelheiten meines Lebens niederschreiben werde. Ich will nur von einem Gefühle reden, das mich von vornherein dabei beherrscht. Zuweilen, wenn die Seele von der Vergangenheit gequält wird und von der Zukunft nicht mehr viel erwartet, tritt die Versuchung an uns heran, die Geheimnisse der über unsern Lebensweg Geschrittenen und die Mysterien unsres eigenen Her-

zens der Nachwelt zu verraten. Ich begreife vollkommen, daß sich geniale Schriftsteller dabei ergötzt haben, die Blicke aller Welt in das Innere ihres Lebens und selbst ihres Gewissens eindringen zu lassen; daß sie keine Scheu empfanden, ihr Herz bloßzulegen und vom Lichte der Oeffentlichkeit durchleuchten zu lassen: wirr wie es war, ein buntes Durcheinander von Vorzügen und Schwächen, verlorenen Illusionen und trautesten Erinnerungen. Es gibt solche Werke unter den schönsten Blüten der europäischen Literatur, die ich mit jenen herrlichen Selbstbildnissen vergleichen möchte, die Rembrandt nicht müde wurde zu malen. Aber die Künstler, die sich so dargestellt haben, sei es verschleiert, sei es nackt, hatten gewisse Rechte dazu, und ich glaube nicht, daß man seine Bekenntnisse der Welt mitteilen darf, bevor man hinlänglich bejahrt, hinlänglich berühmt oder hinlänglich zerknirscht ist."

Die Beschäftigung mit diesem Problem wird Ihnen meine immer wieder zum Vorschein drängende geheime Sehnsucht verraten, künstlerisch zu schaffen. Warum sollt' ich sie Ihnen verheimlichen? Aber gleichzeitig sehen Sie immer wieder eine starke Gegenströmung. Wenn mich innere Erlebnisse bewegen, habe ich den Drang, sie vor andern zu verbergen. Meine beständige Sorge, mein Innenleben nicht zu profanieren, hat mich oft zur Ironie meine Zuflucht nehmen lassen. Ich bin in den Ruf eines spöttischen Skeptikers gekommen. In Wirklichkeit bin ich aber doch ein gefühlsseliger Romantiker.

Mit dieser Selbsterkenntnis will ich schlafen gehen. Gute Nacht, meine gütige Freundin!

❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

142.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 20. November.

Mein lieber Freund!

Das war endlich wieder einmal ein lieber Brief! Jede Zeile darin hat mir gezeigt, daß Sie Ihr, Ihnen wie mir heiliges, Innenleben mit mir teilen. Diese wundervolle Zusammengehörigkeit ergreift mich tief und füllt mir das einsame Herz von neuem mit warmer Dankbarkeit.

„Herzensfreundschaft!" nennen Sie unsern Bund. Ich glaube, einen trefflicheren Namen könnte niemand finden. Mein Herzensfreund, ja das sind Sie!

Sie haben recht, wir sind häufig voneinander getrennt gewesen. Wirklich, wir haben uns wenig gesprochen, seitdem wir uns richtig kennen. Aber Sie tragen daran die Hauptschuld! Fassen Sie das nicht als Vorwurf auf, denn ich denke zwar leichter, als ich schreibe, aber ich schreibe leichter, als ich spreche. Es gibt so vieles, was einem im Gespräch ablenkt: ein Blick, ein Lächeln, zu große Aufmerksamkeit oder Zerstreutheit des andern, alles Derartige kann mich aus der Fassung bringen, wie ich ja überhaupt viel Leute um mich nicht vertragen kann. Das Zarte und Feine meiner Gedanken vermag ich nicht ohne Nachdenken in Worte zu kleiden. Was meine Seele bis in die dunklen Winkel und in die geheimsten Gründe erfüllt, das kann ich nicht im Augenblick voll zum Ausdruck brin-

gen. Gespräch ist Improvisation. Mit Natürlichkeit plaudern zu können, voll Geist und Anmut, ist etwas Geniales und etwas sehr Seltenes. Die meisten Menschen verstehen wenig von der Kunst, aus ihrem eignen Innern zu schöpfen. Der vorhandene Stoff ist zu spröd und der sich Mitteilende zu unbeholfen. Mir geht es Ihnen gegenüber trotz aller Vertrautheit oft so. Wenn ich aber schreibe, bin ich unbefangen, zumal vor Ihnen. Ich sehe Sie dann immer im Geiste vor mir. Und es kommt mir dabei vor, als sei Ihr Blick gütig, nachsichtig, voll Verständnis für das Gewirr meiner Gedanken. Dann beschwöre ich den gefühlsseligen Romantiker herauf. Und dann schenke ich Ihnen die Welt meines Herzens. Und wenn ich nicht fürchtete, Sie zu langweilen, wüßte ich Ihnen alle Tage viele, viele Seiten lang daraus vorzuplaudern! Sehr oft schreibe ich Ihnen lange, bekenntnisreiche Briefe, die ich indessen nie absende! Vielleicht sind das meine allerschönsten, herzlichsten Briefe.

Ihre so oft stumme Freundin, — Frau Verschwiegenheit, wie Sie mich eines Abends so drollig genannt haben, — lebt längst ständig in einer überirdischen Gefühlswelt, die ihr die Sprache der Wirklichkeit verhaßt macht.

Sagen — kann ich Ihnen so Vieles nicht, aber warum soll ich es Ihnen nicht schreiben? Ich weiß ja, Sie verstehen mich immer, auch wenn es Ihnen Ihre in gewisser Hinsicht so egoistische Philosophie gebietet, sich's mir gegenüber um alles nicht anmerken zu lassen.

Seien Sie vielmals gegrüßt!

Ihre Agathe.

143.

Georg an Agathe.

22. November.

Liebe Freundin,

in aller Eile nur ein paar Zeilen. Herzlichen Dank für Ihr letztes Briefchen voll Gesundheit und Vernunft! Es hat mich sehr gefreut. Es scheint mir zu vermelden, daß Sie wieder froh und lebenslustig sind. Sie waren wirklich einer Gemütskrankheit nahe. Ich hegte große Sorge um Sie. Jetzt, da die Gefahr abgewendet ist, darf ich's Ihnen ja sagen.

Wann kommen Sie nun endlich? Ich erwarte Sie sehnsüchtig.

Soviel für heute! Ein bißchen wenig? Das nächste Mal will ich Ihnen umsomehr vorschwatzen. Ich habe Besuch, und wenn jemand im Zimmer sitzt, wird nie etwas Ordentliches aus einem Briefe.



144.

Agathe an Georg.

Steinbach, den 24. November.

Mein lieber Freund!

Sehnsucht haben Sie nach mir?

Wie soll ich das glauben, wenn Sie einen solchen flüchtigen Brief an mich abzuschicken imstande sind!

Daß Sie Besuch hatten, das ist keine Entschuldigung, zum mindesten nur eine, die mich tief betrübt. Ein guter Freund schreibt seinem Freunde nur in guter Stunde. Warum muß ich Ihnen das sagen? Sie wissen's selbst und haben's hundermal selbst so gehalten, auch mir gegenüber.

Dazu loben Sie meine Vernunft in einer Art, — so von oben herab! — die mich kränkt. Sagen Sie nun aber nicht, ich sei mißlaunig. Nein, das bin ich niemals, am allerwenigsten vor Ihnen.

Als ob Verstand und Vernunft Privilegien der Herren der Schöpfung seien. Das sind sie zu keiner Zeit gewesen. Heutzutage gleich gar nicht, — ich möchte beinahe sagen: bedauerlicherweise. Erinnern Sie sich, daß wir einmal recht gründlich über die selbständigen, einen Beruf ausübenden Frauen von Heute gesprochen haben? Sie waren statistisch gut unterrichtet, Sie gaben auch vollkommen zu, daß die unverheiratete Frau ein Recht auf Selbständigkeit und öffentliche Tätigkeit habe, mit gewissen Beschränkungen, indessen waren Sie in einer Hinsicht stark pessimistisch. Sie behaupteten, bei der (sagen wir) altmodischen Frau herrsche die Gefühlswelt und eine ihr entsprechenden Wertung aller Dinge vor. Die moderne Frau sei auf der Jagd nach Wissen allzuleicht eine Durchgängerin. Dabei fülle sie nicht nur ihr Hirn, sondern auch ihr Herz mit Reichtümern des Verstandes. Und was sei eine Frau ohne ein echtes Herz?

Merkwürdigerweise unterhalten Sie sich trotz dieser Meinung ganz gern mit intellektuellen Frauen. Sollte das nur zur Abwechslung sein? Oder studieren Sie

diese Abart des Weibes? Einmal, bei einem Diner im Schöningschen Hause, waren Sie Tischnachbar einer allbekannten Führerin der Frauenbewegung. Ich beobachtete Sie. Beide waren Sie sehr aufgeräumt und sehr vertieft in irgendein wissenschaftliches Thema. Hinterher brachte ich Sie gelegentlich dazu, sich über jene Frauenrechtlerin zu äußern. Was sagten Sie unter anderem? Gelehrte Frauen seien für Sie geschlechtslose Wesen.

Vielleicht haben Sie im allgemeinen nicht unrecht. Aber ist es nicht ein Zeichen unserer Zeit überhaupt: die Ueberschätzung der Wissenschaft. Erzieht man etwa auf unseren Schulen und Hochschulen das Gemüt der Jugend? Nein, man vernachlässigt es.

Genug davon! Ich kenne Ihre Weltanschauung. Gefühlsmenschen stehen Ihnen unendlich höher als Gehirnmenschen. Ach, loben Sie nie wieder an mir den Verstand!

Wissen Sie, in gewissen Augenblicken erscheinen Sie mir selber als eine Verstandesnatur. Ich kann mir nicht helfen. Dann empfinde ich ein leises Kältegefühl vor Ihnen. Bei all' meiner Treue zu Ihnen. Und dann fühle ich mich todeinsam. Verstehen Sie mich?

Gute Nacht!

Ihre Agathe.



145.

Georg an Agathe.

26. November.

Meine liebe Freundin!

Deuten Sie es nicht falsch, wenn ich Ihnen im folgenden Dinge schreibe, die Sie vielleicht verstimmen. Aber ich muß sagen, was ich denke. Sie befinden sich auf einem seelischen Abwege. Glauben Sie mir das! Ihnen tut eine andre Umgebung immer mehr not. Warum zaudern Sie solange? Sehen Sie's nicht längst selbst ein? Ich erkenne meine männlich-feste Freundin in ihrem jetzigen kraftlosen und unlustigen Zustande nicht wieder. Dabei glauben Sie Energie zu betätigen, wenn Sie mit Windmühlen kämpfen.

Eines schickt sich nicht für alle. Dieses Sprichwort drückt einen richtigen Gedanken aus. Ein weiches Temperament, wie ich es zum Beispiel habe, das zu Träumereien neigt und das im tatsächlichen Leben aus purer Bequemlichkeit nicht gern wider den Strom schwimmt, kann ein Leben vertragen, wie Sie es jetzt führen. Mir genügt das ständige einschläfernde Rauschen des Waldes, die Milde der Luft, das ruhige Blau des Himmels und die schlaftrunkene Einsamkeit ringsum. Ich begnüge mich längst mit dem, was ist. Das ist mein Glück. Aber einen energischen, praktischen und tatendurstigen Charakter wie den Ihren, dem Träume gern zu Plänen werden und für den Gedan-

ken und Ausführung eins ist, muß dieses ewige Allein-sein mit einem Kinde auf einem stillen Gute zur Verzweiflung bringen. Das ist die Ursache Ihrer unendlichen Traurigkeit und Ihres Unbehagens. Bücher und Grübeleien machen Sie immer melancholischer. Sie brauchen Beschäftigung und Veränderung. Ich habe viel darüber nachgedacht.

Kommen Sie also schleunigst zurück! Vierundzwanzig Stunden hier in Dresden — und Sie sind wieder frisch. Sie waren doch ehedem so gern lebenslustig!

Ich will Ihnen zum Schluß noch ein bißchen was von unsern Bekannten und Freunden berichten.

Heute abend bin ich zu Tisch bei Ihrem Schwager. Vorgestern traf ich Fräulein Susanne auf der Straße. Sie hat mich ziemlich ungnädig behandelt. In ihrem Köpfchen, das doch schließlich nur ein Kindskopf ist, gehen Dinge vor, von denen ich nichts wissen soll, durch deren Verheimlichung man mich in Verlegenheit zu setzen glaubt. Szanto scheint bei dieser mir unbillig grollenden kleinen Mondäne endgültig Favorit geworden zu sein. Ich versichere Ihnen, daß ich froh bin, nicht mehr der Beichtvater Ihrer launenhaften schönen Nichte zu sein. Das war eine undankbare Sache.



146.

Agathe an Georg.

Rosenhof, Donnerstag, den 1. Dezember.

Lieber Freund!

Endlich sind wir wieder hier! Seit gestern abend! Sehen wir uns morgen bei meiner Schwägerin? Ich freue mich, Sie wieder zu haben. Sie ahnen nicht wie sehr!

Auf frohes Wiedersehen!

Ihre Agathe.



147.

Agathe an Georg.

Am 8. Januar.

Lieber Freund!

Gestern in der Oper haben Sie mir etwas gesagt, was mich schwer gekränkt hat. Unsre Freundschaft schreibt mir volle Offenheit vor. Sie erinnern sich vielleicht nicht einmal mehr Ihrer Worte.

Sie haben gesagt: „Ich mag Samtkleider nicht. Sie sind gräßlich auffällig. Sie verletzen meinen Schön-

heitssinn." Der fast feindliche Ton, in dem Sie mich angriffen, hat mir das Herz zerschnitten! Und dann haben Sie sich den ganzen Abend Evelinen und Susannen gewidmet. Nicht wie sonst haben Sie mich gebeten, mich in das Foyer führen zu dürfen. Ahnen Sie nicht, welche Freude Sie mir damit vorenthalten haben? Ich wandle so gern an Ihrer Seite.

Mir war jeglicher Genuß an der himmlischen Musik und an dem sonst so wohligen Gefühl, inmitten eines eleganten Milieus zu atmen, mit einem Schlage genommen. Ich litt qualvoll und wäre am liebsten nach Haus gefahren, wenn mich meine Schwägerin nicht so scharf beobachtet hätte, nachdem sie bemerkt, wie kühl Sie sich zu mir stellten.

Warum lassen Sie mich Ihre schlechte Laune entgelten? Warum mißachten Sie einen ganzen Abend lang unsre Freundschaft? Warum werfen Sie mir auf einmal schlechten Geschmack vor?

Ich weiß wohl, sensible Menschen sind nervös. Ist das aber eine rechte Entschuldigung für eine Gefühllosigkeit von einem sonst feinfühligen und rücksichtsvollen Manne? Es muß da ein andres Motiv mitwirken. Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Was meinen schlechten Geschmack anbelangt, so liegt mein Fehler darin, daß ich zu wenig eitel bin und meinem Schneider (es ist übrigens der erste Dresdens) allzu freie Hand zu lassen pflege. Gut, ich werde mich hierin ändern! In Aeußerlichkeiten gebe ich gern nach. Ich lege Wert darauf, von meinem grausamen Freunde unter die schicken Frauen gerechnet zu werden. Wenn ich aber fortan einmal in den Fehler des Extremen

(den der Koketterie) verfalle, so bitte ich ihn im voraus, alle Schuld auf sich zu nehmen.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie die meisten Frauen, keinen Tadel vertrüge. O nein. Sie haben mich in Ihrer freimütigen Art mitunter arg getadelt. Aber ich habe stets bewundert, wie gütig und liebenswürdig Sie das immer zu tun verstanden. Ich schätze die Aufrichtigkeit und hasse nichts gründlicher als die alberne landläufige Schmeichelei der Männer. Ich vertrage Ihren Tadel, aber gestern haben Sie ihn mich in einer Art empfinden lassen, die mich bis in das Herz verwundet hat.

Demütige Unterwerfung liegt nicht in meiner Natur. Ich bin zur Herrin geboren, nicht zur Sklavin. Sie haben mich gedemütigt, nachdem Sie mich so lange wie eine Fürstin behandelt haben. Lieber will ich auf Ihre mir so teure Freundschaft freiwillig und auf immerdar verzichten, als noch einen solchen Abend erleben.

Ich habe mein Herz auf die Opferschale der Freundschaft gelegt. Das Ihre liegt nicht mehr daneben und so nehme ich auch das meine stillschweigend zurück. Ich möchte beinahe glauben, das stört die behagliche Beschaulichkeit Ihres Daseins nicht allzusehr.



148.

Georg an Agathe.

8. Januar abends.

Meine beste Freundin.

Ganz bestürzt und bekümmert über Ihren Brief, sehe ich ein, daß ich mich durch eine leichte Verstimmung zu einem unritterlichen Benehmen gegen Sie habe hinreißen lassen. Ich spreche diesen schweren Vorwurf gegen mich ehrlich aus, ohne Sie auf Ihr Gewissen zu fragen: Sind Sie nicht noch aus irgendeinem anderen mir verborgenen Grunde etwas gereizt gegen mich? Kennen Sie sich hierin genau? Liegt seit kurzem nicht etwas Fremdes zwischen uns beiden? Wie dem auch sei, ich komme zu Ihnen und will Ihnen den Grund jener Verstimmung persönlich beichten. Sie werden zu Ihrer Befriedigung hören, daß er in einem äußeren Umstande wurzelt. Ich bitte Sie herzlich um Ihre freundschaftliche Verzeihung. Was kann uns beiden eine flüchtige schlechte Laune anhaben, eine kleine menschliche Schwäche, die wir einander gewiß gern lächelnd nachsehen. Glauben Sie mir, ich achte Sie so hoch, ich liebe Sie so innig, ich fühle mich mit Ihnen so über dem Alltag mit seinem unvermeidlichen Ungemach, daß ich an die Unwandelbarkeit unsres Zusammengehörens und Einander-Verstehens fest glaube. Sie sagen, Sie vermißten mein Herz in unsrer Freundschaft! Selbst

wenn Sie das Ihre zurücknehmen, so soll das meine doch bleiben und bis zu meinem letzten Stündlein treu und ergeben Ihnen gehören.



149.

Georg an Agathe.

21. Januar.

Beste, einzige Freundin.

Unsre Freundschaft erscheint mir viel zu fest begründet, als daß sie eines Mißverständnisses und einer vorübergegangenen leisen Verstimmung wegen wanken könnte. Das ist doch sicherlich unser beider Ueberzeugung.

Vor vierzehn Tagen, in der Oper: ach, ich will Ihnen den Hergang einfach berichten, so peinlich es mir jetzt ist, daran zurückdenken zu sollen. Aber es gilt ja, Sie mir wieder zu versöhnen. Der Zufall fügte es, daß ich eine häßliche Bemerkung hören mußte, die zwischen zwei mir unbekannten Herren in der Nachbarloge fiel. Diese dummen Worte hefteten sich an Ihre Toilette. Sie kennen mich: ich bin in Fragen der Mode kein Spießbürger. Ich weiß nicht, was es war, irgend etwas reizte auch mich von diesem Moment ab an Ihrer Kleidung. Im allgemeinen hasse ich Samt an Frauen. Oder war es das Kirschrot, das mich an jenem Abend

ärgerte? Bei Gott, ich weiß es nicht mehr. Kurz, ich war nervös geworden, ärgerlich, verstimmt. Ich litt, litt maßlos, glauben Sie mir! Sonst hätte ich mich beherrschen müssen. Daß andre auf Gedanken kommen, die Sie, wenn auch nicht in meinen Augen, herabsetzen, das kann ich nicht vertragen. Das tut mir weh. Wie soll ich mich ausdrücken, ohne Sie noch einmal zu verletzen?

Sie werden lächeln, Sie, das geliebte Weltkind! Ich habe mich lächerlich gemacht. Gewiß. Lassen wir es dabei. Nur seien Sie nicht ungerecht gegen mich. Eine schicke Frau geht nach der Mode, und die Mode hat mitunter Eigentümlichkeiten, die einem contre coeur sind. Wie konnte ich so entgleisen, wo ich Sie sonst in allem, was Sie tragen, so aufrichtig und voller Entzücken bewundere? Ich sehe ein, daß es töricht und unliebenswürdig von mir war, mir meinen Aerger anmerken zu lassen. Aber jetzt, wo Sie den verborgenen Zusammenhang kennen, verzeihen Sie mir doch? Ich bitte Sie innigst darum. Ihnen Schmerzen bereiten, das habe ich nicht gewollt!

Mein letzter Brief an Sie ist ohne Antwort geblieben. Ich erwartete ein paar halbverzeihende Zeilen von Ihnen und hatte mir vorgenommen, Ihnen daraufhin einen Besuch zu machen, um Ihre volle Verzeihung zu erlangen. Da aber kein Briefchen kam, habe ich mich aufgemacht und bin zu Ihnen hinausgegangen.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen!“ meldete mir Josef.

Ich witterte Ihren Befehl hinter den Worten Ihres

Dieners, und um Gewißheit zu haben, bin ich am Tage darauf nochmals gekommen.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen!"

Ihr Diener machte eine verlegene Miene dazu. Er weiß, welchen ausgezeichneten Stand er bei mir hat. Ich erkundigte mich, ob Ihr Töchterchen und Miß May zu Hause seien. Erhöhte Verlegenheit.

„Nein, Herr Baron!"

Was soll dieses Sich-Verleugnenlassen, dieses Sich-Verstecken besagen? Unter so guten alten Freunden?

Am Sonntag darauf war ich bei Ihrer Frau Mutter. Ich ging mit Absicht zeitig hin, um der erste aller Gäste zu sein. Ich hoffte ganz bestimmt, Sie zu sehen. Ich fragte nach Ihnen.

„Agathe? Sie war vor Tisch da, nur auf ein paar Minuten. Sie hat für nachmittag irgend etwas vor. Uebrigens ist sie seit einiger Zeit recht nervös — —"

Von da an habe ich Ihren unverkennbaren Wunsch, mir aus dem Wege zu gehen, geachtet und Sie nirgends gesucht. In solchen Fällen bin ich ein mir selber unbegreiflicher Dickkopf. Aber gestern habe ich durch Ihre Frau Schwägerin erfahren, daß Sie leidend seien. Das hat mich besorgt gemacht. Sagen Sie mir, bitte ich, ist es an dem? Am liebsten eilte ich unverweilt zu Ihnen. Seit Sie mich meiden, leide auch ich. Von Tag zu Tag hab' ich auf einen Ruf geharrt. Wenn ich Sie verletzt habe, so war das doch nicht Absicht von mir. Sie dürfen mich nicht so hartherzig behandeln!

Ich selbst vermag niemandem etwas lange nachzutragen. Ihnen vollends, das wäre mir unmöglich. Und so will ich das Schweigen brechen, das ich nicht län-

ger ertragen kann. Liebe Agathe, reichen Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung. Das ist mein heißester Wunsch, mein innigstes Begehren! Daß Sie so lange grausam waren, martert mir das Herz. Wenn Sie es weiterhin sind, machen Sie mich todunglücklich. Ich bitte Sie demütig um Verzeihung. Lassen Sie mich unter Ihrem Zorn nicht noch mehr leiden!

Wollen Sie mich annehmen, wenn ich morgen als reumütiger Sünder an Ihre Tür klopfe, um mich nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen? Wollen Sie mich einen Blick in Ihr grollendes Herz tun lassen? Sagen Sie mir zur Ermutigung ein einziges liebes Wort! Wie endlos lange ist es her, daß ich das entbehre!

Ich küsse Ihre Hände untertänigst.



150.

Agathe an Georg.

(Depesche.)

Loschwitz, 22. Januar, 10 Uhr vormittags.

Wenn Ihnen recht, kommen Sie heute vier Uhr.

Agathe.



151.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 22. Januar, abends.

Mein geliebter Freund!

Bin ich noch dieselbe, die Ihnen noch gestern, noch heute früh so leidenschaftlich gegrollt hat? Ach, ich bin des Lebens müde, bin zu Tode verwundet durch diese grausame Freundschaft. Ich weiß nicht mehr: liebe ich oder hasse ich? Heute sind Sie ganz nahe meinem geheimsten Wesen und morgen ist es mir, als stünden wir uns hunderttausend Meilen fern.

Wie steht es um Ihr Herz? Was geht in dem Ihrigen vor? Lieben Sie mich noch? Haben Sie mich je wirklich geliebt? Wie groß ist Ihre Liebe?

Weil ein paar uns beiden Unbekannte irgend etwas über mich bemerkten, konnten Sie harte und häßliche Worte zu mir sagen! Und heute? Heut überschütten Sie mich mit Ihrem Lob. Sie tun mir weh! Wie jene Frauengestalt des Voltaire rufe ich Ihnen zu: „Lieben Sie mich, Fürst, aber loben Sie mich nicht!"

Ich kenne mich nicht mehr, weiß nicht, wohin ich steure. Als Sie heute in der Dämmerstunde in mein Zimmer traten, als ich Sie nach so langer Zeit wieder vor mir sah, schlank, schmiegsam, lebhaft, — da hätte ich vor Herzensangst sterben mögen. Ich hatte mich nach Ihren dunklen Träumeraugen gesehnt, — und als Sie vor mir standen . . . ach, wozu Ihnen noch

mehr sagen? Sie sind vor mir niedergekniet, haben mir die Hände geküßt und haben mich „Herzliebste!“ genannt.

Bin ich denn das?

Sie haben mich gefragt: „Was soll ich tun? Was verlangen Sie? Was bin ich Ihnen?“ Mein Gott, ich hatte nicht die Kraft, Ihnen einfach zu antworten: „Helfen Sie mir!“

Ich habe stumm Ihr Haar gestreichelt — und jetzt, da Sie fort sind, ohne daß ich Ihnen mein Herz offen in die Hände gelegt, jetzt weine ich und rufe die Stunde zurück, in der Sie von mir gegangen sind, zweifelnd und traurig.

Sie haben mir einmal gesagt, ein großes Unglück, das den meisten Menschen widerfahre, sei dies: ihr Leben lang der Seele nicht zu begegnen, zu der sie aufrichtig sein könnten. Und dies sei auch nur dem möglich, der gelernt habe, gegen sich selbst aufrichtig zu sein.

Ich habe mich in den letzten Wochen viel mit mir selbst beschäftigt. Ich bin tief in mich gegangen. Das war vielleicht das Gute an dem Leid, das Sie mir zugefügt haben. Es hat an unserer Freundschaft gerüttelt. Aber sie ist unerschütterlich. Das weiß ich jetzt. Nur wußte ich nicht, daß sie im Grunde rätselhaft und traurig ist. Diese geheimnisvolle Melancholie haben wir beide geliebt, ohne uns klar zu werden: warum?

Ihre Seele ist ruhig geworden, aber die meine ist voller Unruhe. Einst war es mit uns umgekehrt. Sie haben sich überwunden. Ihr Herz empfindet klare, kühle Freundschaft. Aber meines ist in Glut geraten. Es

will sich nicht mit den Tropfen begnügen, die Sie mich aus dem Becher der Liebe nippen lassen, Sie weisheitsvoller Gefährte. Es begehrt darnach, den Trank in heißen Zügen ganz auszutrinken und wäre er tödliches Gift.

So steht es mit mir. Geben Sie mir den Trank, ich will dann zufrieden sterben! Mag kommen, was da will.

Ihre Worte, Ihr Wesen, Ihre Tröstungen, die mit der Liebe spielen, bereiten mir Qualen. Ach, Georg, ich bin nahe daran, zu bedauern, daß Sie in mein Leben getreten sind. Ehe ich Sie kannte, war ich zufrieden mit mir selbst, beinahe glücklich. Und jetzt bin ich verwirrt, schwach, elend, krank, unglücklich. In vager Vorahnung wollte ich Ihnen zuerst aus dem Wege gehen. Aber alles entwickelte sich wie aus sich selbst. Ich wehrte Sie ab. Aber wenn ich Ihnen damals weh getan habe, so büße ich jetzt dafür. Sie sind gerächt.

Einst war mir mein Töchterchen alles. Jetzt genügt mir die Fürsorge für meinen Liebling nicht mehr. Die Liebe zu meinem Kinde feit mich nicht mehr gegen die Stürme in meinem Herzen. Einst liebte ich die Wunder der Natur, ich ging in der Anbetung schöner Werke auf. Jetzt mahnt mich alles das nur an den Wunsch, es zusammen mit Ihnen zu genießen. Wenn ich einsam bin und in Grübeleien versinke, so kreisen meine Gedanken immer um Ihre Person. Wenn ich durch die herbstliche Heide wanderte, wenn ich am Meeresstrande in die Ferne sah, wenn ich in der Oper den Melodien lausche, immer, sind Sie es, den meine Träume suchen. Ich flüstere Ihren Namen vor mich

hin und kämpfe vergebens gegen die unsichtbare Macht an, die Sie gegen mich entsendet haben.

Das ist seit einem Jahre so. Ich leide und kämpfe mit keinem andern Erfolge, als daß sich meine Verzweiflung vermehrt und meine Sehnsucht vergrößert. Sie ist riesengroß geworden. Ich weine, ich bete, ich ringe mit mir. Nichts vermag mein armes Herz zu erleichtern. Und heute kommen mir Ihre Worte von der Aufrichtigkeit in den Sinn. Ich klammere mich an sie. Ich gebe alle Verstellung auf.

Um der Barmherzigkeit willen, Georg, helfen Sie mir! Schützen Sie mich vor mir selber! Wenn ich fehle, so wäre das für mich schändlicher, häßlicher, qualvoller als für jede andre: weil Sie mich nicht mehr lieben. Weil Sie mich nie so innig geliebt haben wie ich Sie.

Ich muß mir gehören, mir allein. Dazu müssen Sie mir helfen. Sonst sind Sie nicht mein echter, treuer Freund.

Nun kennen Sie meine Herzensnot. Ein wenig macht mir das mein Herze leichter.



152.

Georg an Agathe.

23. Januar.

Meine liebe Agathe.

Betroffen stehe ich vor Ihrem Bekenntnis. Ich fühle bis ins tiefste Herz, was es heißt, die Liebe einer über alles verehrten Frau erworben zu haben. Sie wollen sie mir schenken und Sie müssen sich's zugleich schmerzlich versagen. Ihr großer Schmerz ist auch der meine.

Ich halte mich für im höchsten Maße schuldig und bin bereit, alles zu tun, um Ihnen wieder zu Ihrem inneren Frieden zu verhelfen. Das Schicksal ist sehr hart gegen Sie, daß es Ihnen das höchste Erdenglück versagt.

Was soll ich Ihnen sagen? Was soll ich tun, um Sie nicht noch unglücklicher zu machen? Befehlen Sie! Soll ich von neuem weit in die Welt hinaus pilgern?

Ein Wort von Ihnen genügt, meine angebetete Agathe.

Immer der Ihre,

Georg.



153.

Agathe an Georg.

Den 26. Januar.

Liebster Freund!

Nein, nein! Verlassen Sie mich nicht! Was sollte dann erst aus mir werden? Ich würde mich mit meinen Grübeleien zu Tode quälen. Hören Sie mich lieber nachsichtig an. Ich mußte Ihnen doch alles sagen, was ich denke und fühle, Ihnen mein ganzes Herz offenbaren. Hätten Sie nicht sonst meiner scheinbaren Launenhaftigkeit mehr oder minder bald überdrüssig werden müssen?

Sie sollen mich nicht anders lieben, als Sie mich just lieben, denn ich will den unvergleichlichen, zuverlässigen, geliebten, unentbehrlichen Freund nicht verlieren. Hätte ich in meinem Schweigen verharrt, so wäre unsre Freundschaft sicherlich der alten Offenherzigkeit verlustig gegangen. Zweifellos hätten Sie manche Züge an mir falsch deuten müssen, so vor allem meine stete Traurigkeit, die Sie schließlich selber unruhig und nervös gemacht hat. Ich muß Ihnen dies Geständnis machen. Meine Seele ist zerrissen, und ich fühle mich tief gesunken. Ich bin alles andre denn Ihre Heilige mehr. Mit Tränen in den Augen schreibe ich Ihnen.

Eins tröstet mich in meinem Leid: Sie lernen mich dadurch ganz kennen, und Ihre Liebe und Ihre Achtung für mich müssen wachsen. Sie werden nachsichtig

über manche scheinbare Unfreundlichkeit hinwegsehen, die unwillkürlich sich gerade dann zeigt, wenn ich Sie am innigsten liebe. Reichen Sie mir hilfreich Ihre Hand, dann werde ich genesen. Ich liebe Sie. Meine einzige Hoffnung ist die, daß die Vision, die mich betört hat, sanften Tränen weichen wird! Ich will sie gern vergießen, wenn sie nur auf Ihr Herz fallen und es mir weicher machen.

Meine Liebe bereitet mir nicht nur seelische Schmerzen und Gewissensweh, sondern seltsamerweise auch körperliche. Ich gebrauche fast übermenschliche Kraft, um meinen schwachen Körper zu beherrschen. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen diesen Brief schreibe, um Sie zu rühren! Ich will nichts weiter als Sie in der Einsamkeit meines Herzens lieben. Ich darf es Ihnen auch sagen, damit Sie wissen, daß ich aufrichtig bin. Zu Ihnen muß ich das sein. Dieser Gedanke soll mich aufrecht erhalten und — glücklich machen. Glücklich? Sie haben mir einmal eine Verherrlichung des Glücks der Resignation gepredigt. Erinnern Sie sich?

Fern von Ihnen versuchte ich, Sie zu vergessen. Ich hab's nicht gekonnt. So fest halten Sie mein Herz. Behalten Sie es. Ich will's nie wieder zurückhaben. Wie meine kleine Sophie will ich alle Abende beten: „Niemand soll in meinem Herzen wohnen als du allein!"

Wie ist es so weit gekommen? Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß ich Sie liebe, mit allem Schönen, was in Ihnen ist, und mit allen Ihren Fehlern und Schwächen. Wenn Sie mich anschauen, so berühren mich Ihre Blicke wie Liebkosungen. Die eigentümliche Art, wie Sie manches sagen, ist für mich er-

lesenster Genuß. Und so viele Ihrer Gedanken umschmeicheln mich wie die warme Sonne.

Die Sonne? Das war's ja, was mir in den letzten sieben Jahren gefehlt hat: die Sonne, auf die jedes gesunde Menschenkind ein Recht hat.

Lassen Sie mich drei Worte wieder und wieder schreiben, die ich nicht aussprechen darf:

Ich liebe Dich!



154.

Georg an Agathe.

27. Januar.

Liebste Freundin!

Ich bin tief ergriffen und fühle mich schuldig. Aber was soll ich Ihnen sagen? Diese plötzliche Leidenschaft! Ihre größte Feindin ist Ihre überfeine Natur!

Wenn ich bisher innerlich nicht ganz gefestigt war, so bin ich es von heute an. Sie können keinen bessern Schutz haben als mich. Ich reiche Ihnen meine Hand und will Sie durch Nacht und Sturm sicher geleiten.

Ich habe Ihrem Gefühl nach in Ihnen die Liebe wachgerufen. Das ist eine schlimme Krankheit, die vorübergeht. Rasch oder langsam, je nachdem. Unsre Freundschaft ist älter als Ihre Liebe. Lassen wir diese verlodern und wünschen wir nichts, als daß uns aus ihrer

Asche die alte kostbare Freundschaft unversehrt wiedererstehe und uns dann um so inniger eine. Da ich die Ursache Ihres Leids bin, will ich alles tun, es wieder zu bannen. Ihre Leidenschaft ist Lebensdurst. Einmal mußte dies Sie ergreifen. Sie sind zu jung, zu sehnsuchtsvoll, zu liebefähig, als daß Sie dauernd verschont bleiben sollten. Soweit ich mitschuldig bin: vergeben Sie mir! Ich glaube, unsre Freundschaft war zu zärtlich, die Verwandtschaft unsrer Seelen zu stark, die Nähe unsrer Herzen zu groß.

Meine Liebe zu Ihnen gleicht nicht der Ihren. Wenn in beiden von uns eine Mischung von Liebe und Freundschaft herrscht, so hat bei mir längst die Freundschaft die Obergewalt, bei Ihnen mit einem Male die Liebe, eine große, starke Leidenschaft. Es wird Ihnen tausendmal schwerer fallen, Ihrer Sinne Herr zu werden als mir ehedem.

Sie besitzen ein unverbrauchtes Herz. Sie haben niemals geliebt. Sie möchten den Becher der Lust austrinken. Sie wollen Ihre Rechte an das Leben endlich geltend machen. Ich aber, als ich Sie fand, ich war übersättigt vom Leben, ohne noch an das ganz große Glück glauben zu können. Ich sehnte mich, angeekelt von allerlei banalen Abenteuern und Erlebnissen, nach einem Hafen des Herzens. Ein letzter kleiner Sturm focht mich an. Sie wissen! Dann war ich fähig, Ihnen der Freund ohnegleichen zu werden. Heimlich sind Sie bei alledem meine angebetete Geliebte, aber in einer Art, die Sie niemals verletzen kann. Meine Augen haben Sie jedesmal geküßt, wenn wir uns sahen. Meine Nerven haben sich um Sie gesponnen und Sie umarmt. Ihre

Gegenwart hat mir die Wangen gestreichelt, Haar und Hände, ohne daß Sie selbst es ahnten. Ihre Stimme hat mich auf das Süßeste umschmeichelt. Ach, keine andre Liebe der Welt hätte mich glücklicher machen können. Sie sind mir der Kristallisationspunkt der erlesensten Lebensfreude. Ihre anmutige Mütterlichkeit, Ihre Begeisterungsfähigkeit, Ihre Natürlichkeit, Ihr häuslicher Sinn, dies und noch sehr viel mehr wirkt da mit. Mit einem Wort: Sie sind die Madonna meines Lebens.

Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen alles das sage. Ich fühle es, Sie hörten lieber ganz andere Worte. Liebste Agathe, ich bin tiefbetrübt, daß ein dunkles Etwas zwischen uns aufgetaucht ist. Tun wir alle beide alles, damit wir einander nicht entfremdet werden. Das ist meine Angst. Erscheint sie Ihnen egoistisch? Vielleicht gar.

Bekämpfen Sie den Feind!

Sie sind ein Teil meiner Existenz. Wenn ich Sie verlöre, spränge ein Stück meines Herzens ab.

Ich habe Sie so namenlos lieb!

Ihr Georg.



155.

Agathe an Georg.

Den 28. Januar.

Mein lieber Freund!

Schuldig? Das sind wir wohl beide nicht. Sie nicht und ich auch nicht! Es ist mein Schicksal, daß ich Sie lieben muß.

Sie haben mir gute, liebreiche Worte, Worte voller Nachsicht geschrieben und ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich wollt', ich könnte auch damit zufrieden sein. Aber ach, meine Seele weint ganz hilflos und untröstlich. Alle ihre Tränen entströmen meinen Augen. Ich bin ohnmächtig diesem langen Weinen gegenüber.

Warum durfte ich nicht früher über Ihren Lebensweg kommen? Zu Zeiten, da Sie noch an d a s g a n z g r o ß e G l ü c k fest glaubten?

In tausend qualvollen, unheimlichen Stunden verwünsche ich mein Herz. Weil es nicht mehr schläft, nicht mehr leidenschaftsfremd ist. Warum hab' ich's nicht auch verbraucht, im Wirbel des wilden Lebens, — ehe Sie in meinen Daseinskreis traten! Was wäre uns beiden dann für eine wunderbare Freundschaft beschieden, eine goldschwere, dabei doch kühl bis ans Herz hinan! Dann hätten Sie wenigstens einmal in Ihrem ereignisreichen Leben eine ideale Frau gefunden!

Du mein Gott, das ist Ironie! Ich verliere mich. Helfen Sie mir! Ich muß mich wiederfinden.

Sie nennen mich Ihre Madonna. Ihre Heilige. Ich möchte sie sein ... oder möchte ich's nicht? Ich weiß es nicht. Ich kenne mich nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, was ich will. Also habe ich wohl auch nicht die Kraft, Ihre Heilige zu sein? Sie, Sie müssen mich schützen, vor mir selber!

Die Erinnerung an jenen Augustabend ist mir beständig in meinem Sinn. Weißt Du noch? Ach, warum entfloh ich damals und ließ Sie allein im Garten? Allein mit den lichten Sternen der wunderbaren Nacht? Ach, es war nicht vor Ihnen, daß ich geflohen! Es war vor meinem Gewissen, vor der Sünde, vor der Liebe.

Warum haben Sie Ihre Leidenschaft sich verkriechen lassen? Warum rufen Sie sie heute nicht zurück? Was fürchten Sie?

Ich weiß es: die Enttäuschung.

Ich bin jung. Sie haben mir tausendmal gesagt, ich sei liebenswert, reizend, verführerisch. Was weiß ich noch? Waren das nur Schmeicheleien? Bin ich heute nicht mehr begehrenswert? Warum begehren mich andre, deren Beteuerungen ich nicht hören will. Es stellen mir so viele nach. Sie wissen es, wenn Sie es auch stumm zu übersehen pflegen. Sie wissen auch, geliebtester Freund: wenn ich's in dieser Stunde erwähne, so ist das alles andre denn schwächliche Eitelkeit an mir.

Neulich, bei irgendeinem Diner, sagten Sie mir: „In diesem blassen Seidenkleide, in diesem Wirrwarr von Spitzen habe ich Sie gern!" An demselben

Abend, eine Weile später, traten Sie an mich heran und meinten, mit dem herrischen Gebaren eines Ehemannes: „Kommen Sie! Brechen wir gleichzeitig auf. Ich beginne mich zu langweilen." Ich mußte über Ihre Tyrannei lächeln und schüttelte den Kopf. Heimlich aber war ich über Ihre Natürlichkeit entzückt. Erschrocken flüsterten Sie, und Ihre Augen schimmerten so eigentümlich: „Seien Sie mir nicht bös. Sind Sie nicht die Meine?"

Und als wir dann im Wagen saßen, fröstelnd, da sind Sie ganz nahe an mich herangerückt, oder ich an Sie? Sie lehnten Ihren Kopf zurück und sagten heiter wie ein kleiner Junge: „Agathe, jetzt ist mir so froh zumute!"

Sie überschätzen meine Kräfte, wenn Sie hin und wieder leise, süße Zärtlichkeiten in unsre Freundschaft legen. Haben Sie nie geahnt, wie gewaltsam ich mich in solchen Augenblicken beherrscht habe? Ach, während mir die Sinne vergehen wollten, war Ihnen alles das nur ein schönes Spiel ...

Die Liebe des höheren Mannes? Ein Spiel der Sinne, der Nerven, der Erinnerungen. Ich weiß es wohl. Und doch:

Georg, ich liebe Sie. Helfen Sie mir!

Hören Sie mich auch, Georg? Ich liebe Sie.

Agathe.



156.

Georg an Agathe.

1. Februar.

Liebe Freundin und Schwester.

Ich möchte zu Ihnen kommen, aber ich wage es nicht. Es ist meine Aufgabe, Sie sicher zu geleiten, und doch fürchte ich, es könne die Stunde kommen, in der ich meiner Rolle nicht gewachsen wäre.

Sie müssen sich und Ihrer Moral treu bleiben! Unmöglich hat uns das Schicksal zusammengeführt, damit Sie gegen Ihre innere Bestimmung fehlen. Sie sind keine Ihrer leichtherzigen Genossinnen, die reuelos ihre eignen Ideale umwerfen. Ertragen Sie den Schmerz, den ich Ihnen um Ihrer Ehre willen zufüge! Grade dieses Leid wird Ihre Liebe läutern. Unsre Liebe muß dem Irdischen fernbleiben. Wollen Sie, daß mir Ihr Haß eines Morgens sicher ist?

Was soll ich Ihnen sagen? Soll ich doch morgen zu Ihnen kommen?

Vielleicht finde ich da die rechten Worte?



157.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 2. Februar.

Lieber Freund!

Es ist besser, Sie kommen nicht! Ich fürchte mich. Ich liebe Sie. Ich bin schwach. Wenn Sie kommen, bin ich verloren. Das weiß ich.

Niemand ahnt den Aufruhr in mir. Ich meistere mich. Welche Komödie nach außen hin! Und drinnen, tief drinnen die unseligste Tragödie.

Außen Lächeln und Nicken,
Innen schluchzendes Weh!

Sie wollen mir helfen, Herzliebster? Dann dürfen Sie nicht kommen! Im Alleinsein mit Ihnen verläßt mich die Herrschaft über mein leidenschaftszitterndes Ich, das nichts kennen und anerkennen will als seine übermächtige, heiße Liebe zu Ihnen. Eine Flamme bin ich geworden. Und die Feuerwoge würde auch Sie ergreifen. Und wenn wir zur Besinnung kämen, wäre es — zu spät.

Nein, ich will nicht, ich will nicht! Das soll mein Talisman sein.

Ich habe zu meinem Herzen gesagt: „Schweig still!" Und nun ist es still da drinnen, wie in einem Trauerhause. Dumpfes Schluchzen, das niemand hört.

Meine Liebe mag wohl die Tote darin sein.

Ihre Agathe.

Ich muß Sie sehen. Inmitten der Menschen, in der Gesellschaft der andern, da wird es gehen. Ich bin morgen mit meiner Schwägerin in der Oper. Wir haben einen Platz für Sie. Toska, Frau Eva von der Osten! Wundervoll! Die Musik hat einen unerträglichen Text. Aber es ist ein Stück der Leidenschaft.

Kommen Sie! Still neben Ihnen: Lust und Leid zugleich. Aber ich muß Sie sehen.

✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦✦

158.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 4. Februar, Sonnabends.

Mein lieber Georg!

Die Liebe stirbt nicht. Ich kann nicht mehr. Kommen Sie! Ich gehöre Ihnen. Sie sollen stolz und glücklich über mein Geschenk sein. Kommen Sie! Sagen Sie nicht, Sie dürfen meine Nähe nicht suchen, da Sie mir helfen sollen und wollen! Sie helfen mir nur, wenn Sie bei mir sind. Wenn Sie kommen, werde ich dem Leben wiedergehören. Wenn Sie aber nicht kommen, — du mein Gott, ich könnte es nicht ertragen! Ich sterbe an meiner Liebe zu Ihnen, wenn Sie mir Ihr Herz verschließen.

Kommen Sie! Ich bin nichts als Sehnsucht, nichts als Liebe.

Ihre Agathe.

159.

Georg an Agathe.

Sonntags früh.

Meine liebste Agathe.

Ich bitte Sie, gestehen Sie mir einmal das Recht zu, mir, Ihrem allerbesten Freunde, für Sie mit kalter Vernunft zu denken und mit kühlen Augen zu sehen. Und lassen Sie mich einmal frei sagen, was ich denke und was ich sehe. Ich betrachte und werte das reale Leben ohne phantastische Deutungen und ebenso werte ich das, was das Leben der Menschen in so hohem Grade treibt und bewegt, die Liebe.

Trotz der Erfahrung Ihres Lebens glauben Sie an die Liebe und zwar an eine idealistische Sinnenliebe. Diese Art gibt es wohl im Rausche einer schönen Stunde, aber sie ist von sehr flüchtiger Dauer. Mit der Stunde rinnt auch sie dahin. Der Schatten ihres unvermeidlich frühen Todes gießt Wehmutstropfen in diesen Liebestrank und macht ihn dadurch seltsam schmackhaft. Es ist Romantik in dieser Liebe.

Wenn Sie die meine geworden wären, dann hätten wir diesen Trank beseligt getrunken. Und dann? Wenn der Rausch dahin gewesen wäre? Glauben Sie mir: Schmerz, Scham und Reue wären in Ihnen mächtiger geworden als die Erinnerung an die trügerische Seligkeit der glücklichen Stunden. Das hätte unsre Liebe zertrümmert. Und was wäre aus unsrer Freundschaft

geworden? Die Freundschaft zwischen Mann und Weib lebt von dem, was sie sich von der Liebe borgt, der uneingestandenen Liebe, die in jeder solchen Freundschaft schlummert. Mit dem Tode unsrer Liebe wäre auch unsre Freundschaft hingestorben. Es hätte so sein müssen.

Sie beseelen das Körperliche und erwarten Dinge, die das Körperliche nicht geben kann. Wenigstens uns beiden nicht. Eines Morgens würden Sie ernüchtert sein. Ihre innere Not könnten dann auch meine heißesten Küsse nicht ersticken. Vor diesem Morgen fürchte ich mich.

Ihre Liebe verträgt die Erdenluft nicht, sie ist übersinnlich. Und mich haben Sie zu dieser Liebe bekehrt. Ich kann nicht mehr umkehren. Ich bin in dieser Liebe glücklich, die Freuden und Wunder dieser himmlischen Liebe erscheinen mir unvergleichbar mit den Genüssen der irdischen Liebe.

Agathe, vergessen Sie Ihr Begehren!



160.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 7. Februar.

Ich komme zu Ihnen und ich sage: „Ich liebe Sie. Ich kann nicht mehr. Helfen Sie mir!" — Und Sie? Sie finden als Erwiderung nichts denn Worte, Worte, Worte. Sie klingen klug, ja. Aber was soll ich da=

mit? Ihre Liebe will ich! Warum sagen Sie mir nicht einfach und ehrlich, daß Sie die nicht zurückzurufen vermögen? Daß sie von hinnen gegangen ist, damals als ich sie nicht erhörte!

Mein Gott, strafen Sie mich doch jetzt nicht für das einst! Meine Sinne schliefen damals. Wie vermochte ich zu geben, was nicht da war?

Jetzt bin ich erwacht — nach so langer Zeit. Groß und unbezähmbar ist sie nun da, die späte Leidenschaft. Maßlos. Sie beherrscht, treibt, zerquält, beseligt mich. Es ist ein Zustand, wie ich ihn nie erfahren. Wilde, törichte Wünsche peinigen mich. Georg, ich liebe Sie. Hören Sie mich an! So schwach bin ich, daß ich Sie um Gegenliebe anflehe. Sagen Sie nicht, es sei zu spät.

Steht nicht aber gerade das in Ihrem Brief da vor mir? Gibt er mir nicht zu verstehen, daß Ihre Wünsche, Ihr Begehren, Ihre Anforderungen an Leben und Liebe bescheiden geworden sind! Erschrecklich zwerghaft sogar? Daß Sie sich nichts mehr wünschen denn beschaulich dahinzuleben? Um Gottes willen keine Leidenschaft! Sie würde Sturm und Aufruhr in die wohlig erschlaffende Treibhausluft Ihrer Seele tragen, Ihre behagliche Harmonie störend gefährden!

Und Sie sind vierzig Jahre alt? Sagen Sie: Können Sie eigentlich lieben? Haben Sie's je gekonnt?

Wenn Sie solch ein Weltweiser sind, dann mußten Sie zu allererst eins wissen: daß Freundschaft zwischen Mann und Weib etwas Unmögliches, Unwahres, Unhaltbares ist. Sie haben es gewußt. Denn Sie sind ein Vielerfahrener. Sie haben ein müßiges Spiel mit

mir getrieben. Ich war Ihnen Anregung, Zeitvertreib, Tändelei.

Ich könnte lachen, wenn ich nicht weinen müßte.



161.

Georg an Agathe.

9. Februar.

Liebe Agathe.

Die Liebe ist eine Krankheit. Ich bin Ihr Arzt, ich bereite Ihnen Schmerzen, in der Hoffnung, Sie zu heilen, zu retten. Sie widersetzen sich mir. Nichts aber darf mich, den Arzt, kränken oder verletzen, nichts von meiner Pflicht abhalten oder zurückschrecken. Der Tag wird kommen, wo Sie mir für das danken werden, was Ihnen heute so qualvoll und grausam erscheint.

Die Liebe ist eine Krankheit. Sie entsteht heimlich, sie entwickelt sich langsam, sie schleicht in alle Winkel des Körpers und der Seele. Auf dem Höhepunkt verwüstet sie, brennt sie, lodert sie in Fieberschauern und Delirien. Es gibt Naturen, die an ihr zugrunde gehen. Andere genesen, werden wieder gesund! Manchem bleibt das Herz krank, gebrochen. Glauben Sie nicht, ich hätte den Verzicht von damals ganz und gar überwunden.

Es ist das Schicksal des Menschen, zu lieben, um

zu leiden, und zu leiden, um zu lieben. Wir wissen es alle, und dennoch sehnen wir uns alle darnach. Solange wir jung sind, ist uns Lieben und Leiden soviel wie Leben. Und sind wir alt und weise geworden, dann blicken wir auf jene Leiden wie auf etwas Selbstverständliches zurück. Die wehmütigsten Erinnerungen leuchten dann verklärt am fernen Horizont, von mildem Abendsonnenschein verschönt. Fast möchten wir sie uns wieder zurückwünschen. Was wäre unser Leben ohne diese Leiden gewesen! Schon der späteren Erinnerung wegen müssen wir mitten im Leid tapfer und heldenmütig sein. Seien auch Sie tapfer, meine arme liebe Agathe!

Ich werde Ihnen wieder sehr sehr wortreich und allzu vernünftig vorkommen. Ich bin mir dessen bewußt. Vielleicht rede ich hartherzig, phantasielos, unzart, beinahe brutal. Sie haben es mir in bitteren Worten schon vorgeworfen. Sei es! Gegengift muß so stark sein wie das Gift. Es ist meine Pflicht, Ihnen Leid anzutun. Es bewahrt Sie vor Erlebnissen, die Ihnen später Schamröte ins Gesicht treiben würden. Vor banalen Erlebnissen! Alle Zärtlichkeiten meines Herzens könnten Ihnen niemals die Verzweiflung aus der Seele je wieder verscheuchen. Es wäre nicht nur die Reue über den Ehebruch. Die vermöchten Sie vielleicht zu überwinden. Tausendmal schwerer würde etwas ganz anderes auf Ihnen lasten: die für Sie schmachvolle Erkenntnis, daß ich Ihnen nur die Trümmer eines Herzens darzubringen gewagt hätte. Ich liebe Sie, ja, aber nicht mit dem heiligen Feuer, das in Ihnen lodert. Die Freundschaft, die ich für Sie empfinde und

betätige, die werden Sie nie wieder in Ihrem Leben finden. Die Liebe hingegen, die ich Ihnen schenken könnte, die fänden Sie jeden Tag in jedem Männerherzen. Soll ich meine uns beiden solange köstlich gewesene Freundschaft schänden, indem ich ihr die Maske der Liebe vorbinde? Wenn es möglich wäre, daß Sie die Ehescheidung durchsetzen könnten, würde ich vielleicht um eines Umstandes willen eine Ehe mit Ihnen schließen: Sophiens wegen. Aber gerade Ihr Töchterchen wäre der Ihrem jetzigen Gatten zu zahlende Kaufpreis Ihrer Freiheit!

Die vielen vergessenen und halbvergessenen Frauen, die meinen Lebenspfad gekreuzt haben, überragen Sie wie eine Heilige. Sinken Sie nicht zu ihnen hinab, Schwester, Gefährtin, einzigste Freundin! Achten Sie meine Ehrenhaftigkeit höher als eitle Liebesworte. Lassen Sie Ihre Liebe wieder zur Herzensfreundschaft wandeln! Haben Sie ein wenig Geduld dazu!

Während ich Ihnen dies schreibe, blutet mein Herz. Alles, was ich auf Erden habe, möchte ich hingeben, wenn dafür ein Lichtstrahl vom Himmel käme und Ihnen meine Gesinnung, mein Verhalten, meine Worte verständlich machte. Ich erfülle meine Pflicht. Ich kann nicht anders.

Wie lieb hab' ich Sie, um Ihnen zu viel Schmerz bereiten zu können!



162.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 12. Februar.

Herzliebster Freund!

Diese Briefe, o diese Briefe!

Sie sind der kühlste Verstandesmensch, der mir je im Leben begegnet ist! Kalt und vielerfahren, sehen Sie die Leiden, die Sehnsucht, die Schande, die Entnüchterung der Leidenschaft voraus. Ich hasse Ihre Kenntnis des Herzens, Ihre Gelassenheit, Ihre Klugheit. Ich hasse Ihre mich demütigenden Briefe. Ach, ich hasse Sie und ich liebe Sie — bis zum Wahnsinn.

Warum verachten Sie meine Liebe? Ist sie Ihnen nicht erhaben genug? Bete ich Sie nicht an? Fühlen Sie das Allgewaltige nicht, das mich willenlos zu Ihnen drängt? Ist das Ihnen nicht etwas Wunderbares? Kommt mir Ihr Herz nicht deshalb allein schon entgegen?

Sie können nie geliebt haben! Ach, heben Sie mein armes gequältes, halbzertretenes Herz auf! Ich will Sie lieben lehren. Es ist so süß! Sagen Sie nicht, Sie könnten nicht lieben. Sie wissen es nicht. Es ist unmöglich, daß meine Liebe nicht auch in Ihnen auflodern muß! Ich komme zu Ihnen wie im Traume. Ich schäme mich nicht mehr, es Ihnen frei zu sagen, daß ich Sie liebe. Vielgeliebter, ich will nicht mehr vor mir und meiner Liebe bewahrt werden. Es war ritter-

lich, edel, gut von Ihnen, es tun zu wollen. Aber es ist gegen die Natur. Haben wir je gesehen, daß eine Blume kurz in der Entfaltung wieder zur scheuen Knospe wird? Niemals. Es müßte der Reif des Winters über sie fallen. Ich fühle mich so namenlos glücklich, mich Ihnen schenken zu dürfen. Seien Sie nicht mehr herzlos und grausam!

Ewig die Ihre,

Agathe.



163.

Georg an Agathe.

13. Februar.

Geliebte Agathe!

Ich bin tiefgerührt und tiefbeschämt. Kaum so großer Liebe würdig. Glauben Sie mir, ich bin voller Sehnsucht und Verehrung, heute wie damals, wo Sie mich nicht verstanden und nicht erhörten! Ich habe mich stärker gestellt. Ich bin nicht kalt und nicht herzlos, aber ich glaubte, zu Ihrem Seelenheil müßte ich lügen.

Ich liebe Sie und bete Sie an. Ich erwarte Sie, Inniggeliebte! Geben wir den törichten Widerstand gegen uns selbst auf. Kommen Sie! Ich will Ihnen von

meiner bisher stummen Sehnsucht erzählen. Ich will Sie küssen, bis Sie mir sagen, Sie seien glücklich!

Ich erwarte Sie von fünf Uhr ab.

Ihr Georg.



164.

Agathe an Georg.

13. nachts.

Mein Freund!

Sie hatten recht: ich war von Sinnen! Ich dürstete nach Ihrer Liebe, nach einer Liebe gleich der meinen. Was hätten Sie mir aber gewährt? Diese ersehnte Liebe? Nein, Ihr Mitleid! Scheidemünze für Gold!

Die Krisis ist vorüber. Noch schüttelt mich verzehrendes Fieber. Wenn ich mich zur alten Freundschaft durchringe, dann werde ich nicht sterben.

Ich erhielt Ihr Briefchen mittags um ein Uhr. Mein Wunsch, darin zu finden, was ich mir von Ihnen erfleht hatte, war so mächtig, daß ich beim Lesen fast ohnmächtig wurde. Dann war ich froh und zuversichtlich. Stand ich doch endlich vor dem Tore meiner Sehnsucht. Umständlich und wählerisch machte ich mich zum Ausgehen fertig und fuhr dann mit der Straßenbahn zur Stadt. Am ersten Droschkenhalte-

plaße nahm ich mir ein Droschke. Es war dreiviertel fünf Uhr. Aus Vorsicht gab ich dem Kutscher die Nummer des Hauses n e b e n dem Ihrigen an.

Der Wagen hielt. Ich weiß nicht, was mich hinderte, auszusteigen: eine seltsame Schwäche. Ich ließ eins der Fenster herunter und sagte zu dem Kutscher: „Halten Sie hier! Ich erwarte jemanden." In seiner behäbigen Antwort kam das Wort: „Fräuleinchen!" vor. Nach ein paar Minuten war er offenbar eingenickt. Ich wollte die Schwäche überwinden und lehnte mich in meine Wagenecke ...

„Fräuleinchen!"

Ich lächelte belustigt vor mich hin und dachte mir eine kleine Geschichte aus, in der ich als „Fräuleinchen" die Heldin war. Aber mit einem Male schlug meine Stimmung um. „Fräuleinchen!" Ja, mehr war ich nicht: ein unbesonnenes, ängstliches, liebebedürftiges armes Ding. Ich schauerte zusammen. Ich war verstört. Ich fieberte. Mir ward zumute, als hätte ich etwas Schlimmes begangen. Die Tränen kamen mir. Ich war tief unglücklich.

Unentschlossenheit und Sehnsucht, Liebe und Angst, Scham und Verlassenheit kämpften in mir. Eine volle Stunde ging so vorüber. Die Uhr der Kreuzkirche drinnen in der Stadt schlug vier- und sechsmal: sechs Uhr! Es war finster geworden. Die Straßenlaternen brannten bereits, und durch das blätterlose Astwerk der Bäume der Bürgerwiese sandten ferne Lichterreihen ihren Schimmer. Tiefe Ruhe. Schreckliche Einsamkeit. Mein Kutscher regte sich nicht.

Ich sah, in Ihrer Wohnung war es hell, alle fünf

Fenster erleuchtet. Einmal erblickte ich Ihre Umrisse im Fenster. Sie warteten auf mich . . .

Wieder verging Minute auf Minute. Nervös, halbmechanisch, eine gräßliche Leere im Kopfe, suchte ich Ihren letzten Brief auf meinem Handtäschchen. Das Papier knisterte zwischen meinen zitternden Fingern. Was brauchte ich erst zu lesen? Wie in Flammenschrift standen mir die Worte vor den Augen meiner Phantasie: „Ich erwarte Sie, Inniggeliebte! Geben wir den Widerstand gegen uns selbst auf!"

Ich dachte über diese Worte nach und suchte mich auf den Wortlaut des ganzen Briefes zu besinnen. Und wiederum verstrich viel Zeit. Ich vermochte nicht mehr recht klar zu denken. Ich hatte die Herrschaft über mich verloren. Frost und Fieber schüttelten mich. Ich hätte nicht sprechen, nicht gehen können. Einmal sagte ich vor mich hin: „Es regnet . . . der Kutscher schläft . . . mich friert . . . wie spät ist es eigentlich? . . . Er wartet auf mich . . . Dort ist er . . . ich will zu ihm hinaufgehen . . . er wartet . . . er wartet noch immer . . . Wer liebt mich außer ihm noch auf der Welt?" Aber alles das waren Worte ganz ohne Zusammenhang, ohne Sinn und Verstand. Ich lebte nicht mehr, ich war gelähmt.

Die Straßenlaternen kamen mir wie lodernde Fackeln vor. Ich besinne mich dunkel: die ferne Turmuhr schlug sieben, dann viertel acht, dann halb acht, schließlich dreiviertel acht . . . Da auf einmal traten Sie aus dem Hause. Einen Augenblick verweilten Sie unter dem Torwege. Sie knöpften gemächlich Ihre Handschuhe zu. Sie bückten sich, um Ihre Beinkleider auf-

zukrempeln, da der Boden von Feuchtigkeit glänzte. Ich sah die Lichtreflexe auf Ihren Lackschuhen spielen. Dann zogen Sie Ihren Ueberzieher sorgfältig zurecht, um nicht die weiße Blume im Knopfloch Ihres Rockes zu zerdrücken. Und dann, — die Hände in den Taschen, den Spazierstock aufrecht wie ein Gewehr, — gingen Sie mit gleichmäßigen elastischen Schritten davon, ein freier, glücklicher Mann . . .

Da bin ich in Tränen ausgebrochen und habe so geschluchzt, daß der Kutscher aufwachte. Er stieg von seinem Bock herunter, öffnete den Wagenschlag und tröstete mich.

Wie ist das Leben doch traurig und sonderbar!

Dabei nannte er mich wieder: „Fräuleinchen". „Weinen Sie nur nicht!" sagte er. „Das geht allen so. Hab' schon manche so gesehen wie Sie. Nur nicht gleich den Kopf hängen lassen. Ein andermal wird er schon kommen. Nur nicht weinen! Es geht alles vorüber!"

„Es geht alles vorüber!" hatte er gesagt, genau wie Sie das manchmal sagen! Und ich fing an zu lachen. Unheimlich! Lachte über die groteske Uebereinstimmung. Der dicke Droschkenkutscher tröstete mich mit Ihren Worten! Ich lachte und lachte. Ich konnte nicht anders. Der Mann sah mich bestürzt und ratlos an.

„Na, Fräuleinchen, wohin soll ich Sie nun fahren?"

Diese Worte brachten mir meine Fassung zurück. Ich sehnte mich nach meinem Heim, nach meinem Töchterchen, nach dem Frieden meines Hauses.

„Fahren Sie mich zum Altmarkt!"

Ich hatte den Entschluß gefaßt, mir dort ein Auto

zu nehmen. Hinaus aus dieser schrecklichen engen Droschke!

Zu Haus hab' ich mich am Bett meines Kindes ausgeweint. Ohne mein Töchterchen hätte ich den Nachklang jener dunklen Stunden nicht ertragen. Georg, was wollte ich aus Liebe zu Ihnen tun!

Es ist elf Uhr. Ich habe seit Mittag noch keinen Bissen gegessen. Alles im Hause schläft außer mir.

Georg, ich glaube, ich bin über den Berg meiner Liebestorheit. Ich empfinde etwas wie leise, süße Dankbarkeit für Sie. Gestern noch grollte ich Ihnen, weil Sie sich zu kühl, zu überlegsam, zu klug zu verhalten schienen. Ich verzeihe Ihnen die Leiden, die Sie mir bereitet haben . . . Ach nein, ich kann alles das noch nicht vergessen. Das Herz blutet mir. Wie habe ich Sie geliebt, und wie sehr liebe ich Sie immer noch! Warum war ich so feig, trotz meiner großen Liebe? Und hätte ich hinterher sterben müssen! Ich verachte mich. Was werden Sie von so armseliger Liebe denken?



165.

Georg an Agathe.

15. Februar.

Geliebteste Agathe.

Wie rührend lieb und gütig waren Sie gestern zu mir, und wie schön und anbetungswürdig haben Sie

ausgesehen. Nur so müde und matt. Ich hätte Sie auf Ihre geliebten Augen küssen mögen.

Ich verehre Ihre Offenheit, Ihr Märtyrertum, Ihre Ergebenheit in Ihr Schicksal. Als ich vor Ihnen lag und Ihre Hände küßte, so lang' und so zärtlich, in Liebe, in Anbetung und innigster Herzensfreundschaft, da haben Sie mich so wehmütig angeschaut. Sie sind über die Krise hinaus, gewiß, aber Ihr Blick hat mir unsagbar weh getan. Sie müssen noch immer leiden.

Darf ich morgen wiederkommen? Erlauben Sie mir's. Sie bedürfen des Freundes. Ich will alles tun, damit Sie recht bald wieder ganz gesund sind.

In Liebe und Verehrung

Ihr getreuester Georg.



166.

Loschwitz, den 16. Februar, 9 Uhr vorm.

Sehr geehrter Herr von Rockau!

Meine Tochter ist schwer krank und verlangt im Fieber nach Ihnen. Der Arzt meint, Ihre Anwesenheit wäre erwünscht. Daher bitte ich Sie, möglichst sofort zu kommen.

Frau Barbara von Strahlenheim.



167.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 28. Februar.

Lieber Freund!

Der Arzt hat mir erlaubt, wieder Besuche anzunehmen. Aufstehen darf ich noch nicht, aber Sie müssen der erste sein, der eine Tasse Tee an meiner Seite kredenzt bekommt.

Ich erwarte Sie morgen, Mittwoch, um 4 Uhr. Erzählen Sie mir recht schöne kleine Geschichten, wie Sie das so gut können, wenn Sie guter Laune sind. Ich will auch frohgemut sein. Ganz so wie Sie mich am liebsten mögen. Sagen Sie: „Liebe Agathe, lieben Sie mich! . . . Nein, nicht so viel . . . Na, doch ein bißchen mehr! . . . So, so ist's brav!" Ich tue alles. Ich bin ja nun Ihre gute Freundin, wie Sie sich die in Ihrer Phantasie schon lange gewünscht haben.

Ihre Agathe.



168.

Georg an Agathe.

6. März.

Liebste Agathe.

Unsrer gestrigen Verabredung gemäß habe ich die Fahrkarten nach dem Gardasee für Sie, Ihre Frau Mutter, Sophie, mich, Miß May und Ihr Kammermädchen besorgt. Desgleichen die Schlafwagenkabinen bestellt. Ich erwarte Sie alle morgen abend gegen elf Uhr im Hauptbahnhof.

Je nachdem es Ihr Zustand gestattet, verweilen wir entweder einen oder zwei Tage in München oder in Bozen. Oder aber wir reisen ohne Unterbrechung. Das wird sich unterwegs entscheiden. Auf jeden Fall ist es für Ihre Gesundheit vortrefflich, daß es mir gelungen ist, Sie zur sofortigen Abreise zu überreden.

Nachdem ich Sie alle in Gardone-Riviera gut untergebracht sehe, werde ich mich wieder hierher begeben. Sie müssen in der Einsamkeit Ihre alte schöne Harmonie wiederfinden. Und Sie finden sie wieder! Glauben Sie mir das!

Tausend herzliche Grüße! Auf Wiedersehen!

Ihr treuergebener

Georg.



169.

Agathe an Georg.

Grand Hotel Gardone, den 18. März.

Mein lieber Freund!

Mein Brief wird Sie überraschen. Wozu Briefe, da wir hier unsre Tage gemeinsam verleben, unter einem Dache!

Ich habe die Kraft, Ihnen zu schreiben, aber nicht dazu, Ihnen Auge in Auge zu sagen: Gehen Sie! Und ich muß es Ihnen sagen. Verzeihen Sie mir's!

Wenn Sie um mich sind, habe ich keinen Mut. Dann ist's mir vielleicht auch ganz unmöglich, Sie mir fern zu wünschen. Dann stehe ich völlig im Banne Ihres Wesens. Ich bitte Sie herzlich: Verlassen Sie mich! Gehen Sie von mir! Ueberlassen Sie mich der Einsamkeit an diesem paradiesischen See. Anders kann ich nie wieder Herrin meiner selbst werden. Ich gerate von neuem in Herzenswirren.

Ich möchte immer bei Ihnen sein, Ihre Stimme hören, Ihre nachdenklichen Augen sehen, Ihr heiteres Lachen genießen, mich an Ihren Gedanken erfreuen. Aber wohin führt uns das schließlich?

Die schrecklichste Verzagtheit durchzittert mich. Ich möchte leben, mit wilder Lebenslust, und zugleich auf alles verzichten, was mehr denn bloßer Traum und ziellose Sehnsucht ist.

Georg, wie habe ich Sie geliebt! Die innigste Ver-

einigung hätte dieses Mich-in-Ihnen-verlieren nicht steigern können. Ich war eins mit Ihnen. Sie waren der Inhalt meines Ichs. Und doch war das nur ein Traum, der nie zur Wirklichkeit werden kann, überschwenglich und grausam, der Erfüllung so nahe und doch niemals erfüllbar.

Was ist mir meine Standhaftigkeit, meine Pflichttreue, meine Keuschheit wert? So viel wie Ihre Besonnenheit, Ihre kalte Vernunft, Ihre sinnliche Armut. Nichts! Liegt darin auch nur ein winziges Körnchen von Glück? Nein. Mein Herz ist so trostlos leer und öd. Ich hege nur noch einen Wunsch: zu vergessen oder zu sterben. Nachts, wenn ich nicht einschlafen kann, sitze ich stundenlang am Fenster und starre in die Sternennacht hinaus. Die Ora braust und der See lockt mich wie eine Sirene . . .

Sehen Sie, geliebter Freund! Solange Sie bei mir sind, kann ich nicht vergessen.

Ihre Agathe.



170.

Georg an Agathe.

18. März, ½12 Uhr.

Geliebte Freundin.

Eben wollte ich Ihnen Sophie zurückbringen. Wir haben eine herrliche Kahnfahrt unternommen. Mal-

cesine! Da meldet mir Ihr Mädchen, Sie schliefen und kämen nicht zum Dejeuner. In meinem Zimmer hab' ich dann Ihren Brief vorgefunden.

Ihre Bitte erfüllt mich mit tiefster Trauer. Aber ich verstehe und billige Ihren Entschluß. Es wird mir unbeschreiblich schwer fallen, Sie zu verlassen. Ich sehe aber ein, Sie sind noch weit von der vollkommenen Genesung entfernt. Werden Sie wieder gesund und glücklich!

Den Nachmittag werde ich benützen, Sirmione wiederzusehen. Ich habe dort vor Jahren einen wundervollen Sonnenuntergang erlebt. Und morgen muß ich diesen Ort verlassen. Gönnen Sie mir ein paar liebe Abschiedsworte!

Ich werde abends zu Tisch nicht im Hotel sein.



171.

Agathe an Georg.

Am 18. März.

Lieber Freund!

Kommen Sie, bitte, zu Tisch wie immer. Mutter würde sich über Ihr Fernbleiben wundern. Teilen Sie ihr während des Essens mit, daß Sie morgen abreisen. Einen glaubwürdigen Vorwand werden Sie leicht finden. Ich fühle mich sehr schwach. Seien Sie nachsich-

tig, wenn ich nicht viel sprechen werde und vor allem zeigen Sie sich nicht betrübt, daß wir voneinander scheiden. Es ist nicht für ewig.

Mein Töchterchen liebt Sie, als seien Sie ihr Vater. Mein Gott, ich darf nicht von Ihnen lassen!

Ihre Agathe.



172.

Georg an Agathe.

Mailand, 19. abends.

Liebste Agathe.

Der Abend gestern um diese Zeit am Strand im Vollmondschein, ach, unvergeßlich! Der Himmel wie aus dunkelblauem Glas, der See fast schwarz. Myriaden glitzernden Brillanten über den geringen Wellen, drüben San Vigilios verträumte Schatten, geisterhaft die Häuserchen und die Zypressen und hoch über dem allen der Monte Baldo, märchenhaft still, ein schimmerndes Schneefeld unweit seines Gipfels . . . Hand in Hand mit Ihnen vor diesem Bilde, unvergeßlich!

Ich bin im Geiste immer bei Ihnen. Versonnen wandle ich durch die menschenvollen Straßen und Gas-

sen dieser fast an das Nordische gemahnenden Hauptstadt meiner geliebten Lombardei.

Eine halbe Stunde hab' ich in einer der Seitenkapellen des Doms verträumt, Ihrer gedenkend. Morgen soll mich der schnellste Zug über die Alpen zurückbringen. Am liebsten blieb ich in Italien, bis es droben bei uns wieder warm wird. Venedig, Florenz, Rom locken mich. Aber ich hätte doch nicht die rechte Stimmung. Man darf nicht Melancholie als Reisegepäck mit in den heiteren Süden bringen. Und ich will nicht lebenslustig sein, während Sie um mich leiden.

Sie haben mir beim Scheiden versprochen, ich solle jeden Sonntag einen Brief von Ihnen bekommen. Heute in acht Tagen also den ersten! Es ist noch sehr, sehr lange bis dahin.



173.

Georg an Agathe.

Dresden, 21. März, abends.

Liebste ferne Freundin,

ich bin heute vormittag hier angekommen. Am Nachmittag habe ich den Rosenhof inspiziert. Alles in allerbester Ordnung. Der Krokus blüht im Garten. In Ihrem Zimmer Ihr leises Parfüm, als ob Sie da seien. Coquerro hat mit mir geschwatzt. Vor Freude hat

er seinen Freßnapf bis aufs letzte Korn leergefressen. Im Vestibül eine Dackelattacke. In Josefs Augen ein paar Tränen, als ich ihm von Ihnen erzählte.

Und ich?

Schweigen wir davon!

Lange habe ich in der Diele gestanden, wissen Sie, wo Tizians „Himmlische und irdische Liebe“ hängt.

Es küßt Ihnen die geliebten Hände

Ihr Georg.



174.

Agathe an Georg.

Gardone-Riviera, am 24.

Geliebter guter Freund!

Den Sonntagsbrief! Sie werden ihn pünktlich haben, denke ich.

Wenn ich wieder gesund werde, verdanke ich das diesem himmlischen See mit seinem Frieden, seiner Sonne, seinen frohen Farben.

Ich bin noch recht schwach. Und diese sonderbare Unruhe. Ach, mein lieber Georg, Sie mögen noch so melancholisch sein, aber weinen Sie Nacht um Nacht? Weinen Sie in Ihren Träumen? Sagen Sie

sich hundertmal am Tage: Ich werde nie wieder glücklich?

Ich schließe, ich kann nicht weiter schreiben. Ich bin einer Ohnmacht nahe, so sehr strengt mich das Schreiben an.

Leben Sie wohl, Georg!

Ihre getreue Agathe.

Nachschrift: Wir haben schlimme Nachrichten von Hermann.



175.

Georg an Agathe.

Sonntags, 26. März.

Geliebte Agathe.

Teuerste, Ihr Zustand beunruhigt mich stark. Ich ängstige mich um Sie. Nehmen Sie alle Kraft zusammen. Sie müssen überwinden! Um so herrlicher werden die neuen Tage unsrer alten, nun unvergänglich gewordenen Freundschaft sein.

Ich möchte Ihnen viel schreiben, aber es ist besser für Sie, ich begnüge mich in meiner Trübsal mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich Ihrer immer gedenke.

Ihr ergebener

Georg.

176.

Agathe an Georg.

Gardone-Riviera, den 31. März.

Geliebter Freund!

Es geht mir gar nicht gut! Am meisten schwächt mich eine entsetzliche Schlaflosigkeit. Nacht um Nacht die gleiche Qual! Ich möchte vergessen. Eher kann ich nicht gesunden.

Aber warum sind auch Sie traurig und trübsinnig? Sie sollen's nicht sein! Was fehlt Ihnen zu Ihrem Glück?



177.

Georg an Agathe.

Sonntag, 2. April.

Geliebte Agathe.

Ich fühle mich allzu schuldig, um lebensfroh sein zu dürfen. Vergraben in Einsamkeit und Schwermut, mache ich mir immer gewichtigere Vorwürfe. Ich bin nahe daran, zu glauben, daß ich nicht recht gehandelt habe. Was ich für hohe, ritterliche Pflicht hielt, war ein Wahngebilde, eine Torheit, eine Unmenschlichkeit.

Ich liebe Sie und habe nie aufgehört, Sie zu lieben. Seien Sie dessen überzeugt! Nur weil ich mir einbilde, ein Liebesbund zwischen mir und Ihnen, der Unfreien und so Bedenklichen, müsse Sie zugrunde richten, habe ich meine Liebe bekämpft und zum Schweigen, zur Lüge verurteilt. Jetzt, da ich einsehe, daß ich Sie noch tiefer unglücklich gemacht habe, muß ich reden. Ich liebe Sie, Agathe!

Sie sind für die zärtlichste Liebe geschaffen. Seien wir Menschen! Lieben wir uns bis in alle Tage! Wir ahnen ja beide nicht, welch wunderschöne Blumen am Wege unsrer Liebe erblühen werden.

Darf ich wiederkommen?

Ich verspreche, Sie zu heilen. Mit der Glut meiner Küsse, Geliebteste!

Ewig der Ihre,

Georg.



178.

Agathe an Georg.

Sirmione, an der Villa Catulls,

am 6. April, in der Abendsonne.

Teurer Freund!

Nein!

Ich habe zu viel gegrübelt, zu viel gelitten, zu viel

geweint, zu viel verloren! Ich habe zu lange in meiner ungestillten Sehnsucht gelebt. Nun ist meine Liebe schon zu erdenfern. Verstehen Sie das, zarter und zärtlichster aller Menschen? Gewiß!

Ich weiß noch, daß ich Sie unermeßlich begehrt habe, aber ich erinnere mich dessen nur noch wie eines Erlebnisses in einem mir fremden früheren Leben. Oder wie eines seltsamen Traumes, der mich auf ein fernes wundersames Eiland geführt hat, das ich nie wieder erblicken werde. Der Traum ist verweht. Was hat das wirkliche Dasein mit diesem verlorenen Traume zu schaffen?

Wenn ich auf der Erde noch eine Bestimmung zu erfüllen habe, so ist es die Erziehung meiner Tochter. Ich habe nur noch einen Wunsch: sie einmal glücklicher zu sehen als mich. Fast alle Tage denke ich stundenlang darüber nach: Womit muß ich sie rüsten, damit sie die Vorbedingungen zum Glück hienieden in sich trägt? Ich glaube, es zu wissen. Ich muß sie im Herzen so reich machen, daß sie dem Manne, den sie einst lieben wird, kein leeres Herz entgegenbringt, aber auch keins, das nur erfüllt ist von Sehnsucht, Erwartung und großer Hoffnung, sondern ein Herz, das beim Erwachen der Liebe überströmt vor Güte, Begeisterungsfähigkeit und Verständnis. Innerlich reich sein, reicher als der Geliebte, und geben können, viel geben können, das ist weibliches Glück. Denn was ist das höchste, das eine Frau auf dem Throne der Liebe vermag? Mit Leib und Seele jene Devise der Madame Geoffrin zu erfüllen imstande zu sein: Donner et pardonner! Geben und vergeben!

Kommen Sie nicht! Es ist besser so. Ich werde in der Liebe zu meiner Sophie wieder gesund werden.

Verzeihen Sie die Bleistiftschrift. Aber im Hotel, da kann ich nicht schreiben.



179.

Georg an Agathe.

9. April.

Liebste Freundin,

ich füge mich, Ihnen ergeben, Ihnen und Ihrem Willen. Ueber meinem eignen Herzen stehend, segne ich Sie. Die Befriedigung, die Ihnen aus der Liebe zu Ihrer auch mir über alles teuren kleinen Sophie quillt, möge Ihr stilles Glück werden.



180.

Agathe an Georg.

Gardone-Riviera, den 12. April.

Lieber Freund!

Das Glück der Resignation ist ein armseliges Glück. Aber es muß mir genügen. Ich will fortan zufrieden

sein. Meine Liebe zu Ihnen war so groß, daß Reue oder Haß niemals in ihrem Gefolge hätten sein können. Selbst meine Enttäuschung ist rein von jedem häßlichen Gefühl. Sie ist kühl und frei. Mit dem Rüstzeug meiner kalten Desillusion wandle ich festen Schrittes durch die Ebene des weiteren Lebens. Ich danke es Ihnen.

Wir sind einander nichts mehr schuldig. Ich habe Ihnen alle Schuld mit meinem Leid bezahlt.

Nachschrift:

Mein Bruder Hermann hat sich abermals zu einem langen Europa-Urlaub entschließen müssen. Wir erwarten ihn in vierzehn Tagen. Er schreibt wortkarg. Wir fürchten, dies ist das Zeichen, daß es ihm gar nicht gut geht.



181.

Agathe an Georg.

(Depesche.)

Gardone-Riviera, 14. April.

Lieber Freund, wir erhalten soeben aus Lome die telegraphische Nachricht, daß Hermann gestern am Herzschlag verstorben ist. Unfähig, Anordnungen zu

treffen, bitten wir Sie, auf das Kriegsministerium zu gehen. Unser Hermann soll in afrikanischer Erde ruhen. Es war sein Wunsch.

Ihre Agathe.



182.

Georg an Agathe.

(Depesche.)

Dresden, 17. April.

Ihr und Ihrer verehrungswürdigen Mutter Schmerz ist auch der meine. Wir müssen ihn vereint tragen. Ich werde Ihrem Wunsche gemäß handeln. Ausführlicher Brief folgt. Ganz der Ihre.

Georg.



Viertes Buch



183.

Agathe an Georg.

Gardone, den 11. Mai.

Mein liebster Freund!

Diesmal sollen Sie keinen Sonntagsbrief, sondern einen Sonnabendsbrief bekommen. Er soll am 13. früh bei Ihnen eintreffen.

Die Zeit verfliegt. Die jüngste Vergangenheit liegt hinter mir, als sei sie vor Jahren geschehen. Mein Herz hat allzuviel ertragen müssen. Ich komme mir vor, als sei ich eine ganz andere geworden, denn die ich vor einem halben Jahre war. Sicherlich werden auch Sie dies an mir merken. Es ist übrigens nicht zu Ihrem Nachteil. Nein, im Gegenteil.

Der Tod meines armen Bruders hat mich von meinen Leiden befreit. Ihm danke ich meine innere Befreiung. Vor wirlichem großen Schmerze bestehen unsere kleinen Leiden nicht. Ich litt an Dingen, die mir meine Phantasie eingegeben hatte. Angesichts des unsagbaren Verlustes gewann ich alle meine seelischen Kräfte wieder. Die Pflicht, meine fassungslose Mut-

ter aufzurichten, sie zu trösten, ihr den entrückten einzigen geliebten Sohn zu ersetzen, diese Pflicht mußte mich gänzlich erfüllen. Ich nahm mich mit festem Willen zusammen. Ich zwang mich, gesund, gleichmütig und stark zu sein. Um Trösterin zu sein, muß man sich erst selbst getröstet haben. Und das habe ich fertig gebracht.

Denken Sie nun aber nicht, Sie hätten bei dieser schwer errungenen Genesung keine Rolle gespielt. Sie haben immer vor mir gestanden, gütig, klug, heiter, liebenswürdig. Wie in Ihren besten Tagen. Mein Glaube an Ihre Freundschaft hat mich gestützt. Was das Leben nicht vollbrachte, hat der Tod gefügt, der Tod eines geliebten Menschen. Nichts wird unsere fernere Freundschaft heiliger machen können.

Ich werde Sie immer lieben, auf eine eigene Art, aus dem Bedürfnis, Sie glücklich und nie vereinsamt zu wissen. Ich werde Ihnen Mutter, Schwester und Freundin sein. Ihr Glück wird auch mich glücklich machen. Sie brauchen meine Zuneigung zu Ihrem Glücke. Ich werde sie Ihnen niemals entziehen.

Welcher Dichter hat gesagt: Der Schmerz ist der Prüfstein der Liebe?

Immer Ihre Agathe.

Nachschrift: Wir reisen am 14. zurück.



184.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 5. Juni.

Lieber Georg!

Wir erwarten Sie übermorgen für Nachmittag und Abend.

Eine Bitte!

Erinnern Sie sich an das Oelgemälde von * * *: Herbstabend in der Bucht von Sirmione. Eine Symphonie in Blau und Gold. Ich habe tausend Mark dazu bestimmt, ein Bild aus der diesjährigen Ausstellung zu kaufen. Nur hab' ich mir aber eine Nebenbedingung gestellt.

Sie haben allerhand gute Bekannte unter den Malern. Der Betreffende gehört zu den Elbiern. Erkundigen Sie sich einmal, ob er den Verkauf eines ausgestellten Bildes nötiger hat als vielleicht irgendein anderer Dresdener Maler. Ist's nicht an dem, dann suchen Sie mir, bitte, den Bedürftigeren. Der Sinn der Bedingung nämlich ist der: jemandem eine stille Hoffnung zu erfüllen. Die Welt ist so voll unerfüllbarer Wünsche.



185.

Georg an Agathe.

6. Juni.

Liebste Agathe.

Sie haben Glück. Habe Ihnen eben „Sirmione" gekauft. Abgeholt aber darf es erst im Oktober werden. Wenn Sie gestatten, will Ihnen der Künstler sein Werk selbst überbringen und aufhängen. Er will das günstigste Plätzchen suchen. Das Geld hat er mehr denn nötig. Sie sind sein Engel. Meiner ja längst.

Ich bin morgen nachmittag punkt 4 Uhr bei Ihnen.

Tausend Grüße!

Ihr Georg.



186.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 8. Juni.

Liebster Freund!

Ich habe eben einen schon drei Seiten langen Brief an Sie wieder vernichtet. Wie viele, viele Male ist's Briefen an Sie so ergangen! Sie ahnen es nicht.

Nun beginne ich einen neuen Bogen. Mag mir die Stimmung diktieren, was sie will: Sie sollen den Brief bekommen. Einen dritten werde ich nicht versuchen.

Gestern beim Gehen haben Sie gesagt: „Auf Wiedersehen am Dienstag!“ Das dauert mir zu lange. Lachen Sie mich nur aus! Was kann ich dafür, daß ich ein so sehnsüchtiges Herz habe, und daß sich das dumme Ding an Sie gehängt hat? Das ist schlimm für mich wie für Sie. Aber ich tröste mich mit Ihren Worten: „Man muß sich in alles fügen!“

Sie haben mir neulich ein Bändchen des Nikolaus Chamfort eingehändigt, als ich vor Ihrem Bücherschränken stand und nach einem hübschen Buche suchte. Warum gerade Chamfort, der bittere Verächter der Gesellschaft? Ach, ich weiß wohl. Sie verstehen es meisterlich, mir gewisse Ideen Ihrer Weltanschauung direkt und indirekt immer von neuem im Gedächtnis zu erhalten. Aber ich lese doch nur, was ich lesen will.

Ihr Chamfort ist ein kluger Kopf. Er weiß so manches auch über euch Männer, was den Frauen höchst wertvoll ist, zu wissen. Er weiß sogar etwas über Ihre Freundschaft mit mir zu sagen. Hören Sie: „Was der Freundschaft eines Mannes mit einer Frau so viel Reiz verleiht, das sind die zahllosen Untergedanken, die zwischen Männern störend und sinnlos wären, zwischen Mann und Frau aber etwas Wundervolles sind.“

Untergedanken! Ja. Er hätte auch die Unterströme des Gefühls nicht vergessen sollen. Wenn ich zurückdenke, so erinnere ich mich der seltsamsten Unterströmungen. Meine Liebe zu Ihnen war nicht immer bloß

Liebe, und meine Furcht vor der Liebe war nicht bloß Furcht. Als ich damals nicht imstande war, meine Droschke zu verlassen, was hatte ich da eigentlich zu fürchten? Warum war meine Liebe so schwach?

Als wir gestern im Garten mit Sophie spielten, rief mir mein Töchterchen zu: „Ach, Mutter, binde doch Onkel Georg das Tuch fester! Er guckt unten durch!"

Sie wurden auf eine Bank gesetzt und ich mußte Ihnen das Tuch fester um die Augen binden. Ich versuchte es, Ihnen im Rücken stehend. Es war zu kurz, es wollte sich nicht machen lassen. Sophie schlug vor: „Halt ihm solange mit den Händen die Augen zu, bis ich mich versteckt habe!" Sie wehrten sich und lachten. Und ich tat es doch. Meine Hände glitten über Ihr Haar und Ihre Stirn zu Ihren Augen herab. Sie schlossen sich unter meiner Berührung. Ich fühlte die Bewegung Ihrer Lider. Mit einem Male bogen Sie den Kopf zurück. Ich hatte den Drang, Ihre geschlossenen Lippen zu küssen, — einen Augenblick lang, dann verließ mich dieser leise Wille. Der klare Verstand herrschte wieder über das dunkle Gefühl.

Das war eine solche Unterströmung, die emporsdrängte. Ach, was sind wir Menschen für unerklärliche Geschöpfe! Wir gelangen nie zur Wahrheit und Einheit.

Seien wir wahr! Was sind wir? Liebende ohne Liebe.

Ihre Agathe.



187.

Georg an Agathe.

10. Juni.

Liebste Freundin!

Das Leben ist eine Komödie!

Sie fühlten sich zu mir gezogen, als Ihre Hände im Spiel mein Gesicht berührten! Und ich, ich war nahe daran, Sie jäh an mich zu ziehen. Diese kleine Szene symbolisiert unsere seltsamen Beziehungen.

Hätte dieses Ereignis vor ein paar Monaten stattgefunden, wer weiß? Vielleicht hätten sich zwei dunkle Ströme gefunden. Und vielleicht hätten wir uns auch mit dem gefürchteten après recht glücklich abgefunden.

Bedauern Sie es, geliebte Freundin?

Ich bedaure es.



188.

Agathe an Georg.

Den 13. Juni.

Lieber Freund!

Wenn wehmütiges Grübeln Bedauern ist, dann bedaure ich. Aber das ist nicht gleichbedeutend mit Zu-

rückrufen-wollen. Nein. Lassen wir die alten Tage! Erfreuen Sie sich an den Unterströmungen, aber sie sollen in ihrer Tiefe dahingleiten.

Einst wollt' ich, Träume seien nicht bloß Träume, und jetzt bin ich so wunschlos geworden, daß ich selbst im wirklichen Leben oft nur Schattenbilder sehe. Aber man muß leben, muß sogar mit den andern leben! Und wohl zu meinem Glück lebe ich unter Menschen, die mir die völlige Einsamkeit zur Unmöglichkeit machen. Anders wäre es nicht gut für mich. Und darum liebe ich ja auch meine Pflichten.

Wir gehen in größerem Kreise nächsten Sonntag zum Rennen nach Reick. Ich rechne auf Ihr Erscheinen. Wir wollen hinterher in der Stadt soupieren. Ist's Ihnen recht? Wenn Sie nicht kommen, habe ich an nichts Freude.

Ihre Agathe.



189.

Georg an Agathe.

20. Juni.

Liebste Freundin!

Sie waren am Sonntag auf dem Rennplatze recht wenig nett zu Ihrem alten treuen Freunde! Ihr letztes liebes kleines Briefchen hatte mich ganz und gar nicht auf diese neue Haltung von Ihnen vorbereitet. Um so schmerzlicher war die Wahrnehmung. Ich gebe

gern zu: Sie haben sich auf geistreiche Weise über mich lustig gemacht. Alle lachten und ich hätte selber aus vollem Herzen mitgelacht, — Sie wissen, ich bin nie Spielverderber! — wenn ich nicht leise herausgefühlt hätte, daß mir Ihr Spott sagen sollte: Ich bin dir bös!

Leugnen Sie es nicht! Ich weiß es, ich bin überzeugt davon. Sie hatten eine ganz eigentümliche Art, mich mit halbgeschlossenen Augen anzusehen, eine mir ganz ungewohnte Art, zu lachen, zu schweigen, zu reden! Sagen Sie: ahnen Sie nicht, welch ungeheuren Schmerz Sie mir mit alledem angetan haben?

Glauben Sie mir, meine liebste Freundin, ich weiß sehr wohl, daß ich von einem gewissen Standpunkte aus ein schlechter Stratege der Liebe war, damals als ich dem Ansturme Ihres Herzens Widerstand leistete. Ich hätte besiegt Sieger sein sollen. Aber glauben Sie mir ebenso: ich liebe Sie viel zu sehr, um jenen Mangel, — sei es an Sinnlichkeit, sei es an Galanterie, sei es an was es sein mag, — irgendwie zu bereuen. Ich hoffte auf einen höheren Sieg. Hätte ich wirklich weniger Freund und mehr Mann sein sollen?

Beim Souper nach dem Rennen haben Sie sich mit sichtlichem Wohlgefallen Herrn von Wolframsdorff gewidmet. Sie haben den Worten dieses mir unangenehmen Lebemannes auf das aufmerksamste zugehört. Sagen Sie, sollte es eine Genugtuung, eine Vergeltung, eine Rache sein? Und wofür? Was habe ich Ihnen getan?

Ich habe Sie den ganzen Abend beobachtet, habe in Ihren Augen gelesen, wenn sie mich spöttisch

lächelnd streiften. Zum ersten Male, seitdem wir uns kennen, sind Sie mir wie eine Sphinx vorgekommen: hartherzig, böse, zwiespältig, rachelüstern, grausam.

Verachten Sie es aus einer mir verborgenen Wandlung Ihres Ichs mit einem Male, daß ich Sie zur Heiligen meines so profanen Lebens erhoben habe? Es war der Beweis meiner höchsten Liebe. Betroffen stehe ich vor etwas in Ihnen, das ich in tiefstem Schmerze Herzlosigkeit zu nennen gezwungen bin.

Ich warne Sie vor Wolfram sdorff. Es mag kleinlich aussehen, und doch tue ich es. Er ist seit einiger Zeit Ihr Begleiter in den Ausstellungen, in der Stadt und überall. Es mag Zufall sein. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Man fängt bereits an, davon zu reden. Man sagt, er stelle Ihnen nach.

Seien Sie vorsichtig! Ich rufe es Ihnen als Ihr bester Freund zu.



190.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 21. Juni.

Liebster Freund!

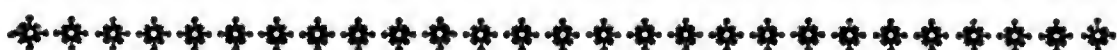
Hören Sie auf, mich schlecht zu behandeln! Wofür halten Sie sich mit einem Male! Herr von Wolframsdorff ist mir völlig gleichgültig. Du mein Gott, er ist

witzig, amüsant. Er zerstreut mich ein wenig. Er macht mir die Cour. Meinetwegen. Von meinem Herzen, von meiner Seele gehört ihm nichts. Es wäre ihm gar nicht möglich, sich davon zu nehmen.

Sie bilden sich am Ende gar ein, ich wolle Sie eifersüchtig machen! Sie sind ein Kindskopf! Meine Ehre ist Ihre Ehre! Ich vergesse das nicht.

„Komm, ich habe dir verziehen!" heißt es in irgendeiner Oper. Diese Melodie durchklingt mein Herz, lieber Georg, indem ich Ihnen diese Zeilen schreibe. Wie könnte es in unsrer unvergänglichen Freundschaft anders sein?

Kommen Sie heute abend nach dem Rosenhof, Sie schlimmer Eifersüchtiger! Kommen Sie und sehen Sie nicht Dinge, die nicht sind!



191.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 26. Juni.

Mein lieber Freund!

Was für ein Gesicht haben Sie gestern gezogen, als ich Ihnen sagte: „Ich liebe Sie wirklich nicht mehr!"

Ganz gewiß liebe ich Sie nicht mehr! Ich gebe zu, mein Herz ist zum Sterben leer, aber ich habe mir fest vorgenommen, diese Leere mit irgend etwas zu füllen. Auch ich bin Philosophin geworden. Auch ich sehe

in der Liebe — wie Sie! — eine Krankheit, und zwar eine, die ich mit allen meinen Kräften bis auf das letzte überwinden will und werde.

Als Sie in mein Leben traten, war ich im Glauben, die Liebe könne mich nie versuchen. Mein Herz schlief. Ich hegte keine Sehnsucht nach Leidenschaften. Vordem hatte ich mir einmal ein Ideal erträumt. Aber diese Träume waren verblaßt, vergessen.

Da kamen Sie. Sie redeten sehr bald von Liebe. Aber zur Liebe gehören immer zwei. Sie verzichteten. Im Grunde waren und sind Sie einer von denen, die das Leben längst überwunden haben. Vielleicht nicht nur das Leben der Aeußerlichkeiten! Vielleicht haben Sie einmal am Leben gelitten, am Leben und Lieben. Ich weiß es nicht. Es müßte gewesen sein, ehe wir uns begegneten. Ich habe nicht so leicht überwinden können. Und ich verstehe noch heute nicht, woher Sie die geheimen Kräfte zu Ihrer Lebensüberlegenheit haben.

Ich habe Sie spät zu lieben begonnen. Mit einem Male waren alle meine Sehnsüchte von einst wieder erwacht. Sie haben nichts dazu getan und ich kann auch nicht sagen, daß meine Seele in die Irre gegangen wäre, als ich Sie zu lieben begann. Nein, dieses grobe neue Unglück widerfuhr mir nicht. Sie sind seelisch genau der, den ich suchte. Aber Sie wichen mir aus. Sie verschmähten meine Sinnenliebe. Sie verschanzten sich hinter allen möglichen psychologischen Gründen, die mir allesamt kleinlich erschienen, so klug und weise ich sie auch heute preisen mag. Sie dürfen mir nicht böse sein: es war kleinlich, aber es war ja nur Ihr ver-

standesmäßiges Rüstzeug, hinter dem sich Ihr tiefstes Ich mit aller seiner Gefühlsinnigkeit ängstlich verkroch.

Seitdem ich die Herrschaft über mich wieder habe, lache ich über das alles: über mich und über Sie. Nicht aus Spott. Ich kann Ihnen sagen: in jenen Tagen habe ich die dunkelsten Tiefen des Leids kennen gelernt, erlebt. Ich habe schreckliche, qualvolle Stunden durchgemacht, Stunden voller Empfindungen, die mir heute unmöglich sind und unerklärlich. Ich habe Sie bis zum Wahnsinn geliebt! Ich bin toll gewesen.

Und mit einem Male ward ich eine andre. War ich vordem Ich selber? War ich, die ich jetzt so kühl und überlegsam bin, war ich wirklich jenes von Flammen durchstürmte, wankende Geschöpf? Ich war es, verwandelt durch die große Leidenschaft, die nie wieder in mich kommen wird. Große Gefühle, starke Empfindungen, wundervolle Visionen, schöne Worte, — ausbrechend in einen gellenden Aufschrei, der im Sturme verhallte. Und alles ist vergessen, vergessen. Dahin! Ich bin im tollsten Wirbel dieses Sturmes die ehrbare, reine, tugendsame Frau geblieben!

War's ein Glück, war's ein namenloses Unglück? Ich kann es nicht sagen. An meinem Willen lag die Entscheidung nicht. Aber in meiner Natur. Wir tragen alle unser Schicksal in unsern Nerven. In einer gewissen Stunde hatte ich keinen Mut.

Niemals werde ich mir je anmaßen, Richterin über andre Frauen zu sein. Ich bin geneigt den Sünderinnen gegen die konventionelle Moral zuzurufen: „Arme Frauen!" Aber ich werde fortan jede lieben, die man ächtet, indem ich mich daran erinnere, daß ich

ebenso gelitten habe wie die Unglücklichste, daß ich ebenso toll war wie die Tollste! Und eine Sorte Frauen werde ich um so mehr verachten: die, die sich schamlos oder unter schwachem Selbstbetrug um Luxus und Wohlleben an ungeliebte Männer verschachern und dabei den gemeinen Hochmut besitzen, über die Sünderinnen aus Leidenschaft verächtlich zu moralisieren. Die Welt wimmelt von solchen, denen einzig und allein das Schmachwort „Dirne" zukommen sollte.

Ich hatte keinen Mut. In jener einen Stunde! Aber vorher, ohne Ihren unvergleichlichen Widerstand wäre es doch wohl anders gekommen! Leugnen Sie ihn nicht, lieber trefflicher Josef, und zürnen Sie Frau Potiphar nicht, daß sie Ihnen alles das zu beichten wagt! Warum haben Sie mir damals nicht geschworen, ich sei Ihre erste wahre Liebe, die erste und letzte große Leidenschaft Ihres ganzen Lebens? Warum haben Sie mich nicht durch schöne Worte in himmlische Träume gewiegt, Sie erfahrener Meister der Worte? Ich, ich hätte Ihnen alles in innigster Lust geglaubt, ich hätte Ihre Geständnisse im Feuer meiner Sinne noch vergoldet. Wie ein Kind hätte auch ich an die uralten Märchen und Legenden der Liebe geglaubt. Und mein Glaube wäre so stark gewesen, daß ich glückselig geworden wäre!

Mein geliebter Freund, Sie waren nicht so stark, mir diesen Glauben schenken zu wollen! Es wäre der wundervolle Höhenpunkt meines armen Lebens geworden. Ach! Bisweilen überfällt mich schmerzlichste Traurigkeit, daß ich sagen und klagen muß:

Vorbei sind die Tage der Rosen!

192.

Georg an Agathe.

27. Juni.

Liebe Freundin!

Sie müssen mir verzeihen, wenn ich ein Störenfried bin, wenn ich eifersüchtig aussehe und wenn ich über Sie wache wie ein sorglicher oder egoistischer Ehemann. Ihre Genesung schreitet so furchtbar schnell vorwärts, daß ich es nicht verstehe.

Ich kenne das Leben. Mit zweiundvierzig Jahren ist man bei meiner Entwickelung — Sie nennen mich erfahren! — mißtrauisch geworden gegen sich selber wie gegen andre. Höchst mißtrauisch. Wolframsdorff liebt Sie! So wie Leute seines Schlages lieben! Er ist vorsichtig, und wenn man ihn ausforscht, gibt er verräterisch-verschlossene Antworten: „Wie? Was? Frau von Uechtritz? Ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen? Ist sie denn noch hier?" — Und dann komme ich zu Ihnen und Sie sagen mir in Ihrer lieben Freimütigkeit: „Eben war Herr von Wolframsdorff da."

Frau Potiphar, Sie sagen, die Tage der Rosen seien vorbei! Wer weiß? Vorläufig nur Ihrer prächtigen Theorie nach. Die femme de trente ans erlebt mitunter wundersame zweite Sommer. Und die Legenden der Liebe weiß ein Wolframsdorff vielleicht wirksamer vorzutragen als der schwärmerischste Romantiker. Sie haben selbst einmal gesagt: Die Frauen lieben im Manne immer ihr imaginäres Ideal.

Hüten Sie sich!

193.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 28. Juni.

Mein lieber Georg!

Sie ärgern mich. Hüten Sie sich! Wenn Sie so fortfahren, werden Sie mich schließlich verletzen und verwunden. Es paßt Ihnen offenbar nicht, daß ich nicht nach Ihrem Programm langsam gesunde. Das ist unfreundschaftlich von Ihnen und wirkt wie ein fremder Zug störend an Ihrem Bilde.

Mein Trost ob der überwundenen Leidenschaft zu Ihnen ist der glückliche Gedanke, dadurch ein Anrecht auf den Himmel erworben zu haben. Das ist zwar für das weitere irdische Dasein nur ein schwacher Trost, indessen, immerhin ein Trost. Haben Sie mir nicht einmal gesagt, das einzige Geheimnis der Lebenskunst läge darin, sich immer zu trösten zu wissen?

Worin besteht in Ihren Augen mein Unrecht, mein tadelhaftes Verhalten? Darin, daß ich mein farbloses Dasein durch eine Zerstreuung, durch einen harmlosen Flirt, meinetwegen eine Koketterie bunter zu machen suche? Uebrigens habe ich das gar nicht einmal gesucht. Die Gelegenheit war die Verführerin. Wozu sollte ich mich dagegen wehren? Sie kennen mich doch so gut! Auch habe ich keinen Genuß daran. Ich fürchte mich vor einsamen Grübeleien.

Soll ich ganz aufrichtig sein? Ja? Dann muß ich Ihnen gestehen, daß ich Sie doch liebe!

Das Leben der Menschen ist eine lange Kette von ewigen Widersprüchen. Bin ich nicht der beste Beweis davon? Und sind Sie nicht auch ein Beweis, Sie, der Sie mich einmal geliebt haben wollen?

Es ist ganz unmöglich, immerdar ein harmonischer Mensch zu bleiben. Unser Ich von heute ist nicht mehr das von gestern und noch nicht das von Morgen. Gerade der höhere Mensch ist endloser Wandlung unterworfen und im Moment, wo er fühlt, daß seine Entwicklungskraft schwindet, stirbt sein Reiz und verblaßt sein Glanz. Er beginnt zu sterben. Ihr Ich, das mich liebte, entschwebte in die Ferne, als mein Ich nach ihm verlangte. Die Uhren unserer Herzen gingen nicht im Takte.

Machen Sie mir keine Vorwürfe, daß ich mir mein Leben mit einem Male ein bißchen mondän einrichte. Ich tue es, um mich von meiner ziellosen Liebe abzulenken. Ich lasse mich im Marktlärm der Gesellschaft betäuben, um die Seufzer meines armen Herzens nicht zu hören. Zu meiner völligen Genesung ist mir jedes Mittel gut.

Ich habe bis jetzt immer nur das Glück anderer gestreift und mein eigenes volles Glück nicht zu schaffen verstanden. Ich habe genügend Anlaß, in diesem Punkte Fatalist zu werden. Sie sind es in allem! Aber ich will mir meinen armen Glauben doch noch wahren. Ich will aus meiner eigenen Asche von neuem erstehen. Ich bin unterlegen und lebe wieder auf. Ich bin unvernünftig und doch vernünftig. Ich hege heiße Hoffnungen und ertrage die wehmütigste Enttäuschung. Immer und überall leide ich und will mich

doch meines Lebens freuen. Mutterglück, Freundschaft, Liebe, die Künste und die Natur, das Leben und die Träume, nichts wird mir zum reinen höchsten Gefühl. Ein Rest von namenloser Sehnsucht opalisiert mir jedes Gefühl. Meine Phantasie ist übernährt. Drei Frauen könnten sich in sie teilen und damit glücklicher werden denn ich eine, die ich am Zuviel leide. Ich wende übermenschliche Geduld an, mich zu mäßigen und die Fluten meines Ichs einzudämmern. Vielleicht habe ich Ihnen soviel von meinem Ueberflusse geschenkt, daß meine Anstrengungen von Erfolg gekrönt werden. Meine Dornenkrone! Ahnen Sie noch nicht, welche Kämpfe meinem jetzigen beinahe wieder normalen Zustande vorangegangen sind?

Georg, passen Sie sich meinem neuen Ich endlich an! Ich will Ihnen auch dies danken. Sie brauchen nur zu wollen. Freuen Sie sich meiner vorschreitenden Genesung! Ich fühle, sie geht ihrem Ziele zu. Nehmen Sie mich, wie ich bin. Und seien Sie nicht mißmutig! An manchen Tagen ist meine Seele ernst, hilflos, müde, matt, vor schmerzlicher heimlicher Schwere. An solchen Tagen haben Sie mich geliebt. An andern Tagen aber bin ich fröhlich und guter Dinge, fest und selbstbewußt. An solchen Tagen liebe ich mich. Es gibt Tage, wo die Seele die Vorherrschaft hat und nach dem Ueberirdischen strebt, und Tage, wo das Körperliche, wo Sinnlichkeit und Jugend herrschen und das armselige wirkliche Leben lebenswert machen. Heute habe ich einen Tag der Lebenslust. Hätte die Seele heute die Hegemonie, dann müßte ich bitterlich wei-

nen, daß ich so heiß geliebt habe und daß Sie mich so betrübsam wenig kennen.

Heute habe ich ein Meer von Rosen erhalten. Meine Lieblingsblumen: Malmaisons! Als sie kamen, fiel mir ein, daß sich die Herzen derer, die uns am meisten lieben, in den Sternen verlieren. Verstehen Sie mich?

Addio, mio caro!



194.

Georg an Agathe.

Montag, 3. Juli.

Liebste Freundin!

Gestern bei Tisch bei Ihrer Freundin waren Sie entzückend! Es gibt Tage, wo man Ihr Herz fühlt, wo es Wärme und Licht über alle ausstrahlt, die um Sie sind. Dann erobern Sie sich alle. In der Harmonie dieser Beleuchtung sehen Sie die Menschen und nehmen sie zu sich. Aber so sind sie nicht. Trauen Sie diesen Trugbildern nicht! Es sind Ihre eigenen Geschöpfe, die Sie an sich ziehen. Nehmen Sie den Schein nicht für das Sein!

Ich kenne Wolframsdorff sehr genau. Wir waren ja zusammen Leutnants. Er ist der charmanteste Gesellschaftsmensch, den man sich denken kann. Er ist ein

guter Kamerad, ein Kavalier in allen Dingen. Nur in einem ist er mir von jeher bedenklich leichtherzig vorgekommen: in seinen Beziehungen zu den Frauen. Er war das als Junggeselle wie später als Ehemann, und er hat sich auch nicht geändert, seitdem ihn seine Frau vor zwei Jahren verlassen hat. Sie haben alle diese Stadien selbst verfolgt. Somit dürften Sie ihn eigentlich nicht verkennen.

Mehr sage ich nicht. Nur das noch, daß ich nicht eifersüchtig bin. Dieses Wort paßt nicht in unsre gute Freundschaft.

Ich drücke Ihnen die Hand.

Ihr getreuester Georg.



195.

Agathe an Georg.

Rosenhof, am 4. Juli.

Mein lieber Freund!

Sie sind zweifellos eifersüchtig. Das ist eine Schwäche an Ihnen, die mich sehr kleinlich dünkt. Das ist also Ihre Achillesverse. Wer hätte es gedacht! In diesem Punkt gleichen Sie den alltäglichen Männern. Da ich Sie aber frei von kleinlichen Mängeln haben will, so werde ich alles aufbieten, Sie zu heilen.

Wolframsdorff ist mir ungefährlich. Er und alle andern. Wenn mir je ein Mann gefährlich war, dann war es mein Sankt Georg. Die anderen? Ach, die Liebe von heute! Bei den genialen Männern ist Liebe entweder ein banales Ventil ihrer Sinnenlust, während ihre Seele dem gehört, das ihren Geist beschäftigt und über den Alltag erhebt, mögen sie Künstler, Staatsmänner oder große Handelsherren sein. Oder die Liebe ist ihnen ein Spiel, und wehe den armen Opfern. Und die Liebe der Durchschnittsmännlein! Sehr viel Eitelkeit, viel Förmlichkeit, wenig Zartheit und keine Treue! Von der Jagd nach Reichtum gar nicht zu reden.

Ich schreibe Ihnen in meinem kleinen gelben Salon, den Sie so lieben. Das Gelb ist Ihre Lieblingsfarbe. Gelb, die Farbe der Herrscher. Eine Marschall-Niel in der blauen venezianischen Vase. Der feine Duft des Zedernholzes um mich. Ueber mir Corots Elfentanz, ein Geschenk von Ihnen . . .

Alles um mich herum still und stumm. Der Tag geht zu Ende. Das Abendrot sickert in das Zimmer. Ein Blatt der sterbenden Rose fällt. Das einzige Geräusch. Der Tod einer Blume verursacht die einzige stumme Bewegung. Der Tod bringt Leben. Wie sonderbar! Mein Herz zittert leise. Wie köstlich sterben die Blumen!

Ihre Agathe.



196.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 7. Juli.

Lieber Freund!

Warum erscheinen Sie nicht im Rosenhof? Ist das freundschaftlich? Ist das galant? Ist das artig?

Eveline war eben da. Sie hat mir berichtet, daß Sie gestern bei ihr zu Tisch waren. Otto hätte den Wunsch geäußert, im Auto nach Loschwitz zu fahren, um mich zu überraschen. Zum Sonntagsnachmittagskaffee im Rosenhofe. Ein so netter Gedanke! Aber Sie hätten dagegen gesprochen. Hätten zu Haus arbeiten wollen.

Was arbeiten Sie?

Es war gegen Ihre Natur recht unliebenswürdig von Ihnen!

Tausend herzliche Grüße!

Ihre Agathe.



197.

Georg an Agathe.

8. Juli.

Meine liebe Freundin!

Gewiß muß ich Ihnen unliebenswürdig erscheinen! Aber Sie sind selbst schuld daran. Am Sonnabend abend wollte ich zu Ihnen zum Abendessen kommen. Ich wußte, daß Sie zu Haus sein würden. Wie ich in der Straßenbahn über die Elbbrücke fahre, holt mich das von ihm selbst gefahrene Gespann des Herrn von Wolframsdorff ein. Als ich dann an der Calberla-Straße ausstieg, kam es im Schritt die Straße herunter. Der Kutscher hielt an, um mich zu fragen, ob er mich den Berg hinauffahren dürfe.

Braver Zweiter sein? Nein! So ließ ich Ihnen den Ersten und schlenderte vorüber am Rosenhof, das mir im Moment die Qualen des Inferno bereitete, die Höhe noch weiter hinan bis an die Waldung. Auf der Bank am Rande habe ich eine Stunde lang geträumt. In der Tiefe, bei den hohen Pappeln, blinkte das rote Dach Ihres Hauses . . .

Abends bin ich in den Klub gegangen und habe mich bei einer Flasche Forster Jesuitengarten zu trösten versucht. Wenn ich Alkoholiker werden sollte, tragen Sie die Schuld daran!



198.

Agathe an Georg.

9. Juli.

Lieber guter Freund!

Sie sollen nicht grollen, aber Sie dürfen auch nicht unfreundlich und unfreundschaftlich zu mir sein! Mein lieber Ritter ohne Furcht und Tadel, Sie quälen mit raffinierter Geschicklichkeit eine arme Frau! Ein Herz, das Sie ehedem verschmäht haben?

Habe ich mir je merken lassen, wenn ich vorübergehend eifersüchtig auf eine andere war? Niemals! Gut! Tun Sie desgleichen! Reden Sie nicht mehr von Wolframsdorff! Er gehört seit vielen Jahren zu den Gästen meines Hauses. Seine Frau war eine gute Bekannte von mir. Daß sich beide nicht verstanden haben, war mir fast schmerzlich. Dann sah ich ihn lange Zeit nicht, bis er mir in La Panne wieder begegnete. Er schilderte mir seine Einsamkeit. Das hat mich gerührt. Mehr als Mitleid fühle ich nicht ihm gegenüber. Was ich an ihm schätze, das ist sein musikalischer Sinn. Er ist ein geradezu künstlerischer Pianist. Aber wozu dies rühmen? Sie kennen ihn ja viel besser als ich. Spricht nicht auch das für ihn, daß Sie mit ihm verkehren — oder verkehrt haben?

Warum sind Sie am Rosenhof vorüber gegangen? Wenn Sie eingetreten wären, wie das Ihre Freundespflicht war, dann hätten Sie die Rolle des

rettenden Engels gespielt. Mich vor einer geschmacklosen Szene bewahrt. Wissen Sie, er hat mir eine ziemlich deutliche Erklärung gemacht und beim Weggehen von der „Blindheit der Frauen" gejammert, die „das Glück am Wege stehen lassen".

So steht das Gefecht!

Liebe ist Spiel, sagen Sie. Warum wollt ihr Männer immer zuerst, daß aus Spiel Ernst werden soll? Spiel ist Grazie.

Ich fange an zu bereuen. Ich werde ihn nach und nach aus meinem Heim verbannen. Aber ich bitte Sie, lassen Sie mich dies nicht taktlos übereilt tun!



199.

Georg an Agathe.

Liebe Freundin!

Lachen Sie mich aus, verspotten Sie mich! Sie sind nicht im gewöhnlichen Sinne kokett. Das ließe Ihre Natur gar nicht zu. Aber auf Ihre Art können Sie sehr grausam sein.

Darf ich Ihnen sagen, was mich gräßlich aufregt und geradezu verletzt? Die Sorglosigkeit, mit der Sie die Angelegenheit Wolframsdorff behandeln, wenn ich mit Ihnen darüber spreche, — und die Gewichtigkeit, die Feierlichkeit, der Ernst, die e r zur Schau trägt! Er hat seiner Geliebten den Laufpaß gegeben — ver-

zeihen Sie mir, daß ich (notgedrungen!) davon spreche — und in einer Weise, die aller Welt bekannt geworden ist. Ich und andre sind überzeugt, daß er alles daran setzt, um in Ihrem Dasein die erste Rolle zu spielen. Er muß Sie kompromittieren.

Wolframsdorff behandelt mich höflich-kühl. Er ahnt alte Rechte, die ihn ärgern. Mein Gott, besitze ich sie noch? Langsam und unaufhaltsam wächst zwischen ihm und mir eine instinktive dumpfe Feindschaft. Wenngleich keiner bewußt etwas tut, was sie schüren könnte, fühlen wir sie doch beide.

Sie kennen meinen Enthusiasmus in Dingen der Freundschaft. Es lodert in mir ein ähnliches wildes Feuer, wenn Groll, Haß, Rachlust mein Herz erfüllen. Ich muß einen unbeugsamen Hunnenfürsten unter meinen Ahnen haben! Im Augenblick, wo ich Sie verloren habe, werde ich haltlos sein.

Ich küsse mit aller Inbrunst meiner Seele Ihre geliebten Hände.

Ihr Georg.



200.

Agathe an Georg.

11. Juli.

Mein geliebter Freund!

Sie sind ein Kind und ein Rebell!

Niemals sollen Sie mich verlieren! Niemals werde

ich mein armes Herz einem andern schenken. Glauben Sie mir das! Seit ich Sie kennen gelernt, könnte ich keinem andern gehören. Aber Sie haben mich verschmäht! Erinnern Sie sich, bitte, auch an das, was ich über Dankbarkeit und Pflichten gesagt habe! Es hat sich nicht das geringste an den Fesseln geändert, die mich an meinen Mann ketten.

Können Sie wirklich nicht begreifen und glauben, daß mich die große überwundene Leidenschaft für immerdar flügellahm und unheilbar skeptisch gemacht hat. Tag und Nacht schwebte ich auf Traumes- und Sehnsuchtsfittichen gegen eine Sonne, bis ich vor dem Ziel wieder hinab zur Erde sinken mußte. Nie wieder versuche ich den Flug. Was ich mit starken Flügeln nicht erreichen konnte, soll ich das mit gebrochenen erhoffen? Ich habe keinen Mut, kein Vertrauen und keine Kraft dazu.

Ich möchte mich auf eine stille Insel retten. Weltfremd möchte ich für mich leben, in einem Traumland, weit weg von den Häßlichkeiten und Kleinlichkeiten des realen Lebens, glücklich, meine kleine Tochter neben mir zu haben und — einen treuen, mich immer verstehenden Freund zu besitzen. Dieses enge Dasein wäre mir genug. Was geht mich die große Welt an? Mich — nichts! Aber ich gehöre mir nicht allein an. Sophie wächst heran. Ich darf mich ihr zuliebe weder von der Gesellschaft entfernen, noch mich ihr entfremden. Ich muß meinen Platz darin wahren. Ich muß wenigstens ein wenig der Welt gehören.

Sie sind ein kluger, erfahrener Menschenkenner und

mich verstehen Sie in meinem Zusammenhange mit der Außenwelt so wenig! Gehen Sie in sich!

Trotzdem wünsche ich, daß mich mein schlechter Freund heute nachmittag auf ein paar Stunden besucht. Ich werde für niemand anders da sein. Wir wollen uns einmal die Herzen ausschütten. Denken Sie daran, daß wir in acht Tagen nach dem Ober-Engadin reisen. Wir, das sind Agathe, Sophie, meine Schwägerin und Susanne. Nutzen Sie die kurze Frist aus, ehe wir auf viele Wochen getrennt werden! Wir wollen uns noch so oft wie nur möglich sehen.

Ihre Agathe.



201.

Georg an Agathe.

Liebe Frau Agathe!

Es ist mir heute abend unmöglich. Ich habe mich verabredet. Darf ich dafür morgen zu Tisch hinauskommen? Geben Sie dem Niklas ein großes Ja auf einem kleinen Kärtchen als Antwort!

Herzlichsten Gruß!

Ihr Georg.



202.

Agathe an Georg.

13. Juli.

Mein lieber Georg!

Mein heutiger Brief wird Ihnen den festesten Beweis liefern, daß ich Ihnen bis zum letzten meiner Tage die treueste und verständigste Freundin bin und bleibe. Aeußerlichkeiten können Ihnen wie mir in Zukunft nichts mehr anhaben. Desto inniger werden wir unser Seelenleben einen.

Gestern um fünf Uhr telephonierte mir Eveline, ihr Mann hätte eine Loge im Zentraltheater genommen: die Geschwister Wiesenthal. Ein Platz sei für mich bestimmt. Ich nahm an. Sie hatten ja eben die Absage gesandt.

Wir saßen keine zehn Minuten auf unsern Plätzen, als Herr von Wolframsdorff in unsrer Loge erschien. Er ist ja überall! Ich begrüßte ihn kühl, aber meine Freundin, die offenbar wirklich glaubt, ich goutierte meinen unverscheuchbaren Verehrer, bietet ihm einen Sitz an und bittet ihn, uns Gesellschaft zu leisten. Hauptmann von der Heyden hatte erst in letzter Minute sein Nichtkommenkönnen vermeldet, so war unglücklicherweise ein Stuhl von unsern vier frei. Gerade neben mir. Ich beginne Ihnen zu glauben: Wolframsdorff ist ernstlich um mich bemüht. Nun tut er mir leid. Trotz meiner unterstrichenen Kälte zögert er nicht einen Moment und bleibt.

Um nicht mit ihm zu plaudern, nehme ich mein Glas und mustre die Logen. Ich tue es sonst nie. Es ist mir so furchtbar gleichgültig, wer mit mir im Theater sitzt. Gestern tue ich's also aus Not. Und — wen erblicke ich? Meinen liebsten besten Freund! Sie! Da hatten wir das „Unmöglich"!

Mein lieber Georg, jetzt bin ich ganz sicher, Sie rein und wunschlos zu lieben. Mein Herz pochte wohl zuerst, als wolle es zerspringen. Ein Stich, ein Frösteln, ein Zittern. Dann empfand ich nichts mehr. Ich saß da wie gestorben.

Als meine Augen wieder klar sahen, habe ich Ihre Proszeniumsloge nicht wieder aus dem Blicke gelassen, wenn ich's mir auch nicht anmerken ließ. Wolframsdorff hatte sich wohl oder übel Eveline gewidmet, die ihn zu meinem Glück auch nicht wieder frei gab. Zu meinem Glück, sage ich, denn ich hätte ihm sonst vielleicht meinen innern Zustand verraten.

Ich habe jede Bewegung von Ihnen beobachtet!

Sie saßen hinter Ihrer schönen Begleiterin. Wie besorgt Sie um sie waren! Sie haben ihr den Sessel so gerückt, daß sie die Bühne ganz übersehen sollte. Sie haben ihr die goldene Tasche gereicht, aus der Seitentasche Ihres Smokings heraus! In der ersten Pause kam Ihr Freund Trosky. Sichtlich war er auch gut bekannt mit i h r. Und während die beiden plauderten und lachten, musterten Sie gelangweilt den Zuschauerraum und da entdeckten Sie — endlich — mich! Ich hatte Ihnen kürzlich von den entzückenden Tänzerinnen vorgeschwärmt. Somit wußten Sie, daß ich sie gesehen hatte. Und ebenso kennen Sie mei-

ne Gewohnheit, niemals zweimal dasselbe Programm eines Varieté zu erdulden. Ich mache mir gar nichts aus dem Varieté. Nur den modernen Tanz liebe ich. Das hat mich auch zu einer Ausnahme bestimmt.

Georg, bestätigen Sie mir das eine: ich habe in meiner Haltung weder Verwunderung noch Verachtung gezeigt, ich bin kalt gegen Wolf# ramsdorff geblieben, nicht im geringsten kokett aus verletzter Eitelkeit oder kleinlicher Rache. Ich habe so gut wie nichts gesprochen. Mit einem Worte: ich war die korrekteste Freundin.

Von der Vorstellung habe ich nichts gesehen. Die Lichtflut der Bühne tat mir weh. Ich habe mich tausend Szenen unsrer gemeinsamen Erlebnisse erinnert und habe gegrübelt, philosophiert, gedacht — in fieberhaftem Durcheinander. Ich war sterbenskrank. Es ist ja nun vorüber! Meine Sehnsucht, meine mißhandelte und doch hoffende Sehnsucht, mich Ihnen ganz zu geben, zu seligster Lust und höchster Freude, diese scheue, unbeholfene Sehnsucht ist zu Grabe gegangen. Nun bin ich ganz geheilt und völlig genesen. Ich liebe Sie nicht mehr meinetwegen. Sie ist nicht mehr, meine arme Sehnsucht, die ich hegte und pflegte, wenn ich Sie in meinen Träumen liebkoste. Ich habe aufgehört, die Egoistin zu sein, die ich war. Ich bin nicht mehr selbstsüchtig, ich bin ruhig, wunschlos, klug und vernünftig.

Ich mag Sie gern, Sie und alles, was in Ihnen ist, weil Sie der vornehmste und ritterlichste Freund sind. Sie sind gut, zuverlässig, klug, zärtlich, taktvoll. Ich glaube fest an Sie heute wie einst. Die Huldi-

gung, die Sie mir dargebracht haben, indem Sie mich nicht zu einer Ihrer Geliebten gemacht haben, verstehe ich jetzt in heißer Dankbarkeit.

Ich danke Ihnen für den unglücklichen, beschämten Ausdruck, den Ihr Gesicht annahm, als Sie mich erkannten. Sie waren in Angst, mir Kummer zu bereiten. War es so? Mein bester Freund, dieser Kummer gehörte zu meiner Entwicklung. Ich habe ihn überwunden.

Gewisse Naturen können nur seelisch treu bleiben. Als Ihre Frau hätte ich mich in diese Erfahrung nicht fügen können. Ich hätte Ihnen die körperliche Untreue wohl niemals verziehen. Sie hätte mich Ihnen entfremdet. Und so hätten sich auch unsere Seelen verloren. Haben Sie bis in diese Ferne gesehen?

Da wir nur Freunde sind, so ist nichts geschehen, was uns einander entfremden könnte. Das Herz tut mir zwar doch ein wenig weh, — das freundschaftliche Herz.

Ihre Agathe.

Nachschrift: Man kann alles Menschliche grotesk finden. Wolframsdorff war über Ihr Mißgeschick so erfreut, daß ich aus seinen Mienen grinsende Befriedigung herausgelesen habe. Ich war darüber empört. Er ist also im Innersten kein feinfühliger Mann. Seit dieser Entdeckung verachte ich ihn. Ich habe es ihn sofort merken lassen und einen feindseligen Blick geerntet. Verliebte Männer sind wie böse Tiere.

Soll ich Ihnen noch etwas gestehen? So töricht bin ich! Hätten Sie das gedacht? In der zweiten Pause

verließen Sie Ihre Loge und gleichzeitig Wolframsdorff die unsrige. Ich bildete mir, ich weiß nicht mehr, was Unsinniges und Sonderbares ein, und mein Herz hörte einen Moment auf zu schlagen. Was für unselige Feinde von sich selbst sind phantastische Frauenherzen! Erst als ich Sie, nonchalant und gemächlich, wie Sie immer sind, wenn Sie sich langweilen, in Ihre Loge zurückkommen sah, wurde ich ruhig.

Sie haben sich für heute zu Tisch angesagt. Ich erwarte Sie in nervöser Ungeduld. Es ist zehn Uhr vormittags. Noch acht Stunden! Eine Ewigkeit!

Ihre schwesterliche Agathe.



203.

Agathe an Georg.

14. Juli.

Mein lieber Freund!

Gestern, den ganzen Abend, so feierlich verstört! Ich habe Sie auf das Zärtlichste behandelt. Ich werde nie anders mit Ihnen sein.

Als ich Schuberts „Abschied" sang, haben Sie geweint. Es war mir entgangen, weil Sie in der geöffneten Tür im roten Licht der Abendsonne und im beweglichen Widerscheine des Grüns der Bäume saßen,

aber Sophie hat mir berichtet: „Onkel Georgs Augen waren voller Tränen! Woran hat er gedacht?“

War es nicht ein wundervoll harmonischer Abend? Waren wir nicht glücklich? Was für schwarze Gedanken haben Sie gepflegt?

Vergessen Sie nicht, daß Sie übermorgen, zum Sonntag, bei Mutter zu Tisch gebeten sind. Ich komme halb zwei Uhr. Sie auch, bitte! Es ist Sophiens Geburtstag, und ihre Freude wäre unvollkommen, wenn Sie nicht kämen.

Ihre Agathe.



204.

Agathe an Georg.

Montags, den 16. Juli.

Bester geliebter Freund!

Ich bin zu Tode erschrocken. Eben lese ich im Dresdner Anzeiger, daß gestern, am Sonntag, früh sieben Uhr, in der Heide ein Pistolenduell zwischen Herrn G. v. R. und Herrn H. v. W. stattgefunden hat und daß der erstere beim zweiten Kugelwechsel in den rechten Oberarm getroffen und kampfunfähig gemacht worden ist.

Mein Gott, es ist nicht anders: das sind Sie! Jetzt wird mir Ihre Art, von mir Abschied zu nehmen, Ihr

Verhalten am Sonnabend usw. klar. Am liebsten wäre ich auf der Stelle zu Ihnen gefahren. Nur die Furcht, vielleicht mit Ihrer blonden Freundin zusammenzutreffen, hat mich zurückgehalten. Josef bringt Ihnen diese Zeilen. Er hat strengen Befehl von mir: er muß Sie persönlich sehen und sprechen. Erlauben Sie's ihm, bitte ich Sie. Sonst bin ich nicht ruhig.

Haben Sie jemanden, der Sie pflegt? Wenn nicht, darf ich kommen und es übernehmen?

Ich bin vor Unruhe halbwirr. Mein lieber guter Georg, was haben Sie da getan! Sie, der Sie niemandem etwas zuleide tun, Sie, die Güte und Nachsicht selber! Wenn ich mir vorstelle, daß Sie hätten fallen oder für immer Krüppel bleiben können, daß Sie vielleicht Wundfieber haben und wer weiß was Schlimmes, so bin ich unfähig, klar zu denken. Ich bin in Tränen.

Lassen Sie mir schnell Nachricht zukommen!

Ihre Agathe.



205.

Georg an Agathe.

Montag mittags.

Beste gütigste Frau Agathe!

Ich diktiere der Krankenschwester diese Zeilen. Ihr Josef steht daneben und freut sich, daß ich höchst ver-

gnügt bin. Das wird er Ihnen noch mündlich schildern.

Die Wunde tut verteufelt weh, aber sie ist nicht weiter gefährlich. Der Knochen ist unberührt. Der Arzt ist eben gegangen. Er hat mir versichert, in acht Tagen könne ich das Duell fortsetzen .... Scherz beiseite, ich fühle mich ganz leidlich. Ein bißchen Fieber. Muß ein paar Tage liegen bleiben. Die Sache ist also im allgemeinen gut abgelaufen.

Leben Sie wohl und sorgen Sie sich nicht ernstlich um mich. Es wird vorübergehen, wie alles vorübergeht. Ich küsse Ihnen die Hand und lasse Sophie vielmals grüßen.

Nachschrift: Mein Neffe Michael trifft heute abend aus Bonn ein. Er wollte seine ersten Ferien als Studiosus hier bei mir verleben. Davon kann unter diesen unvorhergesehenen Umständen natürlich keine Rede mehr sein. Was soll er in einem Krankenzimmer? Er mag eine kleine Reise unternehmen. Er wird sich erlauben, Ihnen morgen nachmittag persönlich Nachricht von mir hinauszubringen.



206.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 17. Juli abends.

Mein lieber Freund!

Ihr Neffe hat uns Ihre Grüße überbracht und allerlei von Ihnen und Ihrem Befinden erzählt. Auch alles, was Sie ihm über das Duell mitgeteilt haben. Ein etwas dürftiger Bericht. Vor allem weiß ich noch immer nichts über den Anlaß Ihrer Differenz mit Herrn von Wolframsdorff. Wie konnten Sie sich duellieren! Sie Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts! Ich begreife niemals einen Zweikampf unter Männern Ihrer Art. War es denn wirklich unvermeidlich?

Ich mache mir viel Sorgen um Sie. Ihr Diener ist ein Musterexemplar, aber immerhin: ein guter Diener ist noch lange kein Krankenpfleger. Michael hat mir erzählt, die Krankenschwester sei nur bei Tage bei Ihnen. Behalten Sie sie doch lieber dauernd da! Ich mache mir Vorwürfe, Ihre Pflege nicht sofort und ohne konventionelle dumme Bedenken übernommen zu haben. Mögen die Leute denken, was Sie wollen! Heute ist Montag. Am Mittwoch werde ich Sie gegen Abend aufsuchen. Ich bin mir das ebenso wie Ihnen schuldig. Ich will Sie ein wenig aufheitern. Michael sagt, Sie seien so still.

Hat Ihnen Ihr Neffe ausgerichtet, daß wir eigentlich schon jetzt, bestimmt aber in acht Tagen in das

Ober-Engadin gehen müssen. Sophiens Arzt verbleibt bei seiner Forderung eines Luftwechsels. Der Sommer sei heuer viel zu heiß für sie. Auf jeden Fall warte ich aber mit der Abreise, bis Ihr Arm soweit gediehen ist, daß jedwede Gefahr ausgeschlossen ist. Eher hätte ich keine Ruhe.

Ich habe Michael aufgefordert, sich mir und Mutter anzuschließen. Reden Sie ihm zu! Oder lieber: befehlen Sie's ihm! Er liebt Sie so, daß er mir erklärt hat, er müsse bei Ihnen bleiben.

Wir gehen nach Silvaplana. Meine Schwägerin und Susanne nach Sankt Moritz. Vielleicht kommen Sie als Genesender nach. Machen Sie mir diese Freude!



207.

Georg an Agathe.

19. Juli.

Liebste beste Freundin!

Mit der linken Hand zu schreiben, noch dazu im Bett, das ist eine ungewohnte und ungelenkige Sache! Mein Niklas gibt Ihnen zwar Ihrem Wunsche gemäß alle Tage entweder persönlich oder telephonisch einen genauen Krankenbericht, aber mein Freundschafts-Gewissen bedrückt mich in einer Hinsicht. Niklas er-

zählt Ihnen gewiß tausend Einzelheiten, aber in diesem einen Etwas ist er zweifellos verschwiegen wie das Grab.

Sie beklagen meine Verlassenheit. Beste Agathe, so schwer mir das Geständnis fällt: Ihr Mitleid zu mißbrauchen, das bring' ich doch nicht fertig. So muß ich mich schon Ihrer Nachsicht und Ihrer Duldsamkeit anvertrauen. Aus Grauen vor Langerweile und Einsamkeit habe ich gestattet, daß mir die „Blonde", — wie Sie sie nennen — Gesellschaft leistet und mich pflegt. Seit gestern. Beklagen Sie mich also nicht als einen Verlassenen!

Ich hätte mich gern von Ihren geliebten weißen Händen pflegen lassen. Aber es ist tausendmal klüger so. Das „Warum" erzähle ich Ihnen später. Aus einem Grunde reut mich freilich die Gastfreundschaft, die ich ihr gewähre. Nun kann ich mir Ihre Besuche nicht erbitten. Das ist sehr schmerzlich für mich. Schmerzlich und — wiederum klug!

Michael habe ich wegkomplimentiert. Was soll er am langweiligen Lager eines Kranken? Zufällig hat ihn einer seiner Studiengenossen auf ein paar Tage zu sich eingeladen, ein junger Herr von Brühl, nach Seifersdorf, dem bekannten Besitztum dieser Familie.

Leben Sie wohl, gütigste Freundin! Ich drücke Ihnen innigst die Hand.

Ihr Georg.



208.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 20. Juli.

Lieber Georg!

Mein armes Herz hat sich ein letztes Mal zusammengekrampft. Das war die Sterbestunde meiner irdischen Liebe. Seien Sie aber nicht betrübt, daß Sie mir dieses letzte Leid angetan haben. Ich traure ja selbst nicht um diese Liebe. Lassen wir sie ruhen. Friede ihrem Angedenken!

Da Sie in acht Tagen — den Arm in der Binde — wieder ausgehen dürfen, wie ich zu meiner größten Freude höre, so werden wir uns also vor unsrer Abreise sehen, die nunmehr auf Sonnabend den 29. festgesetzt ist. Wie freue ich mich darauf! Ich möchte die Reise ja gern noch weiter hinausschieben. Indessen, es ist unmöglich. Der Hauslehrer ist bis zum 10. September beurlaubt. Den kommenden Winter soll Sophie tüchtig lernen, damit sie zu Ostern in der Quarta des Mädchengymnasiums Aufnahme findet. Sie ist, wie Sie wissen, im Juli zwölf Jahre alt geworden. Ich möchte, sie soll sich im Gebirge recht ordentlich erholen. Mit einem Worte, wir müssen fort.

Michael, mit dem ich gestern gegen Abend ein Viertelstündchen durch den Fernsprecher geplaudert habe, begleitet uns. Das wird sehr nett. Er hatte Geldbedenken. Sein Vater halte ihn sehr knapp. Ich habe

ihm versichert, daß Sie für eine genügende Reisekasse bereits gesorgt hätten.

Gestern, bei meiner Schwägerin, habe ich Herrn von Szanto getroffen. Durch Susannens Ungeschicklichkeit kam die Rede bei Tisch auf das unselige Duell. Die Gesellschaft hat sich allerlei Vermutungen und Märchen gebildet. Widerlich, diese banale Klatschsucht! Man behauptete also auch gestern, der Anlaß des Wortwechsels zwischen Ihnen und Wolffsramsdorff — also doch damals im Theater! — sei die Tatsache, daß Sie ihm die „Blonde" abtrünnig gemacht hätten. Da warf die superkluge Susanne mit einem sonderbaren Blick auf mich ein: „Aber Kinder, seit wann schießt man sich wegen einer Kokotte!"

Meine Schwägerin brachte das Gespräch gewaltsam auf ein anderes Thema. Mir war's ganz heiß geworden. Georg, warum sind Sie in dieser Angelegenheit so gar nicht offen gegen mich, Ihre vielgepriesene „beste" Freundin? Das Wörtchen „klug", das zweimal in Ihrem letzten Briefe wiederkehrt, verstärkt meinen Argwohn. Mein Gott, ich bin am Ende gar die Veranlassung dieses Zweikampfes. Hat sich Wolframsdorff damals eine Bemerkung über mich erlaubt? Sie haben ihn sehr scharf zurückgewiesen. Szanto ist Zeuge des Vorganges gewesen. Ich wage ihn jedoch ohne Ihre Erlaubnis nicht auszufragen. Ich bitte Sie, klären Sie mich auf! Es ist Ihre Freundespflicht. Ich fühle mich schuldig. Hat sich eine harmlose kleine Koketterie so grausam gerächt! Ich zittre, wenn ich an diese mögliche Erklärung der Dinge denke.



209.

Georg an Agathe.

24. Juli.

Liebste gütige Freundin!

Sie fordern die Wahrheit! In diesem Falle ist es von mir beinahe unritterlich und prahlerisch, Ihrem Verlangen zu willfahrten. Theoretisch ist Offenheit gerechtfertigt, ja, aber es fällt mir unsagbar schwer, sie in der Praxis zu betätigen. Eine Bedingung: erwähnen wir die Angelegenheit dann niemals wieder!

Die Medisance hat Sie und mich in der letzten Zeit — wie soll ich's möglichst humorvoll in Worte fassen? — na, sagen wir: in einen Topf geworfen. Sie wie ich, wir kümmern uns um Klatsch nicht. Trotzdem, die Sache ärgerte mich um Ihretwillen. Um dem Gerede die Spitze abzubrechen, ließ ich mich häufig in lebemännischer Gesellschaft sehen. Sie verstehen! Absichtlich. Daß Sie mich dabei ertappen sollten, das wollte ich natürlich nicht. Daß es geschah, machte mich an jenem Abend sehr nervös. Wolframsdorff war das Opfer meiner Nervosität. Er erlaubte sich eine respektlose Bemerkung.

Ich bin eigentlich ein Duellgegner. Zumal, nachdem ich der Gesellschaft den Beweis gegeben habe, daß Feigheit nicht der Grund meiner Verachtung des Zweikampfes ist, werde ich mir kein Blatt mehr vor den Mund nehmen, wo es gilt, Duelle zu verspotten. Trotz-

dem gibt es Fälle, in denen ein Duell unter den heutigen Verhältnissen nur schwer, vielleicht gar nicht zu vermeiden ist. Die braven Europäer sind große Kinder. Und die sie regieren, erfreuen sich daran. Was nützen alle Vorschläge zur Abschaffung dieser traditionellen Farce, — wenn sie nicht von allerhöchster Stelle kommen?

Zurück zu uns! Der Klatsch ist der Meinung, der Anlaß zu dem Duell sei die blonde Magdalena. Ich habe diese alberne Legende aus „klugen" Gründen nicht dementiert. Ihre schöne Nichte war scharfsichtiger als die Masse. Das hat mich außerordentlich gefreut.

Ich werde meine Beziehungen zu dem blonden Wesen sehr bald wieder abbrechen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan! Uebrigens ist auch sie im Wahne, ich hätte mein edles Blut für sie verspritzt. Aus Eitelkeit oder Dankbarkeit — wer kennt das Menschenherz? — pflegt sie mich wirklich mit Hingabe und großer Sorgfalt. Zum Dank hab' ich ihr vier Wochen Aix-les-Bains versprochen. Sobald ich reisefähig bin, verschwinden wir hier von der Bildfläche. Der Arzt hat mir den Ort zur Nachkur empfohlen.

Verzeihen Sie mir großmütig die Berührung von Dingen, die Ihnen häßlich erscheinen. Jetzt werden Sie aber alles klar sehen. So soll es immer zwischen uns sein.

Hat meine linke Hand nicht prächtig schreiben gelernt?

Leben Sie wohl! Ich küsse Ihnen die lieben Hände.

210.

Agathe an Georg.

Am 24., abends.

Mein geliebter Freund!

Ich hatte die Wahrheit vom ersten Moment an im Gefühl! Ich möchte Sie schelten, daß Ihre Treue zu mir allzuweit gegangen ist, aber ich vermag es nicht. Eins sage ich Ihnen aber, vielmehr schwöre ich Ihnen feierlich, daß mein Verhalten zur großen Welt nie je Anlaß geben wird, daß Sie ein zweites Mal Ihr Leben für mich einsetzen müssen. Wie soll ich Ihnen das erstemal vergelten?

Ich drücke Ihnen innigst die Hände.

Immer Ihre Agathe.



211.

Agathe an Georg.

Rosenhof, den 28. Juli.

Mein lieber Freund!

Ihr Diener vermeldet mir eben, daß Sie morgen noch nicht ausgehen dürfen. Erst in ein paar Tagen.

Das ist für uns alle beide sehr betrüblich. Da Sie mir aber versichern lassen, von irgendwelcher Gefahr könne keine Rede mehr sein, so soll es bei der Abreise am 29. bleiben.

Ich nehme Abschied von Ihnen. Niklas bringt Ihnen ein paar Bücher, Neuerscheinungen, die ich für Sie besorgt habe. Vertreiben Sie sich einsame Stunden damit. Leben Sie wohl! Vergessen Sie mich nicht!

Niklas hat versprochen, mir alle Tage über Ihr Befinden zu depeschieren. Hoffentlich geht's auch bald wieder mit dem Schreiben.



212.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 3. August.

Mein lieber Freund!

Ich sitze mit Sophie auf einer blütenbestickten Matte am Julier. Drunten der stille grüne See. Rechts, blendend weiß, der Piz della Margna. Gegenüber die Wasserfälle und der Piz Corvatsch. Links, in der Ferne, wie ein buntes Bildchen in dunkelgrünem Rahmen, Sankt Moritz. Nah betracht' ich's nicht gern. Diese Riesenbaukästen dünken mich in dieser großen Natur zu geschmacklos.

Sie kennen dies alles. Sie haben mir früher davon erzählt. Ich wollt', Sie wären mit da und zeigten mir Ihre Lieblingsplätze.

Silvaplana klingt wie ein Märchenname. Und es ist auch märchenschön. Was für eine glückselige Stunde muß das gewesen sein, in der die Natur diese Landschaft schuf! Ich bin bezaubert und möchte nicht wieder fort. Etwas Wunderbareres kann's ja nicht geben. Der Gedanke, wieder von hinnen zu müssen, macht einen schon im voraus schwermütig.

Gestern lag der See da, smaragden, spiegelglatt, ganz verschlafen. Heute ist er erregt. Weiße Kämme glitzern auf und nieder. Durch die Wellen leuchtet die Sonne. Das nimmt ihm jede bestimmbare Farbe. Aber auch in dieser Wandlung bezaubert er mich. Heute nachmittag will ich mich auf einen der Felsblöcke setzen, um die das grüne Wasser spielt, und mich in die Märchen seiner Tiefe hineinverlieren.

Forse che si, forse che no! Diese Antwort bekomme ich hier sehr oft. Nämlich allemal, wenn ich einen versonnenen Weg, einen träumenden Winkel im Walde, einen jubelnden Ausblick frage, ob S i e wohl hier gewesen seien. Wenn ich solche Blicke in dies Zauberland hier tue, möchte ich immer, daß Sie es ebenso gesehen und genossen hätten. Und dann wünsch' ich mir, Sie wären da, um Ihnen zu sagen, was sich doch nicht schreiben läßt.

Wenn ich's versuche, komme ich mir oft armselig vor. Wissen Sie warum? Weil ich Ihnen bereits im Augenblicke des Genusses, in der Einbildung, alles erzählt habe, was ich Ihnen sagen möchte. Und

der Nachhall ist nicht mehr der Inhalt der schönen Stunde. Das schafft in mir einen leisen, seltsamen Zwiespalt. Ach, und ich möchte doch zu jeder Minute harmonisch sein, nicht nur in den Stunden auf den Höhen der Stimmung. Harmonisch wie die Landschaft drunten zu meinen Füßen. Die Natur ist immer vollkommen. Wir nur tragen die Unvollkommenheit hinein, wenn wir uns einbilden, sie in ihr zu spüren. Wir, die ruhelosen Menschen . . .

Ich habe Blumen gepflückt. Die Alpenflora entzückt mich. Ich liebe die Blumen, die hier wachsen, über alles. Immer trage ich einen Strauß davon in der Hand. Die Alpenblumen duften ganz auf eigne Weise. Ganz sonderbar. Am stärksten die purpurrote leuchtende Männertreue. Sie wächst nur auf den höchsten Höhen, die Männertreue.

Heute habe ich noch keine Nachricht von Niklas. Von Ihnen selbst überhaupt noch keine, seit wir hier sind.

Michael ist nach Sankt Moritz gegangen. Susanne abzuholen. Sie glauben nicht, wie sehr ich ihn in mein Herz eingeschlossen habe. Er ist ein prächtiger junger Mensch.

Schreiben Sie mir!



213.

Georg an Agathe.

Dresden, 4. August.

Liebste ferne Freundin!

Mein Arm ist so gut wie geheilt. Seit gestern ist jede Gefahr beseitigt. Kurz, ehe Sie abreisten, war eine Verschlimmerung eingetreten. Fieber und so weiter. Wir haben es Ihnen verheimlicht. Wie gern wäre ich vor Ihrem Weggange hinausgeeilt zu Ihnen, Lebewohl zu sagen!

Es ist sehr unbequem, mit der linken Hand schreiben zu müssen. Seien Sie mir also nicht bös, daß ich so wenig schreibe. Uebermorgen gehe ich endlich wieder aus, den Arm natürlich in der Binde. Ich freue mich sonderbarerweise gar nicht mehr darauf. Ich bin trübsinnig. Vielleicht durch die lange Zeit Stubenluft.

Seien Sie gegrüßt, Sie, Sophie, Michael, Susanne, alle!

Zärtlichst gesinnt

der Ihre,

Georg.



214.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 6. August.

Mein lieber guter Freund!

Ich habe es nicht gefühlt, daß Sie kränker waren, als Sie zugaben! Ich habe geglaubt, was man mir sagte. Keine bange Ahnung hat mich gehindert, froh und guter Laune abzureisen. Und nun geht es Ihnen offenbar gar nicht gut. Ich habe große Lust, an Ihren Arzt zu schreiben. Mag er denken, was er will. Er ist ein so toleranter Mensch. Vielleicht findet er meine Anfrage durchaus natürlich und recht. Ich möchte nur nicht, daß mein kranker Freund Anlaß hätte, auf mich bös zu sein.

Sie sind melancholisch. Wenn jener Satz wahr wäre, daß die Seele, die viel gelitten, Heilkraft über andre Seelen besitzen soll, dann müßte ich Sie heilen können. Aber sagen Sie mir: von welchem Uebel? Das Wort „trübsinnig" brennt mir geradezu in die Augen, wenn ich Ihren letzten Brief wieder in die Hände nehme. Es ist ein verzweiflungsvolles Gefühl für mich, daß Sie mir so fern sind und daß ich nichts für Sie tun kann.

Ich war heute vor dem Dejeuner auf dem Muottas Muraigl. Ich habe über die weißen Gipfel hinweg nach Norden ausgeschaut in die blauen Fernen — nach Ihnen. Ich mache mir große Vorwürfe. Es lag

vielleicht in meiner Hand, ein gewisses Ereignis zu verhindern. Sie werden das nie zugeben, aber ich komme über diesen Gedanken nicht hinweg.

Jegliche Geselligkeit widert mich an. Die Menschen unsrer Gesellschaft, sind sie nicht fast alle Drohnen? Innerlich arm und klein, äußerlich elegant und anmaßend, alles in allem unfruchtbar und unnütz? Die sportliebenden Drohnen sind mir die allergräßlichsten. Welche Armseligkeit, einer Betätigung Wert beizumessen, in denen der Dümmste und Albernste Meister sein kann! Ich nehme nur den Sport aus, der unter Todesgefahren die Naturgewalten besiegt.

Susanne wird von zwei Dandys der Hof gemacht, schicken hübschen Jungen, die nichts im Kopfe haben als Tennis, Segeln, Golf usw. Im Geiste vergleiche ich Sie mit diesen kleinen Helden der Gesellschaft. Sie haben sich im Sinne der Männer der Renaissance erzogen. Wo gibt es aber unter der jüngsten Generation junge Leute, die ebenso ihren Vollblüter zu meistern wissen, wie ihre eigenen Ideen über irgendein seltenes Buch, die Schönheit einer Landschaft, die Reize einer fernen Kultur verliebt vorzutragen.

Wenn Sie wieder gesund sind, schenken Sie mir etwas, um was ich Sie herzinnig bitte! Die Nachricht, daß Sie sich einer bestimmten Beschäftigung mit Eifer widmen. Lassen Sie Ihre reichen Gaben nicht im Brachland verderben. Verachten Sie mit mir die Drohnen, indem Sie keine sind! Lieben Sie mich darin! Dann wird Sie keine Melancholie mehr heimsuchen.

Ihre getreueste Agathe.

215.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 7. August.

Liebster Freund!

Alle Morgen erfreut mich der immer besser lautende telegraphische Krankenbericht. Sie gehen heute zum ersten Male wieder aus. Meinen herzlichsten Glückwunsch!

Aus Ihrer heutigen Depesche lese ich etwas wie weltmännische Resignation. Was haben Sie? Beichten Sie? Will die blonde Magdalena Sie nicht nach Aix-les-Bains begleiten? Ich würde es bedauern. Sie sollten nicht einsam sein. Oder hat sich sonst ein Rosenblatt über den jetzt doch moosweichen Pfad Ihres Erdenganges gelegt? Erzählen Sie! Ich werde Sie trösten.

Graf Szanto ist gestern hier eingetroffen. Er will von uns Abschied nehmen. Man hat ihn nach Wien versetzt. Er ist betrübt, sein angenehmes Leben an der Dresdner Gesandtschaft beendet zu sehen. Arbeit hatte er dort so gut wie nicht.

Eben treten Susanne und ihr Anbeter in das Schreibzimmer, wo ich sitze und dies schreibe. Sie strahlen vor Lebenslust und Jugendmut. Das Abschiednehmen des Ungarn wird darin auslaufen, daß er uns Susanne entführt. Ich meine natürlich: nach allen Regeln der Konvenienz. Die beiden passen vortrefflich zueinander.

Zwei wohlerzogene, leichtlebige Menschen ohne geistige Tiefen. Sie werden, nach dem landläufigen Ausdruck, glücklich werden.



216.

Georg an Agathe.

Dresden 10. August.

Meine liebe Freundin!

Sie haben richtig geraten. Aix-les-Bains ist vom Programm gestrichen. Die Magdalena hat mich verlassen. Ich bin herzlos froh darüber. Mit meiner Melancholie hat diese Episode nichts zu schaffen.

Szanto hat mir, ehe er nach Sankt Moritz eilte, seinen Abschiedsbesuch gemacht. Also: Er und Susanne! Ich wünsche den beiden von Herzen Glück.

Ich bin ein schlechter Briefschreiber. Ich möchte Ihnen so gern etwas recht Liebes und Herzliches sagen. Aber ich fürchte überschwenglich zu werden und Ihnen dann unnatürlich zu erscheinen oder gar sentimental. Nichts ist mir schrecklicher als Sentimentalität. Begnügen Sie sich darum, bitte ich Sie, mit der wortkargen, aber innigen Versicherung, daß ich Ihrer zärtlichst gedenke.

Mein Arm ist völlig wieder hergestellt.



217.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 12. August.

Mein lieber Georg!

Immer noch die Melancholie! Ich will sie Ihnen verjagen. Kommen Sie flugs her! Ich werde Ihnen im hübschesten Hotel, das es hier gibt, das beste Zimmer mieten mit dem schönsten Blick auf den Piz della Margna.

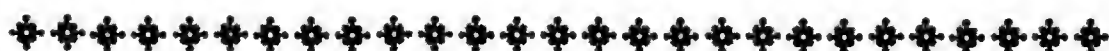
Susanne und der Ungar sind „glücklich" verlobt. Er ist gestern als erklärter Sieger nach Wien abgereist. Die beiden werden noch im Herbst heiraten. Das große Rad des Lebens hat die Lose zweier Menschen zusammengebracht. Glück oder Unglück? Was harrt ihrer? Wer weiß es? Niemand, und wäre er der erfahrendste Seelen- und Schicksalskenner, hat den Mut, ihnen zu sagen: „Ihr jagt einer Illusion nach, die sich unmöglich erfüllen kann. Seid bescheiden in Euern Erwartungen! Je weniger man erhofft, desto wertvoller ist einem das Wenige, das man findet!"

Was hätte es für einen Sinn, ihnen zuzurufen: Liebe ist Illusion? Man könnte ihnen doch keine andre Freude als Ersatz bieten. Susanne ist durchaus ein Weltkind. Eitel und selbstzufrieden. Aeußerliche Triumphe sind ihr der höchste Genuß. Allein der Grafentitel vor ihrem künftigen Namen und die neunzackige Krone darüber bereiten ihr ein kindisches Vergnügen.

Wie ganz anders ist meine Sophie geartet! Mir bangt um ihr Schicksal. Sie bedarf einmal eines Herzens-Aristokraten. Er kann meinetwegen Meyer oder Schulze heißen. Nur muß er ein voller Mensch sein. Sie ist schon zwölf Jahre alt und so ist der Tag nicht mehr allzufern, wo ich sie einem Unbekannten hingeben muß. Wie vieler Liebe und Sorglichkeit bedarf es für mich, um die Vertraute ihres scheuen Herzens und ihrer geheimsten Gedanken bis dahin zu bleiben! Ich will ihre Freundin, nicht nur ihre Erzieherin sein. Vielleicht gibt es irgendwo einen jungen Mann, dem eine glückliche Mutter Herz und Seele rein bewahrt hat. Vielleicht fügt es ein guter Engel, daß wir ihn finden. Ich will dann gern all das Leid vergessen und vergeben, das mit zugeteilt war.

Ein törichter Traum: ich wünschte, Sie wären zwanzig Jahre alt, Sie, dessen Gefühlsart und Geistesgaben, Vorzüge und Fehler ich so genau kenne wie meine eigenen. Lachen Sie mich nicht aus, Liebster! Es ist mir sehr ernst zumute. Meine Seele ist voller Tränen.

Ewig Ihre Agathe.



218.

Georg an Agathe.

Paris, 14. August.

Geliebte Freundin!

Ihr Wunsch, mich einer intensiven Tätigkeit zuzuführen, hat sich schneller erfüllt, als wir je denken konnten. Das Schicksal geht wunderliche Wege.

Mein leichtsinniger Bruder hat seinem Leben am 12. August ein Ende gesetzt. Einzelheiten darüber werde ich Ihnen später erzählen. Die Tat ist hier in Paris geschehen und niemand außer mir und Ihnen soll je erfahren, daß es kein Unfall war, sondern Verzweiflung und Lebensüberdruß.

Ich bin allein hergekommen, um ihn, fern von unserm Erbbegräbnis, hier zu bestatten. Einen Verwandtenkreis haben wir nicht.

Michael, Eberhards einziger Sohn, der letzte derer von Rockau, ist von mir noch nicht in Kenntnis gesetzt. Ich bitte Sie, übernehmen Sie dieses traurige Amt. Ihn hierher zu rufen, halte ich für unnötig. Trösten Sie ihn! Ich weiß nicht, ob er an seinem Vater hängt. Gekümmert hat sich der Tote nie um ihn. In den letzten Jahren haben sich beide kaum gesehen. Mein Bruder war ein Ahasver, der nirgends Ruhe und Rast fand, immer den seltensten Genüssen nachjagend. Es war sein unseliger Stern, der ihn nach großen Enttäuschungen einen rein materiellen Epiku-

reer werden ließ. Ich bin einen andern Weg gegangen. Hab' ich darum das geringste Recht, ihn zu verdammen?

Michael ist nun mein Sohn. Sein Vater hat ihm nichts als tolle Schulden hinterlassen. Ich werde alle meine Kräfte einsetzen, die wirren pekuniären Verhältnisse zu ordnen und wieder gesund zu machen. Da ich nicht heiraten werde, ist Michael mein Erbe. Rockau wird fortan von mir bewirtschaftet werden. Einen tüchtigen Inspektor haben wir ja bereits; er konnte sich bisher nur nicht entfalten, weil mein Bruder nichts von ihm verlangte als immer wieder Geld.



219.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 16. August.

Mein geliebtester Freund!

Die Wendung Ihres Schicksals, das mir neben dem meiner Sophie über allem andern auf Erden am Herzen liegt, hat mich erschüttert und zugleich mit freudigster Zuversicht erfüllt. Sie sind nun nicht mehr unnütz in der Welt. Bester, Sie waren es ja bereits nicht mehr, als Sie meinen Lebenspfad betraten. Sie haben mich zu einer zufriedenen, mit ihrem Leben ausgesöhnten Frau gemacht. Die Dankbarkeit eines

Mitmenschen in diesem Maße errungen zu haben wie Sie die meine, ist das nicht immer etwas? Viel sogar. Von nun an werden Sie für Ihren Michael leben und kämpfen. Es wird Ihr volles Glück sein.

Wenn Sie einer Hilfe in materieller Hinsicht bedürfen, um Ihrem Schützling das Gut seiner Vorfahren zu erhalten, dann erwarte ich, daß Sie sich nicht an fremde Leute wenden, sondern immer zuerst an Ihre Freundin, die Ihrem Michael die Mutter ersetzen möchte. Ich gehöre nicht zu den engherzigen Egoisten, die eine Freundschaft durch Geldangelegenheiten gefährdet sehen. Im Gegenteil. Also keine falsche Scham in dieser Hinsicht! Ich gehöre Ihnen mit allem, was ich besitze, und ich werde immer eine Glücksempfindung erleben, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein darf. Und wenn Sie einmal die letzten Bedenken nicht überwinden können, dann sagen Sie sich einfach, daß Sie es für Ihren Neffen tun m ü s s e n.

Michael gleicht Ihnen in vielen Dingen. Auch er ist Idealist und Romantiker, und da er noch in der ersten Jugend steht und frisch und unverdorben ist, noch nicht von Erfahrungen und Enttäuschungen heimgesucht, so ist er ein entzückender junger Mann. Das Leben hat ihm nur erst Schönes zu schenken begonnen. Reichen Sie mir Ihre väterliche Hand: wir wollen beide alles tun, ihm alle seine Illusionen zu erhalten. Er will Gelehrter werden. Also das, was Sie hätten werden sollen!

Er und Sophie sind schnell ein Herz und eine Seele geworden. Sie bringt ihm alle Tage selbstgesuchte schöne Alpenblumen, Enzian und Männertreue und

Herbstzeitlosen. Um sich dankbar zu erweisen, zerbricht er sich den Kopf, wie er ihr allerhand kleine Dienste erweisen könne. Seine noch unbeholfene Galanterie ist so recht die des werdenden Gelehrten. Ich glaube, er wird einmal ein Muster von Gründlichkeit. Somit ist er gar nicht nach seinem unglücklichen Vater geartet. Er hat unser aller Herzen gewonnen.



220.

Georg an Agathe.

Rockau, 20. August.

Beste Freundin und Schwester!

Ich bin nicht mehr in Unruhe und Sorge, daß sich unser Herzensband je wieder lockern könnte. Diese Zuversicht verleiht mir Selbstachtung und einen unbeschreiblich heiteren Mut, die Mühe und Arbeit eines verantwortungsreichen Lebens auf mich zu nehmen. Ich empfinde meine Pflichten wie eine süße leichte Last. Gefalle ich Ihnen in dieser Verjüngung? Ich fühle sie selber wie ein spätes, kaum noch erhofftes Glück: das echte schwere Herbstglück!

Sie, Mutter meinem Michael! Schöneres konnten Sie mir nicht verheißen. Soll ich Ihnen gestehen, welcher Wunsch mich beim Lesen Ihrer zärtlichen Worte

ergriffen hat? Sophie und Michael Hand in Hand durch ihr ganzes Leben schreiten zu sehen.

Das ist natürlich nichts als ein heimlicher Wunsch. Niemals würde ich durch eine Aussprache in den Lebensgang unsers geliebten Sohnes einzugreifen wagen. Aber eine leise Ahnung flüstert mir die Erfüllung dieses letzten meiner Wünsche zu. Ihre Sophie wird Ihr Ebenbild und in Michael ist der junge Georg wieder erstanden, so wie er vor zweiundzwanzig Jahren in die Welt ging. Was sich Ihnen im Leben nicht erfüllt hat, und was es mir nicht gehalten, — das soll es diesen beiden jungen Menschen gewähren!

Was sagen Sie dazu, Geliebteste?



221.

Agathe an Georg.

Silvaplana, den 22. August.

Liebster Freund!

Was ich dazu sage? Wollte es Gott so fügen! Es würden nicht nur zwei Menschen glücklich, sondern vier Herzen! Ich bin tiefbewegt über diese Aussicht in die Zukunft. Ich zittere für dieses ferne Glück.

Wir wollen aber auch uns beide nicht vergessen. Gebärden wir uns nicht wie zwei ganz alte Menschenkinder: Sie mit Ihren zweiundvierzig und ich mit mei-

nen dreiunddreißig Jahren. Ich habe lächeln müssen, als ich mir das eben vergegenwärtigte. Großmutter und Großvater! Können wir den Winter des Lebens so gar nicht erwarten? Sie beginnen den arbeitsreichen und damit vielleicht den wichtigsten Teil Ihres Daseins und ich, — ich fühle mich alles andre denn alt. Ich habe mich selber wiedergefunden, und ich schaue genau so tatenlustig auf das Kommende wie Sie! Dieses stolze Selbstbewußtsein danke ich Ihnen. Wie verworren war der Gang meiner inneren Erstarkung! Unsre Briefe enthalten die Urkunden hierüber, den Kriegsbericht.

Das erweckt einen Wunsch in mir: Ich möchte alle meine Briefe an Sie einmal hintereinander lesen und über diesen Zeugen bestandener Kämpfe träumen und sinnen. Senden Sie mir das Kästchen! Sie bekommen's wieder.



222.

Georg an Agathe.

26. August.

Meine liebste Agathe!

Ja, Kämpfen, ehrlichen wackeren Herzenkämpfen ist in diesen Briefen ein Denkmal gesetzt. Den Frieden, der ihnen gefolgt, soll uns kein Feind je wieder entrei-

ßen. Die wunderlichste Freundschaft hat uns beide geläutert. Wir gehören einander auf immerdar an, untrennbar und unersetzlich, in einem erlesenen Glücke, im Glücke der seltsamsten Liebesleute!



Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.


32101 069170478

